

Palästinensische Novelle

Prolog.

Wie Leo Flamm seine Wohnung in der Grolmannstrasse verlässt, begegnen ihm auf der Stiege zwei Männer. Sie haben einen schweren, gewichtigen Gang. Ihre Gesichter sind dumm von der Ueberlast der Bedeutsamkeit. Einer von ihnen sieht Leo Flamm scharf an, mustert die schlanke Gestalt, die blauen Augen, das unauffällig gleichmässige Gesicht und fragt mit amtlicher Schärfe: »Der Jud Flamm wohnt hier?«

Leo Flamm lächelt. »Leo Israel Flamm« sagt er.

Auch die Beamten lächeln. »Sie kennen ihn?« fragt der Zweite. Seine Stimme ist nicht frei von Argwohn. Leo deutet mit dem Daumen über die Schulter. »Vierter Stock links.« Dann steigt er weiter die Stiegen hinunter. Er spürt Blicke in seinem Nacken wie Dolche, die gegen das Rückgrat stechen. Es tut weh. Alle Angst tut weh. Aber er beschleunigt die Schritte nicht. Wenn nur die Knie nicht zusammenbrechen, denkt er. An einem Treppenabsatz bleibt er stehen und zündet eine Zigarette an. Zwei, drei Sekunden versäumt. Diese drei Sekunden können mein Tod sein. Aber die Sekunde, die er gewinnen wird, wenn er zu hasten beginnt, kann ihn verraten.

Die vier Beamtenstapfen stapfen weiter aufwärts. Er ist für den Augenblick gerettet. Die Flucht kann beginnen. Sie kann ins Werk gesetzt werden, wie sie längst geplant ist. Seit einem Jahre ist er ein Tier im Käfig. Draussen gehen die Wächter auf und ab und schauen von Zeit zu Zeit durch die Stäbe. Er weiss, dass man ihn eines Tages abholen wird, als einen unter Tausenden. Es braucht keine Gründe dafür. Und da er das weiss, hätte er längst fliehen müssen. Es ist alles vorbereitet. Jedes Schriftstück, das er je in seinem Besitz gehabt hat, ist vernichtet. Jedes Buch, das nicht auf dem Rücken den Namen eines amtlich zugelassenen Klassikers trägt, ist aus seiner Bibliothek ausgemerzt. Monat um Monat hat er mehr Geld von der Bank abgehoben, als er für sein Leben braucht. Er trägt ein flaches Bündel von Noten stets auf der Brust wie einen Talisman. Wenn er das Haus verlässt, trägt er schwere, dauerhafte Stiefel. Es möchte sein, dass sie Strapazen zu ertragen haben.

Aber weiter ist er nicht gediehen. Zur Flucht ist er nicht gelangt. Flucht, vor was auch immer und wohin auch immer, ist Entwurzelung. Nur die ganz Mutigen oder die Ängstlichen können sich leicht auf die Flucht begeben. Er ist beides nicht. Und so hat er sich damit begnügt, alles für den Augenblick zu bedenken, wo die Flucht ihm wie ein böses Tier ins Genick springen wird.

Jetzt ist es gesprungen, endlich. Darum verfällt er auch nicht der Panik. Er hat nur eine Sekunde für seine Knie gefürchtet. Aber er geht ganz aufrecht. Er verschmäht es sogar, ein Taxi zu nehmen. Das Programm muss in Ruhe und Gelassenheit durchgeführt werden. Wenn er etwas vergisst oder in falscher Reihenfolge abwickelt, ist er verloren. Der Plan ist in der Nächten des Nachdenkens so tief in sein Gehirn eingraviert, dass er nur noch in diesen Spuren denken und reagieren kann.

Er geht zur Bank und schreibt einen Scheck auf sich selbst aus. Der Mann hinter dem Schalter hält das Blatt in zwei spitzen Fingern hoch. »Was wollen Sie mit so viel Geld? Wohin wollen Sie damit?«

Leo Flamm zieht gelassen die Augenbrauen hoch – er hat es vor dem Spiegel lange und gut geübt – senkt vorsichtig die Stimme und sagt: »Ein Herr von der Partei war heute früh bei mir. Er braucht das Geld dringend. Für einen wohlthätigen Zweck. Er wartet draussen. Soll ich ihn hereinrufen?«

»Schwein« sagt der Bankbeamte. Er lässt es unbestimmt, wen er damit meint. Er setzt sein Zeichen auf den Scheck und gibt ihn zur Kasse hinüber. Der ganze Vorgang hat dreieinhalb Minuten gedauert, stellt Leo Flamm fest. Es ist also noch möglich, den Zehn-Uhr-Zug zu erreichen.

Er springt auf eine Strassenbahn und fährt in die Grenadierstrasse. Er sieht die Menschen nicht und sieht ihre Gesichter nicht. Er geht geraden Weges zu den beiden Läden, die er dort ausgewählt hat. Hier ist ein schwacher Punkt im Plan. Vor einer Woche bestanden die Läden noch. Ob sie heute noch existieren? Eine Woche ist im Schicksal des Juden eine Ewigkeit, seit man ihm die Gegenwart genommen hat.

Die Läden bestehen noch. Im ersten – Althandel Moses Israel Frankenstein, Jüdisches Geschäft – ersteht er einen Koffer. Der Verkäufer versichert: »Neu gestrichen. Ich habe alle Schilder heruntergekratzt. Nichts nachzuweisen, selbst wenn man ihn aufschlitzt.«

Im zweiten Laden vollzieht sich der Handel nicht so schnell. Aber diese Verzögerung hat Leo Flamm in seinen Plan eingerechnet. Er hat volle fünfzehn Minuten dafür angesetzt. Er weiss: Menschen, die Ritualgegenstände verkaufen, haben eine besondere seelische Verfassung und sind zuweilen schwer zu behandeln. Hinter einem langen, schmalen

50 Tisch sitzt ein uralter Mann, einer von jenen, die vor Müdigkeit nicht sterben können. Er sieht den Käufer an, aber er steht nicht auf. »Nun, was?« brummt er. Leo Flamm stellt den Koffer auf den Tisch, und beugt sich vor. Er flüstert »Wollt Ihr einen Juden vom Tode retten?«

Der Alte fährt auf. Generationen werden in ihm lebendig. Mit einem Schlage ist das müde Gesicht verwischt. Es nimmt den gespannten Ausdruck dessen an, der Mitwisser und Mitverschwörer ist; der weiss: der Jude ist immer
55 allein, und gegen ihn stehen Welten ...

Leo Flamm hat nicht viel zu erzählen. Der Alte versteht schnell. Er verschwindet mit dem Koffer in einem anderen Raum und kommt nach wenigen Minuten zurück, zitternd und stolpernd. Aber sein Gesicht ist hell und lebendig. Das Geld, das Leo Flamm ihm auf den Tisch legt, sieht er kaum an. Er fragt: »Einen Vater habt ihr noch?« – »Nein,« sagt Flamm. – »Dann lasst euch von mir segnen« sagt der Alte und legt ihm beide Hände auf den Kopf.

60 Leo Flamm bricht fast darunter zusammen. Solche seelische Belastung, solcher Schmerz des heimatlosen Herzens steht nicht im Plan. Es ist ein zusätzliches Gewicht, dass ihm fast die Schläfen eindrückt. Wie er auf die Strasse tritt, sieht er sie durch einen feuchten Schleier. Die Uhr zeigt siebenundzwanzig Minuten vor Abgang des Zuges.

Er geht in eine Telefonzelle und ruft die Firma an, bei der er noch hat arbeiten dürfen, weil seine besonderen Fachkenntnisse dem Vaterlande nützlich sind. »Ich bitte um Verzeihung« sagt er, »dass ich heute etwas später
65 komme.« – Von drüben wird geantwortet: »Augenblick mal.« Dann ist ein Raunen, Rascheln, Flüstern. Eine Frage: »Was ist los?« – »Ich habe mir einen Zahn ziehen lassen.« – »Wann sind Sie hier?« – »Ich muss noch in eine Apotheke. In zwanzig Minuten bin ich dort.« – Wieder Raunen, Rascheln, Flüstern. »Gut, beeilen Sie sich.« – Leo Flamm grienst vor sich hin. Gewiss wird er sich beeilen. Er sieht die beiden Beamten im Büro sitzen und warten ...

Die Uhr ist dreiundzwanzig Minuten vor Abgang des Zuges. Am Schalter stauen sich Menschen. Leo Flamm – als
70 habe er Zahnschmerzen – drückt ein Taschentuch über die linke Hälfte des Gesichts. Unauffällige Gesichter, halb verdeckt, prägen sich der Erinnerung nicht gut ein. Die Schlange rückt langsam vor. Zehn Minuten vor Abgang des Zuges. Leo Flamm spürt eine Ladung von Explosivstoffen in allen Nerven, die jeden Augenblick den ganzen Plan in die Luft jagen kann. Es flackert ihm vor den Augen. Er sieht zur Seite. Da hängt über dem Ausgang zum Bahnsteig eine grosse Tafel mit gläsernen Feldern. Er sucht seinen Zug: Aachen–Eupen–Malmedy. Da ist er. Bahnsteig römisch
75 vier. Eine Glocke schrillt. Hinter der römischen vier tanzen belichtete Buchstaben auf: Vor-aus-sicht-liche Verspätung ... sein Herz hält sich krampfhaft still ... zwei Stunden.

Es jammert in ihm. Zwei Stunden, das ist zu spät. In einer Stunde werden alle Bahnhöfe nach Leo Flamm abgesucht. Aber die Zahl rührt sich nicht vom Fleck. Sie hat kein Mitleid. Er lässt die Hand mit dem Taschentuch sinken. Die Menschenschlange schiebt sich vor. Sie trägt ihn mit sich. Seine eigenen Beine tragen ihn nicht mehr. Einen Willen
80 hat er nicht mehr. Es ist zu spät, neu zu denken. Acht Minuten vor zehn Uhr. Noch einmal schrillt die Glocke. Lichtschrift flackert über die Tafel: D-Zug Bremen–Emden–Norddeich, Bahnsteig römisch sechs.

Seine Gedanken springen wieder an. Vier oder sechs: das ist gleich, Dieses ist Grenze, jenes ist Grenze. Grenzen trennen nicht Länder. Grenzen trennen Bezirke des Mordens. Ein mit Farbe bestrichenen Stück Holz trennt Kulturen von einander.

85 Er wird vor den Schalter gestossen. »D-Zug dritter Emden.« Das hat er nicht gesagt. Das ist aus ihm heraus gesagt worden. Durch die Fensterscheibe des Schalters sieht er den Kopf des Ritualienhändlers aus der Grenadierstrasse. Der Segen eines alten Mannes ...

Abteil für Nicht-Raucher. In solchen Abteilen ist es ruhiger. Augen schliessen und scharf nachdenken. Man steigt in Emden aus. Wohin dann? Die holländische Grenze ist für einen Spaziergang zu weit. Er geht auf den Gang hinaus und
90 studiert die Karte, die dort hängt. Emden ist Hafenstadt und liegt am Dollart. Auf der Karte ist es bis zur holländischen Küste zwei Fingerbreiten. Hinsetzen und die Augen schliessen. Und nachdenken. Aber wenn man die ganze Zeit die Augen schliesst, werden die Mitfahrenden aufmerksam. Also zum Fenster hinausschauen. Landschaft rollt vorüber. Jedes Waldstück schneidet ins Herz. Das sind die Wälder seiner Jugend. Man kann ein Land verfluchen, aber seine Landschaft kann man nicht verfluchen. Man kann sie sich aus dem Herzen reissen. Aber es schmerzt. Er drückt den
95 Kopf gegen die Scheibe und weint still. Bis er sich schämt. Er lehnt sich in seine Ecke zurück und schliesst die Augen. Gott meint es gut mit ihm und wirft Schlaf über ihn, ohne Traum und ohne Unruhe.

Er wacht auf, wie das Geräusch von Bremsen ihn anschreit. Grosse Buchstaben ziehen in umgekehrter Richtung an ihm vorbei. Bremen. Ein Instinkt ruft ihn an. Er nimmt seinen Koffer und steigt aus. Was will er in dieser fremden Stadt? Er weiss es erst, wie er unten in der Halle steht. Er sucht das Postamt. Er muss ein Adressbuch von Emden
100 finden und sich Namen notieren, die so klingen, als könnten sie Namen von Juden sein. Er beeilt sich nicht. Besser, in der Dämmerung ankommen als am hellen Tage. Und damit ist sein Plan zu einem Teil wieder ins Gleichgewicht gebracht. Nur für eines muss die Vorsehung sorgen: von Emden aus die Grenze zu erreichen. Da ihm der Segen des Gebetes nicht zur Verfügung steht, muss er die ganze Last des ungewissen Ausgangs alleine tragen ...

Es dämmert schon stark, wie er in Emden aussteigt. Es geschieht, was im Plan eingraviert steht: vor dem Bahnhof, wie
105 er sich in den Strassen umsieht, hält eine Polizeikontrolle ihn an. »Ihr Ausweis!« – Er zieht erstaunt die Augenbrauen
hoch. »Meinen Sie den Pass?« – »Pass. Meinetwegen.« – »Aber uns Juden hat man doch die Pässe abgenommen!« –
Es klingt einfältig und gottergeben, dass der Beamte ihn mit einem kurzen Blick streift. »Hm, was machen Sie hier?«
– Leo Flamm weist auf seinen Koffer. »Ich habe einen Handel ...« – »Aufmachen, Vorzeigen.«

Während Leo Flamm das Schloss öffnet, ist seine Spannung gross und ehrlich. Was mag der Alte ihm hineingetan
110 haben? Er sieht: Gebetbücher, einen kleinen Becher, eine getriebene Kupferschüssel mit hebräischen Buchstaben,
Mesusoth für die Türpfosten jüdischer Häuser, zwei kleine neunarmige Leuchter. Der Beamte zieht einen davon
heraus. »Silber?« fragt er. Mit einer kurzen Bewegung bricht er einen Arm ab. Dann wirft er das Ganze in den Koffer
zurück. »Blech. Wem wollen Sie das andrehen?« Leo Flamm zieht eifrig sein Notizbuch aus der Tasche und beginnt,
Namen vorzulesen: de Vries, Hammerschlag, Mendel ... Der Beamte dreht ihm den Rücken und geht weiter. Leo
115 Flamm liest noch eine Weile in den leeren Raum hinein. Auf seinem Gesicht ist ein Lächeln eingefroren. Dann
schliesst er mit zitternden Händen den Koffer und geht in die Stadt hinein.

Vor ihm gehen zwei Männer, der eine dünn, der andere untersetzt, beide schwer und wiegend im Gang. Sie sprechen
holländisch. Es mag auch vlämisches sein. Sie sind leicht betrunken. Er geht an sie heran. »Der Hafen?« fragt er. Sie
stieren ihn an, gutmütig, lächelnd, ohne Verständnis. Zwei gute Bauerngesichter. Leo Flamm sieht sich flüchtig um.
120 Die Strasse ist leer. Er zieht einen Geldschein aus der Tasche und sagt leise und dringend: »Ich muss in den Hafen!«

Sie verstehen seine Worte nicht. Aber seinen Gesichtsausdruck, diese aufbrechende Angst, dieses breit über den Mund
gefurchte Entsetzen, diese grelle Panik in den Augen: das verstehen sie. Auch das Geld verstehen sie. Sie beraten
leise. Dann nehmen sie Leo Flamm in die Mitte. Einer hebt den Koffer auf seine Schulter, und so ziehen sie die
Strasse hinunter, an einem endlosen, hohen Drahtzaun entlang. Schuppen liegen dahinter. Kohlenhaufen. Hinter einem
125 schwarz geteerten Verschlag halten sie an. Einer beobachtet die Strasse. Der andere hebt ein Stück des Zaunes auf, der
am Boden gelockert ist. Er drängt Leo hindurch, schiebt den Koffer hinterdrein. Dann gehen sie laut schwätzend
zurück.

Leo Flamm steht auf dem Kai. Der Wind ist kalt und scharf vom Dollart her. Er zittert. Es dunkelt schon. Aus den
Bullaugen und Kombüsen der Schiffe kommen Lichter, weisse, gelbe, fahle. Gerade in seiner Blickrichtung dämmert
130 ein Name auf, weiss über schwarzen Bug gemalt: Martin, Vreesland, Rotterdam. Er sieht vor sich ein Laufbrett mit
einem Stabgeländer an einer Seite. Mit einem Sprung ist er darauf und geht auf das Schiff. Aber er kommt nicht weit.
Ein Matrose hält ihn an. »Wohin?« »Käpten« sagt er kurz. Der Matrose weist auf die offene Türe einer Kabine. Leo
Flamm geht hinein.

Der Kapitän sitzt an einem Klapp Tisch, die Ellenbogen über ein grosses Buch gestützt. Er sieht unwirsch auf.
135 »Sprechen Sie Deutsch?« fragt Leo Flamm. – »Ja. Was wollen Sie hier?« – »Wohin fahren Sie?« – »Rotterdam.
Wieso?« – »Nehmen Sie mich mit« bittet Leo Flamm.

Der Kapitän steht mit schurrenden Füßen auf. »Ich nehme keine Passagiere. Adjö.«

»Nehmen Sie mich mit« fleht Leo Flamm. »Ich muss über die Grenze.«

Der Kapitän ruft: »Holler!« – »Ho?« antwortet es aus dem Dunkel. – »Komm her, Holler.« Ein Matrose steckt den
140 Kopf in die Kabine. Der Kapitän weist auf Leo. »Bring den Mann da zur Hafenwache. Da gehört er hin.« – »Wohl,
Käpten.«

In Leo Flamm vollzieht sich in dieser Sekunde eine seltsame Zweiteilung. Er tritt aus sich selbst heraus und steht sich
gegenüber. Er sieht sich gegen den Türpfosten gelehnt. Der Koffer ist ihm aus der Hand geglitten. Sein Gesicht ist
ruhig. So sieht ein Mann aus, der einen Schritt vor der Grenze abgefangen wird. Schicksale sind nur böse, solange sie
145 sich nicht vollzogen haben. Wenn sie da sind, sind sie wie der Tod, mit dem man schreitet: ohne Furcht, weil ohne
Flucht.

»Komm mit« sagt Holler und berührt seinen Ärmel. Leo Flamm beginnt wieder zu denken. Er öffnet das Hemd an der
Brust und holt das Bündel Banknoten heraus, das er da trägt. Er nimmt das Geld aus der Tasche, das er am Morgen
behaben hat. Er legt beide Bündel auf den schmalen Tisch neben das grosse Buch. »Was soll das?« faucht der
150 Kapitän.

»Ich brauche es nicht mehr« sagt Leo bescheiden. »verteilen Sie es an Arme in Rotterdam. Es ist kein gestohlenen
Geld. Ich habe es ehrlich verdient. Aber ich brauche es nicht mehr. Wenn ich der Polizei in die Hände falle, brauche
ich in diesem Leben kein Geld mehr. Ich bin Jude.«

Er geht aus der Kabine heraus. Aber Holler geht nicht mit ihm. Er steht wie ein Klotz da, die Beute schwerfälliger
155 Gedanken. Der Wind vom Meere her ist hart und starr, eine lieblose Hand. Das Schiff knarrt in den Seilen, mit denen
es an eine verfluchte Erde gebunden ist.

Warum geht Holler nicht mit ihm? Es ist Zeit, diese Flucht abzuschliessen. Der Plan ist in Unordnung geraten. Da hört er eine Stimme: »Holler?« – »Käpten?« – Beide Stimmen sind unsicher und befangen. »Willst du ihn zur Hafenwache bringen, Holler?« Ein Zögern, dann eine schwere Entscheidung: »Wenn es Befehl vom Kapitän ist ... Aber ich bin
160 kein ... Mörder ...«

»Ich auch nicht« sagt der Kapitän. Holler geht fort. Der Kapitän stützt die Ellenbogen auf das grosse Buch. »Ich weiss von nichts« sagt er in die Seiten hinein. »Ich habe nichts gesehen.«

»Danke« sagt Leo Flamm leise. Aber er bekommt keine Antwort. Er versteht, dass er jetzt nur eine Aufgabe hat: nicht da zu sein. Er nimmt das Geld wieder an sich, hebt den Koffer auf und geht unschlüssig über das Deck. Aus einer
165 Luke kommt ein Dämmer von Licht. Durch das Dämmer winkt eine Hand. Leo Flamm steigt eine steile Treppe hinunter. »Leg dich in die Hängematte« sagt jemand aus einer Koje heraus. Leo Flamm wirft den Koffer zu Boden und schwingt sich in die Matte. Sie gerät in Schwingung. Sie schwingt in grossen Ausschlägen, rechts, links, immer weiter aus, durch Helles, durch Dunkles, in die Hölle hinein, in die starrende Kälte hinaus. Die Schwingungen packen ihn bei den Gliedern, den zerfaserten Nerven, schütteln das Letzte seiner Kraft aus ihm heraus und überlassen ihn leer,
170 müde, zerschlagen dem Trost aller zu Boden Geworfenen: dem Schlaf. –

I. Teil. Auf dem Wege nach Irgendwo.

175

I.

Leo Flamm steht in den Strassen von Rotterdam. Nie hat ihn eine fremde Stadt verwirrt, weil seine Neugier immer grösser war als seine Befangenheit. Aber dieses Rotterdam, das er seit vielen Jahren kennt, bringt ihn in Unordnung.
180 Irgend etwas ist nicht richtig, entweder in der Stadt oder in ihm. Er geht noch so, wie er es in den letzten vier Jahren getan hat: befangen, immer bereit, sich vor Unbekanntem zu ducken. Aber hier ist nicht Feindseliges. Hier ist alles gleichmütig, unhastig, ungezwungen, behaglich. Keine Uniformen, keine wilde Janitscharenmusik, keine grellen Plakate; kein Ausbruch des Martialischen und kein Ausdruck der stumpfen Verkümmern.

Was ist da geschehen? Ist hier Revolution gewesen? Haben sie ein Joch abgeworfen? Ist das Pendel wieder
185 zurückgeschlagen, vom Tier zum Menschen?

Er hat viel Mühe, einen Alldruck von sich abzuschütteln. Er erwacht langsam, beinahe widerwillig zu einem Gefühl, das ihm die Gelenke auseinander dehnt und ihn zittern macht: er ist ja ... frei! Er sieht erschreckt um sich. Und wenn es nun nicht wahr ist? Wenn sie jetzt wieder nach ihm packen? Sein Herz revoltiert, dass er sich gegen eine Hauswand stützen muss. Ihm ist schlecht zum Speien. Aber er darf nicht. Er wird die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich
190 lenken. Er flüchtet sich auf eine Bank am Kanal und sitzt da Stunde um Stunde, ausgehöhlt, leer, erschöpft.

Der Hunger treibt ihn auf. Er geht zögernd in ein Restaurant. Vielleicht ist das verboten? Aber niemand weist ihn fort. Er ist ein Gast wie andere Gäste. Er bestellt und isst wahllos, als hätte er wochenlang hungern müssen. Ein unendliches Behagen überkommt ihn. Er stützt die Ellenbogen breit auf den Tisch. Er schaut gesättigt durch die grosse Scheibe auf die Strasse und lächelt heimlich jedem zu, der da vorübergeht: nicht wahr, wir sind frei?

Aber das Lächeln hält nicht an. Es wird mit jedem Gedanken mühsamer. Es erstarrt endlich und erfriert. Er ist frei:
195 heisst das nicht zugleich, dass er vier Jahre lang wie ein Sklave an der gemeinen Furcht getragen hat? Das bleibt wie ein Makel auf der Seele kleben. Er ist frei; ja. Er ist so frei, wie ein Mensch nur frei sein kann, der auf der ganzen weiten Welt keinen zweiten Menschen mehr hat, zu dem er sich rechnen kann. Er weiss plötzlich nicht mehr, wohin er als Mensch gehört. Er weiss: als Emigrant wird er irgendwo einen Platz finden. Irgend ein Land wird sich ausrechnen,
200 dass er jung ist, etwas Kapital besitzt, ein guter Chemiker ist und man wird ihn nutzbringend verwenden. Oder keine Regierung wird ihm aus politischen Erwägungen Zuflucht gewähren, und die Organe der Wohltätigkeit werden sich seiner bemächtigen. Aber als Mensch ist er so vereinzelt, wie er es auch gestern in einem Lande war, das ein Mass des Menschlichen nicht mehr besitzt. Die Einzigen, zu denen er sich noch rechnen darf, sind die, die gleiches Schicksal mit ihm tragen. Aber wo ist der Raum, in dem er ihnen begegnen könnte? Um sich als Mensch zu fühlen, muss man
205 neben anderen Menschen leben; wirklich seinen Alltag mit ihnen leben. Aber wie lebt einer einen Alltag, dem noch nicht einmal die nächste Stunde mit Sicherheit gehört?

Und jetzt wird sein ganzes Denken schreckhaft überwältigt durch die Überlegung, die er auf dem Schiffe gewaltsam abgewehrt hat: was wird jetzt aus mir? Er weiss, dass er hier nicht bleiben kann. Er will es auch nicht. Der Anlauf, mit

210 dem er die Ketten der Trägheit gesprengt hat, ist noch nicht erschöpft und treibt ihn auf neue Wege. Und damit beginnt das grosse Abenteuer. Bis hierher ist es nur Flucht gewesen. Sie war ausgedacht bis zu der Sekunde, da die Grenze hinter ihm lag. Für weiterhin hatte die Phantasie nichts hergegeben.

Jetzt müsste sie anspringen und ihm Wege zeigen. Aber sie tut es nicht. Ihm fällt nichts ein. Wenn er noch wenigstens wüsste, wohin alle die anderen gewandert sind, die vor ihm der Hölle entronnen sind. Aber um die hat er sich nie
215 gesorgt. Es wird Ämter geben, in denen man Flüchtlingen sagt, wohin sie weiter fliehen können. In einer Hafenstadt wie Rotterdam wird gewiss auch eines sein. Man müsste irgend jemanden darnach fragen. Und natürlich müsste man einen Juden fragen. Wo findet man einen? Er sieht sich nach den Läden und ihren Aufschriften um. Er sucht die vertraute Bezeichnung »Jüdisches Geschäft.« Aber hier sind die Menschen nicht so schlicht mit Zeichen versehen. Und auch von den Gesichtern ist ihnen wenig abzulesen. Aber vielleicht kann man der alten Spur nachgehen, den
220 Namen, hinter denen sich ein altes hebräisches Wort verbirgt oder die Dummheit von Subalternbeamten, die bei der Namensgebung ihre Verachtung der Hülflösen bekundeten.

Es dauert lange, bis er den Namen Abramczek findet. Er steht auf einer niedrigen, breiten Glasscheibe und dient als Anpreisung für teure Handschuhe und Krawatten. Leo Flamm geht in den Laden. Eine Frau in den mittleren Jahren, gross gewachsen, schwerbrüstig, erhebt sich von einem Hocker. Sie spricht Holländisch. Er verlangt Handschuhe. Er
225 sagt es Deutsch. Die Frau spricht ohne einen Anflug von Staunen oder Interesse Deutsch weiter. Leo Flamm horcht auf: es ist ein Deutsch mit einem Klang von jenseits der Weichsel ...

Er wählt und zahlt. Dann fragt er wie nebenher: »Können Sie mir sagen, ob es hier ein Amt gibt ... ein Wanderungsamt für ... für Juden?« Frau Abramczek lässt langsam die Hände sinken. Ihr Mund steht halb offen. »Sie sind denn ein Flüchtling?« – Er lächelt höflich: »Man nennt es wohl so.«

230 Frau Abramczek prüft ihn genauer. Seine Kleidung ist neu und gut. Sein Gesicht ist nicht müde und verhärrt. Sie beginnt zu zweifeln. »Wann sind Sie gekommen?« – »Heute Morgen. Mit einem Schiff aus Emden.« Er setzt seinen Koffer nieder und streicht sich erstaunt über die Stirne. »Mir fällt ein: ich bin erst drei Tage unterwegs. Es könnten auch drei Monate sein.«

Frau Abramczek kommt nicht aus ihrer Zurückhaltung heraus. »Es kommen so viele jetzt. Und wir werden materiell
235 so sehr in Anspruch genommen ...«

Leo Flamm fühlt sich in die Kategorie der Almosenempfänger versetzt. Aber er lächelt das Gefühl der Beschämung nieder. »Ich kann mir denken, dass die meistens mittellos sein werden.« Die Frau scheint erleichtert. »Sie haben ... etwas retten können?« – »Ich komme nicht ganz leer. Ich kann mir in Ruhe aussuchen, wohin ich gehen will.«

Jetzt gerät Frau Abramczek langsam in Bewegung. »Sie wissen es noch nicht?« – »Nein. Darum habe ich nach dem
240 Wanderungsamt gefragt.« – »Und Sie wollen nicht nach Palästina?« Es klingt beinahe wie ein Vorwurf. Leo Flamm wird nachdenklich. »Das weiss ich nicht. Wenn man flieht, flieht man. Ich habe an Chile gedacht. Oder Paraguay. Vielleicht auch Shang-hai.« – »Und warum nicht Palästina?« Flamm zuckt verlegen die Achseln. »Warum denn? Ich habe nie etwas dafür getan. Ich habe kein Recht darauf. Vielleicht nehme ich einem alten Zionisten den Platz weg, das Brot. Ich bin noch jung. Ich kann überall arbeiten ...«

245 Frau Abramczek schiebt den Kasten mit den Handschuhen beiseite. Sie stemmt die schweren Arme auf die Glasplatte. Sie steht da wie eine Volksrednerin. Der Tonfall von jenseits der Weichsel wird eindringlicher. »Das ist es ja: Chile, Paraguay, Shang-hai ... immer durch die Welt. Sich immer mehr zerstreuen. Ist noch eine Ecke, wohin wir nicht gelaufen sind – also laufen wir schnell dahin. Wir können ja morgen weiter laufen. Ich will Ihnen etwas sagen, junger Mann: der Jude läuft zu viel. Der Jude muss aufhören zu laufen. Der Jude soll nach Hause gehen. Sie sind jung und
250 kräftig. Sie sind nicht arm. Was müssen Sie fremden Leuten in Paraguay helfen? Warum helfen Sie Ihren eigenen Brüdern nicht?«

Leo Flamm schaut sie gross an seine eigenen Brüder? Brüder: das sind doch Menschen, von gleichem Blut geboren, im gleichen Nest aufgezogen, mit gleichen Ketten an einander gefesselt ... Sind das die gleichen Menschen, die mit ihm zusammen drüben geprügelte Sklaven waren? Und gehen sie alle in das unbekannte Land, von dem die
255 Agitatoren sagen, dass die Juden dort freie Menschen seien und als Brüder zusammen leben? Er weiss von vielen Hunderten, die nicht dorthin gegangen sind. Und selbst diese Frau hier ... Jetzt begreift er, was ihr Dialekt bedeutet: jüdischer Osten. Er fragt sie gerade heraus: »Und warum sind Sie nicht gegangen?«

Unter ihren Augen, auf den Backenknochen, stehen zwei rote Flecken. »Es ist fünfunddreissig Jahre zurück dass wir vor den Pogromen geflohen sind. Ich war noch ein Kind. Und damals ging man noch nicht. Auch Gedanken müssen
260 reifen. Wie Kinder. Aber heute geht man. Die ganze Jugend sollte gehen. Dann könnten wir den Welt zeigen, wer wir sind. So aber ...« sie weist mit der runden Hand durch den Laden, resigniert: »so aber sitzen wir in der Fremde und verkaufen Handschuhe und Krawatten ...«

Leo Flamm streicht sich nachdenklich über die Stirne. »Das alles klingt mir noch sehr fremd. Wenn ich nur sehen

könnte, dass eine Idee dahinter steckt ...« Frau Abramczek sieht ihn mit weit offenen Augen an. Sie hat eine ganz
265 neue Stimme, wie sie fragt: »Und das ist keine Idee, dass Menschen dorthin gehen, die anderswo kein Recht haben,
als Menschen zu leben?« Die Worte bohren sich wie ein Stachel in Leo Flamm ein. Wenn alle dorthin gehen, die im
Bruder den Menschen und im Menschen den Bruder suchen: woher nehmen sie dann den Glauben dazu? Aus dem
Schicksal, das sie gemeinsam haben? Oder aus einer Erinnerung an Urzeiten, die wieder aufgewacht ist? Vielleicht hat
ein Schicksal, das sie nicht gewollt haben, sie alle auf die gleiche Liste geschrieben? Vielleicht ist es nur das. Aber
270 selbst dann wäre es unfair gegen das Schicksal, wenn er aus eigenem Entschluss seinen Namen daraus streichen
würde.

»Geben Sie mir bitte die Adresse« sagt er. »Ich will es mit den Leuten besprechen. Vielleicht gehe ich doch.«

Frau Abramczek schreibt mit grossen, schweren Buchstaben. Sie ist zufrieden. Sie sagt mit einem summenden
Tonfall: »Sie werden gehen. Ich weiss, dass Sie gehen werden, Sie sollen mir schreiben, wenn Sie drüben sind. Ich
275 werde dann meinen, dass ich Sie hinübergeschickt habe.«

Wie Leo Flamm die Handschuhe, die er garnicht braucht, in den Koffer legt, leuchten da die Metallgegenstände, die
Kultusgegenstände einer Religion, die er nicht mehr braucht, Sie haben inneren Zweck erfüllt: einen Gegner zu
überlisten. Die Dinge tun ihm plötzlich leid. Sie gehören nicht zu ihm. Aber zu Frau Abramczek, die vor dreissig
Jahren vor den Pogromen geflohen ist, gehören sie. Er nimmt den Becher heraus und stellt ihn vor die Frau auf den
280 Tresen. »Wollen Sie ein Andenken von mir nehmen? Vielleicht gehe ich wirklich nach Palästina.«

Wie sie, kindlich errötend, den Becher nimmt und andächtig beide Hände darum schliesst, sieht sie aus wie die
Tochter des Ritualienhändlers aus der Grenadierstrasse ...

Leo Flamm findet das Büro für jüdische Flüchtlinge. Er gerät in einen Strom von Menschen, die hineingehen und
herauskommen. Er sieht absichtlich an ihnen vorüber. Er konzentriert sich auf die Beamten, die hinter langen Tischen
285 sitzen und die Besucher abfertigen. Es herrscht eine bedächtige Eile und eine vorsichtig abwägende Freundlichkeit.
Über dem Temperament des Juden liegt der Nebel der Nordsee. Man begrüsst Flamm als einen der Hölle entronnenen
Bruder, aber man begegnet ihm mit einem beinahe amtlichen Misstrauen. Man bietet ihm eine einmalige
Unterstützung an und freies Mittagessen. Man sagt bedauernd, aber entschieden, das er mit einer Aufenthaltserlaubnis
nicht rechnen könne.

290 Leo Flamm sagt: »Ich will weder ein Mittagessen noch einen Aufenthalt. Ich möchte einen Rat haben, wohin ein
Mensch wie ich gehen kann.« – Man reicht ihm mit befreitem Aufatmen ein Heft. »Darin steht alles.« – »Auch über
Palästina?« – Da werden alle Stimmen vorsichtig. »Damit befassen wir uns nicht. Das ist eine andere Abteilung. Und
das setzt voraus, dass Sie ein Zertifikat haben.« Leo Flamm wird schon von leichter Ungeduld ergriffen. »Aber was
tut ein Mensch, der keines hat?« Achselzucken. »Das ist die andere Abteilung.«

295 Aus der Ecke des Büros erhebt sich ein dürrer Faun mit einem weissen Spitzbart. Er wirkt in dieser Umgebung der
runden, gelassenen Gesichter wie eine schwere Störung der Harmonie. »Ein Flüchtling« sagt er mit einer sehr hellen
Stimme, »der kein Zertifikat besitzt, hat nur auf einen Anspruch: dass ihm ein demokratischer Minister öffentlich sein
tiefstes Mitempfinden ausdrückt, besonders im Todesfalle.« Alle im Raume schweigen betont und scheinen ihn zu
ignorieren. Es macht ersichtlich keinen Eindruck auf ihn. Er winkt Leo Flamm. »Kommen Sie mit mir junger Mann.«

300 Sie gehen in ein kleines Nebenzimmer. »Dieses Zimmer ist privat« sagt der Faun. »Was hier gesprochen wird, geht
die Organisation nichts an. Haben Sie Papiere?« – Leo Flamm lacht: »Ich habe nichts als ein beinahe leeres Notizbuch
aus dem Kaufhaus des Westens.« – »Gut« nickt der Faun. »Das ist beinahe so viel wert wie ein Zertifikat. Denn mit
einem Notizbuch können Sie weder nach Paraguay noch nach Shang-hai. Da kommt nur Palästina infrage.«

Leo Flamm sieht ihn nachdenklich an. »Meinen Sie das im Ernst?« – Der Faun lacht: »sie halten mich scheinbar für
305 frivol. Keine Angst, junger Mann. Wenn die grossen Demokratien frivol sind, dürfen es die kleinen Flüchtlinge auch.
Gott drückt da ein Auge zu. Allerdings« und jetzt wird der Faun ernst – »ob Sie drüben noch frivol sein dürfen, das ist
eine andere Frage.« Er schreibt etwas auf eine Visitenkarte. »Hier gebe ich Ihnen eine Adresse. Der Mann heisst Fisch.
Ein beziehungsreicher Name. Unternehmer für die Beförderung jüdischer Flüchtlinge an alle Küsten der Welt. Küsten,
wohl gemerkt. In den Häfen sitzen die Vertreter der Humanität und achten darauf, dass die Opfer der Anti-Humantät
310 nicht dort landen. So, das ist alles, was ich für Sie tun kann. Der Rest ist Abenteuer. Oder jüdisches Schicksal. In
Ausnahmefällen auch der Glaube an die Existenz Gottes.«

Leo Flamm geht voll Spannung fort. Das scheint der Segen der jüdischen Zerstreuung zu sein, dass überall Menschen
bereit sind, zu helfen. Auch wenn sie es, wie der noch unbekannte Herr Fisch, gegen Entgelt tun: es wird doch die
Raumlosigkeit des Flüchtlings damit aufgehoben. Darum empfindet Leo Flamm schon von vornherein Wohlwollen
315 für Herrn Fisch, Allerdings seine Wohnung – oder sollte es ein Büro sein? – liegt sehr abseits, ganz im Norden der
Stadt, über Brücken und Kanäle hinweg, an kleinen Werften vorbei und Schiffsfriedhöfen. Und es ist in einem solchen
Schiffsfriedhof, zwischen zerschnittenen Eisenplatten, zersägten Triebwellen, zerschlagenen Maschinenteilen, wo er

das »Büro« des Herrn Fisch findet. Es ist ein langes, graues Gebäude, mehr einem Fabrikraum gleich. Es trägt an der Dachkante ein Schild: »Fisch, Alteisen, Metalle, Verschrottung.«, Leo nickt zustimmend. In diese Kategorie fügen
320 sich Flüchtende ohne Heimat und Morgen vortrefflich ein.

In dem Kanal, der diesen Friedhof abgrenzt, sieht Flamm ein kleines Schiff liegen, grau, schmutzig, hier und da mit neuen Platten geflickt, die noch das Rot von Menninge tragen. Das Schifflein – es mag gegen 500 Tonnen gross sein – heisst Emma. Es ist eine von Meer und Wind und Wetter zerbrochene Emma. Sie hat ihren Platz zu Recht auf dem
325 Friedhof für Schiffe.

Leo Flamm betritt das Büro. Ihn empfängt ein Spukbild, verworren, unheimlich und lächerlich. Durch Haufen von Koffern, Kisten und Bündeln führt eine schmale Gasse. Taurollen, Ankerketten, Blechkanister, Laternen, Ballen von verschlissenen Segeltuch bedrängen den freien Raum. Es riecht nach Auswanderung, nach toten Schiffen, nach Abenteuer, nach Fremde, nach finsterner Hafenkneipe, hinter deren Türen unheimliche Gestalten lauern. Man fühlt sich
330 versucht, nach dem Revolver in der Tasche zu tasten.

Am Ende des schmalen Ganges ist eine Gittertür. Stimmen sind von dort vernehmbar. Flamm geht darauf zu und öffnet. Ein neuer Spuk: das Büro des Herrn Fisch. In der Mitte ein ungeheurer Schreibtisch, aufdringlich neu, grotesk in seiner blanken Zweckmässigkeit. Rings herum stehen Korbsessel, alt, abgenutzt, einem Schiffsalon von ehemals
335 entnommen. In drei Sesseln sitzen Menschen. Der eine ist offensichtlich Herr Fisch. Es ist ein gesättigter Haifisch, fett und blank, mit gesunden, starrenden Zähnen. Links von ihm sitzt ein junger, hagerer Mensch, ausgemergelt, mit bösen, fanatischen Zügen. Leo Flamm benennt ihn sofort: Schakal. Der Dritte ist derb, gelassen, mit einem kalten Zug der Verwegenheit im Gesicht.

Die Drei sprechen gleichzeitig auf einander ein. Leo Flamm hält abwartend die Karte in der Hand, die der Faun ihm
340 gegeben hat, neugierig, wann man von ihm Notiz nehmen wird. Der Haifisch streckt eine Flosse aus. »Nun, geben Sie schon her.« Er wirft einen Blick auf die Karte und lässt sie zu dem Verwegenen hinüberfallen: »Da. Buch den für Palästina.«

Leo Flamm streckt unwillkürlich abwehrend die Hand aus. »Ich habe ja noch garnicht gesagt, dass ich nach Palästina will ...« Der Haifisch lacht: »Und ich hab nicht gesagt, dass ich Sie nach Palästina bringen will. Ich hab nur gesagt:
345 buchen für Palästina. Verstehen Sie den Unterschied, Mann? Ich kann ja nicht vorher wissen, wo wir landen können. Zunächst versuchen wir mal Palästina. Wenn die Regierung nicht will: mein Gott, die Welt ist gross. Und ihr müsst alle froh sein, dass ihr irgendwo hin kommt. Kapiert?«

Leo Flamm nickt nachdrücklich vor sich hin. »Das war erfreulich klar. Das habe ich kapiert, Herr Fisch. Also buchen sie.«

350 Herr Fisch sieht ihn aus misstrauischen Augen an. »Schön. Ich zwinge Sie ja nicht. Zunächst mal: haben Sie 50 Pfund?« Und da Leo zögert: »Ja oder nein?« Leo Flamm nickt etwas zurückhaltend. »Wollen Sie damit sagen, dass die Reise 50 Pfund kostet?«

Der Schakal beginnt zu jaulen: »Es ist ihm zu teuer! Und dabei sieht er aus, als ob er Tausende über die Grenze geschmuggelt hätte!« Leo Flamm ekelt sich vor der Stimme. Er sieht ihn nicht an und hält seinen Blick auf den
355 Haifisch geheftet. Der hat wieder die Flosse ausgestreckt. »Fünzig Pfund. Einheitspreis. Im voraus zahlbar.« – »Für fünfzig Pfund kann man nach Australien reisen ...« – Wieder jammert der Schakal: »Alle zahlen und halten den Mund. Der da stellt Fragen!« Leo Flamm ignoriert ihn. »Und dazu noch Luxusdampfer und nicht eine sterbende Emma.«

Der Haifisch scheint belustigt. »Ein guter Witz. Aber die anderen Schiffsgesellschaften haben auch kein Risiko. Es
360 kann sein, dass mir irgend eine Regierung meine schöne Emma wegnimmt. Und sie kann noch so gut dreihundert Leute befördern. Ich muss meine Emma in den Preis einkalkulieren. Fünzig Pfund.«

Leo Flamm hält seine Briefftasche in der Hand. »Wann fahren Sie?« – »Vielleicht in einer Woche. Sobald ich die dreihundert zusammen habe ...« – »Und die schöne Emma seetüchtig ist« ergänzt Leo Flamm. Da lacht der Haifisch. »So Gott will. Zahlen Sie. Und kommen Sie jeden Tag fragen. Es kann ganz plötzlich losgehen.«

365 Die Scheine fallen auf den Tisch und werden achtlos in eine Lade geschoben. »Wieviel Personen sind in einer Kabine?« erkundigt Leo Flamm sich. Da lachen alle drei. Der Haifisch ringt nach Atem. »Das will er im voraus wissen! Mensch, das richtet sich doch nach der Dicke der Passagiere! Wir rechnen das bei der Abfahrt aus.« Der Schakal grellt und schrillt: »Ein verwöhntes Kind! Was sind Sie mal gewesen, Herr?«

Leo Flamm beisst die Zähne zusammen und nimmt seinen Koffer auf. »Also ich komme in drei Tagen nachfragen.« –
370 Der Schakal beginnt zu schreien: »Ich habe etwas zu Ihnen gesagt!« Er schlägt vor unbeherrschter Wut mit der Faust

auf den Tisch. Jetzt sieht Leo Flamm ihn zum ersten male an. Sein Blick ist sehr ruhig und sehr böse: »Ich habe es nicht zur Kenntnis genommen. Haben Sie das nicht gemerkt?« Der Schakal will aufspringen, aber der Haifisch fegte ihn mit einer Gebärde seiner Flosse auf den Platz zurück. »Schweig jetzt. Jakob, schreib eine Quittung für Herrn Flamm aus.«

375 Jakob schreibt und stempelt. Leo Flamm liest eine verschnörkelte Unterschrift und einen Stempel: Nationale Vereinigung. Er legt die Quittung auf den Tisch zurück. »Ich habe mit Herrn Fisch zu tun und mit keiner Nationalen Vereinigung.« – Jakob schiebt ihm die Quittung wieder zu. »Wir sind die Veranstalter der Fahrt. Herr Fisch ist nur der Unternehmer. Wir sorgen dafür, dass verfolgte Juden nach Palästina kommen. Machen Sie keine Schwierigkeiten. Die anderen tun es auch nicht.«

380 Dann steht Leo Flamm wieder draussen zwischen dem verrosteten Eisen und den angelaufenen Metallen. Er sieht plötzlich ein Bild aus seiner Jugendzeit vor sich: auf den leeren Bauplätzen vor der Stadt sind Schilder aufgerichtet mit einer stereotypen Aufschrift, die ihn immer zum Lachen reizte: Hier kann Schutt und Asche abgeladen werden. Jetzt müssten hier auf dem Schiffsfriedhof Schilder stehen: Hier können Schicksale abgeladen werden ... Er schleudert mit einem aufwallenden Jähzorn den Koffer zu Boden. Er muss sich mit aller Macht zusammenreissen.

385 Denn er hat gegen das Gelüste zu kämpfen, noch einmal zurück zu gehen, eine Eisenstange in der Hand ... So übermächtig ist das Gefühl von Ekel, Abscheu und Verachtung, dass er sich selbst nicht traut; dass er diese drei Sklavenhändler vor sich selbst zu rechtfertigen beginnt. Nutzniesser des Elends gibt es überall. Und diese da gehen noch ein Risiko ein. Und vielleicht haben sie selber schon viel durchlebt, ehe sie sich auf den Transport von Menschen verlegten. Und die Nationale Vereinigung: wer weiss, ob nicht ehrliche Menschen dahinter stehen. Dass, wo der Begriff »national« auftaucht, so schnell daneben der Korporal mit all seiner menschlichen Armseligkeit stand, lag 390 sicher weniger am Begriff als an der Zeit, die voll war an Entartungen ...

In den folgenden Tagen sieht Leo Flamm einen Teil der Menschen, mit denen zusammen er auf diesem Schiffe fahren wird, dem er lange schon einen Beinamen gegeben hat: der lebende Leichnam. Er spricht mit diesen Menschen nicht. Eine alte Scheu hält ihn zurück. Aber er beobachtet sie. Er verfolgt sie in ihrem Aufzug, in ihren Bewegungen, im 395 Ausdruck ihrer Sprache. Er belauert ihre Gesichter und ihre Gespräche. Die Schichtung ist grösser, als er sie je im Leben kennen gelernt hat. Bislang hatte er nur wenige Juden gekannt, und sie gehörten seiner Schicht an: dem bürgerlichen Mittelstand. Jetzt hat das Schicksal Schranken eingerissen, und vom Winde des Bösen daher geweht, liegen sie hilflos neben einander: Grosskaufleute mit den letzten Pfennigen, die man ihnen zu stehlen vergessen hat; derbe, geistig begrenzte Juden aus deutschen Kleinstädten, Proletarier akademischer Berufe; kleine Händler; 400 Handlungsreisende, hier und da ein Handwerker, und dazu ein par Gestalten, die einem Roman von Zola entsprungen scheinen: Abfall der Grosstadt.

Sie sitzen Stunde um Stunde auf dem Schiffsfriedhof herum und sprechen mit einander. Es scheint, als hätten sie sich viel mitzuteilen. Und doch – wenn man den Ausdruck der Gesichter prüft – liegt über allen Gesprächen eine Ziellolosigkeit, eine Zwecklosigkeit, das unruhige Gerede von Wartenden, Entwurzelten, Heimatlosen ...

405 Und diese Heimatlosen sollen auf der Emma über das Meer gehetzt werden. Leo Flamm kommt fast täglich, um zu schauen, was sich ereignet. An der Emma wird offensichtlich gearbeitet. Sie sieht nicht jünger dadurch aus. Es ist nur erkennbar, dass sie zu einer letzten Fahrt gerüstet wird. Schon sind Matrosen auf ihr tätig. Zwei Rettungsboote sind eines Morgens da. Sie sind alt, aber jedes kann an die dreissig Mann aufnehmen. Es können also im bösesten Falle von dreihundert Passagieren nur zweihundert und vierzig ertrinken. Und eines Tages wird sogar ein Motorboot auf 410 dem Achterdeck vertaut. Es ist neu. Es scheint der einzig neue Ausrüstungsgegenstand. Am sechsten Tage werden Kohlen an Bord genommen. Der Haifisch befiehlt: »Kommen Sie morgen Abend gegen elf Uhr. Wir werden nachts fahren.«

Leo Flamm erscheint bereits um sieben Uhr. Nicht die Eile treibt ihn, sondern die Neugierde. Er will sehen, wie die Menschen an Bord gehen. Aber der Platz ist abgesperrt, obgleich laute Stimmen aus dem Büro kommen. Vor dem 415 Gitter, mit dem Gesicht dagegen gedrückt wie gegen die Stäbe eines Kerkers, steht ein kleiner Mann, abgerissen, armselig. Neben ihm steht eine Frau mit einem blassen Kind. Der Mann klammert sich an die Stäbe und ruft. Er ruft so lange, bis der Haifisch den Kopf aus der Türe steckt. »Was wollen Sie denn?« – Der Mann streckt die Hände durch das Gitter. »Lassen Sie mich hinein. Wir liegen schon den ganzen Tag auf der Strasse. Wir können das Zimmer nicht mehr bezahlen. Lassen Sie uns auf das Schiff.«

420 Der Haifisch kommt an das Gitter, schnarrend vor Wut. »Schreien Sie nicht! Wollen Sie die Hafenpolizei auf mich hetzen? Wissen Sie denn nicht, dass der Kahn garnicht mehr im Register steht? Dass ich garnicht mit ihm fahren darf? Wenn ich euch nicht bei Nacht und Nebel an Bord bringe, könnt ihr hier bis zum Verhungern sitzen!« Der Mann wendet sich zitternd zum Gehen.

Leo Flamm steht stumm daneben. Er schweigt nicht aus Angst und nicht aus Schwäche, sondern weil ihn ein einziger 425 Gedanke ganz ausfüllt: wer von denen, die so heimlich und verstohlen an Bord gebracht werden, ist sich darüber klar,

welchem Abenteuer er ausgeliefert wird? Und wer wird für sie da sein, wenn die Gefahren des Abenteuers beginnen? Er presst erregt die Hände zusammen. Er durchlebt noch einmal die Stunden seiner Flucht. Und er sagt: ich, Leo Flamm, will für sie da sein. Vielleicht wissen sie noch nicht, dass das Schicksal sie zu Brüdern gemacht hat. Aber ich weiss es ...

430 Wie er gegen Mitternacht zum Schiffsfriedhof zurückkommt, sieht er die Fahrtgenossen, wie sie mit Bündeln und Koffern und Kisten dem Steg zudrängen. Es ist dunkel. Immer wieder stolpert einer über Eisenhaufen. Es muss ihnen schon einer das Schweigen um jeden Preis anbefohlen haben, denn ausser einem Stöhnen hier und da wird nichts hörbar als das Schurren der Tritte, Knarren des Stegs, Stossen und Schieben von Gepäck, und gedämpft das schlaffe, saugende Geräusch einer Pumpe. Sterne stehen blank und fragend an einem kalten Himmel.

435 Es dauert fast zwei Stunden, bis der Letzte über den Steg geht. Dieser Letzte ist Leo Flamm. Oben an der Reeling stehen zwei Gestalten. Sie fragen leise die Namen ab. Der eine ist Jakob. Der andere ist der Schakal. Er meckert. »Ah, der Herr Flamm. Wir freuen uns, dass wir Sie endlich hier an Bord haben.« Die Stimme ist nicht mehr zu ertragen. Sie reisst alle guten Vorsätze nieder, mit denen Leo Flamm sich gewappnet hat. Er wirft seinen Koffer zu Boden, packt den Schakal mit beiden Händen und hält ihn auf Armeslänge von sich ab. »Jetzt hören Sie« – seine Stimme ist kalt vor
440 Zorn – »wenn Sie es noch einmal wagen, mich anzusprechen, schlage ich Sie krumm!«

Er stösst ihn mit einem Ruck weg. Der Schakal antwortet nicht. Er kriecht im Dunkel davon. Leo Flamm tastet sich über das Deck. Nirgends ist Licht. Überall liegen Körper und Gepäckstücke, als sei kein Unterschied zwischen ihnen. Er lässt sich nieder, wo er gerade einen freien Raum ertastet. Es summt ringsum. Es geht wie eine geflüsterte Parole durch die Haufen: »Morgen früh wird alles geordnet. Jeder bekommt seinen Platz. Nur jetzt Ruhe, bis wir auf dem

445 Meer sind ...«

Ein Steg fällt auf das Land zurück. Mit einer leisen, schaukelnden Bewegung gleitet das Schiff in den Kanal hinein. Lichter ziehen zu beiden Seiten vorüber, näher, ferner, undeutlicher, blasser ...

450

II.

Der Morgen dämmt mit einer kalten, klaren Sonne herauf. Er enthüllt ein Bild, das Leo Flamm ewig in der Seele bleibt. Da sind Menschen vor einem Erdbeben nächtens aus ihren Häusern geflüchtet. Sie haben sich irgendwo im freien Felde niedergeworfen, noch erschüttert von den unheimlichen Schwankungen der Erde, dicht an einander
455 gedrängt wie Tiere, die frieren. Das Deck ist ein Heerlager von kauern den in Decken eingehüllten, auf Gepäck zusammen gerollten Lebewesen. Die meisten sind blass und übernächtigt. Einige sehen aus, als seien sie krank. Ein Kind weint und verlangt zu essen.

Gesichter heben sich und sehen einander fremd und fragend an. Sie spähen über das Meer hin: kein Land ist mehr zu sehen. Die Gefahr, das Leisesein müssen ist vorüber. Es kann ihnen nichts mehr geschehen. Sie sind auf dem Wege.
460 Und bald wird man kommen und ihnen die Kabinen anweisen. Und man wird zum Frühstück läuten.

Langsam, zögernd geraten die Menschen in Bewegung, wie ein Bienenhaufe, der von der Nachtkühle erstarrt, unter der Sonne zu summen beginnt. Neue Gesichter tauchen von unter Deck her auf und sehen befremdet auf das Heerlager. Und die aus dem Heerlager sehen neidisch auf die Heraufsteigenden, die aus den Kabinen kommen. Die beiden Ströme setzen sich gegen einander in Bewegung. Sie formen ein Labyrinth, in dem Menschen und Bündel,
465 Koffer und Taurollen immer wieder den Weg versperren. Die Menschen pendeln misstrauisch an einander vorüber, bis Gemurmél, Worte, Gespräche entstehen. Das Wort Kabine hebt sich immer deutlicher hervor. Es beherrscht endlich alles und steht wie ein drohendes Fragezeichen da.

Was ist mit den Kabinen? denkt Leo Flamm. Er kämpft sich durch den Strom zur Treppe durch und geht hinunter, in einen halbdunkeln, stinkenden Raum. Wie er die Augen gewöhnt hat, sieht er am Ende der Treppe rechts und links je
470 zwei Türen, je zwei Kabinen. Dahinter erhebt sich ein hohes, schweres Holzgitter. Es grenzt einen Lagerraum ab, nackt, leer, einen grauen schmutzigen Fussboden, auf dem Menschenbündel liegen. Das sind die Kabinen. Eine dunstige, verbrauchte Luft drückt darüber. Sie ist so erstickend, dass Leo Flamm die Treppe hinauf flieht.

Oben an Deck haben sich die beiden Ströme inzwischen zur Ruhe begeben. Sie hocken da und tauschen Reden aus. Leo Flamm horcht auf diese Reden. Empören sie sich? Wollen Sie zum Kapitän gehen und ihm die Faust vor das
475 Gesicht halten? Wollen sie den Jakob oder den Schakel an Deck zerren und sie prügeln, bis sie winseln? Nein, sie beabsichtigen nichts dergleichen. Sie sind nur empört. Sie sind beleidigt und sprechen von Ausbeutung und Wucher.

Flamm sieht sie kopfschüttelnd an. Sitzt ihnen das Ducken noch so in den Gliedern? Sind sie noch betäubt von gestern? Dann muss man sie zum Erwachen bringen. Er steht wieder auf und drückt sich bis zum Steuerhaus durch. Er

steht, ein wenig erhöht, auf einer schmalen Kommandobrücke. Ein Mann hält das Steuer. Ein anderer lehnt über das
480 Geländer und sieht neugierig auf das Gewimmel der Menschen. Er wendet sich um, wie Flamm auf die Brücke steigt.
»Betreten verboten. Lesen Sie gefälligst das Schild.«

Flamm kümmert sich um den Einspruch nicht. »Ich vermute, Sie sind der Kapitän. Wer ist hier für die Ordnung auf dem Schiff verantwortlich?« – Der Kapitän zuckt die Achseln. »Ich habe von vornherein erklärt, dass mich das nichts angeht. Ich bin nur für die Navigation verantwortlich. Wenden Sie sich an Jakob. Kabine Nummer zwei.«

485 Wie Flamm wieder über das Deck geht, sagt er laut und aggressiv zu den Menschenbündeln hinunter: »Jetzt werde ich meine Kabine verlangen.« Er wundert sich insgeheim, wieviele noch den Mut haben werden, zu fordern, was ihnen zusteht. Es erhebt sich ein Geschrei: »Sehr richtig!« Aber nur eine kleine Gruppe folgt ihm. Sie gehen zur Kabine Nummer zwei. Sie ist verschlossen. Leo Flamm klopft. Noch einmal, noch dringlicher. Dann antwortet eine ärgerliche, spitze Frauenstimme: »wir wollen noch kein Frühstück.« – Flamm lacht: »Ich werde es dem Obersteward ausrichten. Einstweilen ist hier Flamm und möchte Herrn Jakob sprechen.« – »Herr Jakob schläft noch« antwortet die
490 Frau – »wirklich?« sagt Flamm höhnisch. »Dann wecken Sie ihn bitte. Aber sogleich.«

Schweigen. Flamm schlägt entschlossen mit der Faust gegen die Türe. Die Frau ruft: »Jakob, wach schon auf. Man will dich sprechen.« – Ein Krächzen und Gähnen. »Nachher. Gegen zwölf.« – Leo Flamm sieht rote Kreise der Wut vor den Augen. Er schlägt noch einmal krachend gegen die Kabinentüre. »Nein. Sofort! Oder ich komme hinein!« –
495 Die Frau kreischt: »Sie wollen drohen?« – »Ja« sagt Flamm. Schweigen. Dann Jakobs Stimme: »Ich komme sofort.«

Ein Riegel wird geschoben. »Also was ist?« fragt Jakob durch den Türspalt. Flamm schiebt die Türe ganz auf. In dem zweiten Bett der Kabine wird rauschend ein Vorhang zugezogen. Jakob macht Miene, als wolle er sich wehren. Aber er sieht hinter Flamm das Bündel Männer stehen und wird kleinlaut. »Was wollen Sie also?«

Flamm ist von einer eisigen Höflichkeit. »Sie sind der Veranstalter der Fahrt. Sie haben mir eine Quittung über
500 fünfzig Pfund ausgestellt. Wollen Sie die Güte haben, mir meine Kabine anzuweisen? Auch meine Mitreisenden hier bitten um diese Gunst.«

Jakob scheint vollkommen ruhig. Jedenfalls scheint es den Männern so, die draussen stehen. Den blanken, höhnischen Hass in seinen Augen sehen sie nicht. »Ich bitte Sie, sich noch einen Tag zu gedulden. Wir sind früher abgefahren, als im Plan stand. Gewisse Herren Reisende hatten es sehr eilig, abzufahren. Die Kabinen werden heute gemacht. Wir
505 bitten um Nachsicht.« – Er verbeugt sich. Die Frau hinter dem Vorhang lacht. Die Männer stehen verlegen da und sind geneigt, sich zufrieden zu geben. Flamm spürt, dass er an ihnen keinen Halt und keine Stütze hat. Er sagt langsam: »Alle Reisenden werden Ihnen dankbar sein, wenn Sie sie nicht länger als nötig wie das Vieh auf dem Boden herumliegen lassen. Die Nationale Vereinigung wird sich damit gewisse Verdienste um die ... Menschlichkeit erwerben.«

510 Er dreht sich um und geht. Die Frau steckt belustigt den Kopf aus dem Vorhang. »Was meint er eigentlich mit der Nationalen Vereinigung?« Jakob speit wütend zur Türe hin aus. »Nichts. Das haben wir nur so auf den Stempel gesetzt. Aber jetzt will er mich daran aufhängen. Dieser Idiot! Dieser ...« er sucht nach einem Wort tiefster Verachtung – »dieser Menschheitsbeglucker!«

Wie Leo Flamm auf das Deck kommt, ist er schon ein Mittelpunkt des Interesses geworden. Man nickt ihm
515 anerkennend zu. Man hält ihn an und beginnt ihm Dinge zu erzählen, um die er nicht gefragt hat. Und man fragt Dinge, die er nicht weiss und nicht beantworten kann.

Ihm ist unbehaglich dabei. Was nützt es, dass er sich bei der Abfahrt geschworen hat, für diese Menschen da zu sein. Nun sie da sind, spürt er keine Liebe zu ihnen. Wenn er versucht, sie durch ein Beispiel aufzumuntern, so tut er es aus Mitleid, weil sie so armselig dastehen. Und wenn er ihnen hilft, so ist es aus Zorn, weil sie alles so verzagt über sich
520 ergehen lassen. In allem, was sie tun, sind sie so zögernd und unbeholfen, dass er ungeduldig zuspringt. Sie stolpern über jedes Gepäckstück und über sich selber. Sie schleppen bei jedem Schritt Bündel mit sich, weil einer dem anderen nicht traut. Noch auf der Auswanderung wandern sie aus.

Leo Flamm fühlt, dass man sie erst einmal zur Ruhe bringen muss. Er hält sich darum an die nächsten und praktischen Dinge. Er findet heraus, dass im Kiel des Schiffes noch ein Laderaum ist. Er beredet die Menschen, dorthin alles
525 Gepäck zu schaffen, das während der Fahrt entbehrlich scheint. Es geschieht, und der Raum lichtet sich bedeutend. Die Menschen recken ihre Glieder in der aufsteigenden Sonne und lächeln: »Beinahe kann man jetzt spazieren gehen ...«

Unten hämmert es und lärmt es. Die Kabinen werden gebaut. In drei Schichten über einander werden rohe Bretter zu Pritschen zusammengeschlagen. Ein dünner Strohsack wird darüber geworfen. Das ist die Kabine. Es bleibt zwischen
530 ihnen ein schmaler Mittelgang. Von dort aus kann man auf die Pritschen hinaufklettern. Das ganze sieht aus wie ein grosses Lagerhaus. In den Regalen liegen statt Waren Menschen und Schicksale. Aber diese Schicksale sind bescheiden. Sie schreiben ihren Namen auf die Querbalken und fügen sich und ihre Bündel in die Regale ein, die

Aeltern unten, die Jüngeren oben. Es ist fast behaglich. Aus dem Rest der Bretter werden in dem hinteren Laderaum, der jetzt frei geworden ist, Bänke und Tische zu einem Speisesaal zusammengebaut. Dort schlafen auch die jungen
535 Menschen, die auf einen eigenen Verschlag noch keinen Anspruch erheben können. Auch Flamm hätte dort als Einzelner seinen Platz bekommen müssen. Aber er findet seinen Namen auf dem ersten Lager gleich hinter den wirklichen Kabinen, neben dem hohen Holzgitter. Es ist der einzige Platz, der nur aus einer Pritsche besteht.

Er wäre lieber drüben bei den jungen Menschen geblieben. Jetzt zwingen ihm die Hülflösen hier ihre Nachbarschaft auf. Vielleicht meinen sie damit eine stillschweigende Gebärde der Anerkennung? Leo Flamm wirft sich müde und
540 verhetzt auf sein Lager. Er hat nichts als seinen Mantel, um sich damit zu bedecken. Er zieht ihn bis über die Augen, nicht, weil er das fahle, graue Licht dieses Raumes ausschliessen will, sondern weil die ewige Bewegung dieser zahllosen Menschen auf so engem Raume ihm jeden Gedanken auswischt. Er fühlt eine ungeheure Leere in sich. Alles, was sich in den letzten Jahren ereignet hat: der Druck, die Erniedrigung, die Spannung, ja die Flucht selbst sind aus ihm herausgerissen worden, sind nicht mehr da, sind irgendwo geschehen und irgendwo versunken. Sie haben ihn
545 so leer zurückgelassen, wie er da auf seiner Matratze liegt.

Bei solcher Leere im Herzen müsste man darüber nachdenken, was wohl morgen aus einem wird. Er kann es nicht. Es ist als ob sich aller Lärm zu seinem Lagerplatz hin konzentriert und ausrichtet. Sie haben von ihren Kabinen Besitz ergriffen wie von Rettungsinseln und weigern sich, sie zu verlassen. Und von dieser Insel aus halten sie Ausschau nach Gestern. Das ist die Zeit und das ist der Ort, in dem sie noch leben. Da ist keiner, zu dem er ein Wort gesprochen
550 hat, der nicht sogleich beginnt, von den Stationen seiner Leiden zu sprechen. Jedem ist etwas geschehen. Dem einen ist ein Freund oder Verwandter ermordet worden. Dem anderen hat man Erwerb und Vermögen geraubt. Dieser hat eine Heimat verloren, und jener war an einem der Orte, an denen die Kultur, das menschliche Quantum eines Volkes sich selber verneint und auslöscht: in den Marterlagern. Nun sind sie alle auf der Flucht und kosten Gestriges mit traurigem Selbstgenügen aus. Noch durch die breiten Spalten der Holzverschalung stellen sie sich dem Nachbarn vor
555 mit einem Bericht dessen, was ihnen gestern geschehen ist.

Und so wie ihr Gestern ist ihr Morgen: vague, ungeformt, unklar. Sie haben kleine Ziele: Verwandte werden sie aufnehmen; Bekannte werden ihnen Arbeit verschaffen; die Mitgliedskarte einer Organisation wird ihnen Protektion sichern. Und die, die Kinder haben, sagen: unser Kind wird aufs Land gehen, und wenn es erst seinen Bauernhof hat, werden wir zu ihm ziehen ...

560 So reden sie, summen sie, klagen sie bis in die Nacht hinein. Der Tag hat sie müde gemacht. Mit solcher Müdigkeit kann man selbst auf dem harten Strohsack schlafen. Aber schon am anderen Morgen stehen sie vor der Notwendigkeit, sich eine Routine ihres neuen Alltags zu schaffen. Sie haben nichts zu tun. Nicht einmal sich zu fürchten und sich zu ducken haben sie. Sie wachen mit dem Gedanken an Morgentoilette und Frühstück auf. Sie sind ratlos. Die Frage nach Leben und Zukunft tritt zurück hinter der Frage: wie waschen sich dreihundert Menschen an
565 vier Wasserkränen, die spärlich Wasser von sich geben? Wie frühstücken dreihundert Menschen an langen Brettern, an denen zugleich nur hundert sitzen können, dünnen Thee, dürres Brot und süsse Marmelade vor sich. Sie sehen alle ein, dass sie die Pflicht haben, über diese kleinen Ungelegenheiten mit grosser Gebärde heiter hinwegzugehen. Aber grosse Gebärden und Heiterkeit verlangen grosse Seelen und heitere Herzen. Sie haben beides nicht. Sie haben die normalen, primitiven Bedürfnisse des Lebens. Wenn man nicht gerade gejagt wird, will man in Ruhe sitzen können.
570 Wenn man nicht gerade mit dem Tode bedroht wird, will man nicht vom ewigen Leben reden, sondern vom Mittagessen. Die Seele hat nicht immer Feiertag.

Leo Flamm sieht alles das und leidet darunter. Er ist kein Narr, der an die Grösse des Menschen glaubt. Aber er hasst die Bedingungen, die die Menschen unnötig klein machen. Er möchte ihnen alles das verschaffen, wonach sie jetzt mit ganzer Seele bangen: ein zureichendes Essen, mehr Wasser, mehr Sauberkeit und Behaglichkeit.

575 Aber dieser Haufe von Menschen ist amorph. Er hat keine Gestalt. Packt man einen von ihnen an, sinkt er gestaltlos, kraftlos, antwortlos in die Masse zurück. Man muss sich durch den Haufen hindurchtasten, um einen zu finden, der Gestalt hat.

Da ist ein Arzt, Dr. Fels, klein, kahlhäuptig, mit schweren, schwarzen Augenbrauen, mit nervös zuckenden Augen und einem Ausdruck vollendeter Güte. Ihn packt Leo Flamm zuerst und ihn reisst er als ersten aus der Lethargie heraus.
580 »Sie können hier nicht zusehen und schweigen. Das sind alles Schiffbrüchige hier, Kranke. Ein Kranker hat keinen Willen. Sie müssen ihnen den Willen geben. Sie haben mehr Recht als ich, die Menschen zu etwas zu zwingen. Und ohne Zwang werden sie nichts tun.«

Es scheint, als habe Dr. Fels auf solchen Anstoss gewartet, um wieder lebendig zu werden. Drei Jahre ist er tot gewesen. Drei Jahre hat er seinen Beruf nicht ausüben dürfen, den er liebt. Jetzt entlässt er alle Liebe und Bereitschaft
585 auf die Flüchtlinge dieses Schiffes. Er versammelt und bespricht und organisiert. Er sorgt sich um ihren Magen, als sorge er um ihre Seele. Und sie nehmen es hin, nicht immer freundlich; aber doch so, wie man einem Arzt folgt, der etwas Unangenehmes von einem verlangt. Und da es ihnen gut anschlägt, beginnen sie, sich wohler zu fühlen und

einander mit freundlicheren Augen zu betrachten.

Dann packt Leo Flamm einen anderen Menschen an, Haller, einen gedrungenen, braunköpfigen Burschen, der in der Gruppe der Jungen das Regiment zu führen scheint. Zwischen dieser Gruppe und allen anderen an Bord weitet sich eine Entfernung wie ein luftleerer Raum. Sie halten zu einander, wenn sie vor den Bänken sitzen und essen und wenn sie an Deck sich um Haller scharen und leise mit einander sprechen, als hätten sie sich Geheimnisse mitzuteilen. Sie kümmern sich um nichts als um sich selbst. Sie verstummen, wenn Flamm sich ihrem Kreis nähert. Sie sind ein Lager für sich, still, bescheiden, aber in ihrer Absonderung ungemein hochmütig.

Eines Morgens geht Flamm auf Haller zu und sagt unvermittelt: »Was haben Sie gegen Ihre Mitreisenden?« – Haller wird rot. »Nichts. Natürlich nichts.« – Flamm nickt. »Gut. Dann verstehe ich nur nicht, warum Sie den kränkenden Eindruck erwecken dass nur Ihre Gruppe auf der Welt sei.« – Haller fährt heraus: »Was gehen uns diese Kleinbürger an?« – Flamm verbeisst sich ein Lachen: »Und was seid ihr?« – »Sozialisten!« – »Das bin ich auch« sagt Flamm ruhig. »Aber wahrscheinlich seid ihr eine besondere Spielart.« – Haller wird unsicher. »Wieso?« – »Weil sie euch anscheinend daran hindert, euch dem Nebenmenschen gegenüber menschlich zu verhalten.«

Das Gespräch wird nicht fortgesetzt, aber wie Dr. Fels Menschen sucht, die ihm bei seiner Arbeit helfen können, sind es diese jungen Menschen um Haller, die sich zur Verfügung stellen. –

Das schöne Wetter hilft der Stimmung und den Menschen. Das Meer ist blank. Sie fahren in den Kanal ein. Es ist eine sehr langsame Fahrt. Hätten sie verstanden, wie langsam dieser lebende Leichnam auf den Wellen daher treibt, es hätte sie bange gemacht. Aber so verschafft ihnen die bedächtige Fahrt Genuss. In diesen schmalen Meeresstreifen münden viele Wege der Welt. Folglich gibt es viel zu schauen. Aber dann dehnt sich das Meer. Die Wege der Schiffe verteilen sich. Zuweilen sind sie allein, so weit der Horizont reicht. Und manchmal scheint es, als bewegten sie sich nicht vom Fleck und seien in einer Wüste der Ozeane schwebend festgehalten. Dann werden sie bedrückt und gehen früh schlafen. Sie sind in einer anderen Fremde und haben keinen Halt am Nachbarn.

Leo Flamm wünscht brennend – er betet beinahe darum – es möge schönes Wetter bleiben. Denn es ist möglich, dass von der Schönheit und Ruhe ringsum etwas in sie eindringt und das Unbehagen verwischt, das immer wieder peinlich auf allen Gesichtern lauert. Aber der Wetterwinkel der Biscaya kümmert sich nicht um treibende Flüchtlinge. Er hat sein eigenes Hoch und Tief. Eines Abends hält das Meer den Atem an. Es ist eine verdrossene, mürrische Stille. Der Sonnenuntergang ist dunstig rot. Dann rümpft sich das Wasser, wie wenn Kälteschauer über die Haut gehen. Der Wind frischt auf. Er streift mit einem feinen, dünnen Zischen um jeden Gegenstand an Deck. Er tastet vorsichtig die Dinge ab, die ihm im Wege stehen. Vielleicht kann er sie zerbrechen, oder auseinander reißen, oder über Bord werfen. Er ändert plötzlich seine Richtung. Er will es von der Seite her versuchen. Da ist die Angriffsfläche grösser. Da hat er den bunt geflickten, alten Rumpf breit vor sich. Er lehnt sich mit einem Ruck dagegen. Die Wellen folgen ihm. Drei, vier Stösse, die sich überschäumen, und das Schiff beginnt zu wanken.

Die Menschen sitzen im dunstigen Speisesaal, trockene Kost vor sich. Sie kauen unlustig daran. Da neigt sich plötzlich der ganze Raum. Die alte Petroleumlampe hängt schief an der Decke. Geschirr rutscht und scheppert. Von draussen schlägt es dumpf und schütternd gegen die dünne eiserne Wand. Verwirrung hebt an, vom Geschrei der Ängstlichen aufgepeitscht. Leo Flamm steht im Eingang. »Nun, nun« sagt er laut. »Keine Angst. Das ist immer so in der Biscaya. Das geht schnell vorüber.« – Aber er sieht, dass die Panik in den Gesichtern lauert. Er späht nach Hülfe aus. Drüben im Winkel sitzt die Gruppe um Haller. Leo Flamm nickt ihm zu, und Haller nickt zurück, ruhig, ernst. Dann stehen sie auf und helfen, die Frauen, die Kinder und die alten Leute auf ihre Lagerstätten zu bringen. Andere, die sich ihrer Feigheit schämen, bleiben noch eine Weile verbissen sitzen und suchen sich gegen das Stossen und Rollen zu wehren. Dann verschwinden sie einer nach dem anderen. Leo Flamm bleibt allein mit der Gruppe der Jungen zurück.

»Es wird böse heute Nacht« sagt er. »Ich kenne diesen Winkel. Wer von euch nicht sehr müde ist oder krank wird, sollte wach bleiben.«

Haller zuckt sorglos die Achseln: »Was kann schon geschehen?« Flamm antwortete: »Wahrscheinlich nichts, als dass dieses und jenes an Deck zerbricht. Aber« – er deutet mit der Hand seitwärts – »wenn die da drüben spüren, dass andere wach sind und dass man sich um sie sorgt, dann fühlen sie sich nicht so elend. Dann haben sie nicht so grenzenloses Mitleid mit sich selber. Dann werden sie nicht ... noch kleiner, als sie schon sind.«

Gegen Mitternacht bricht der Sturm los. Es ist ein Sturm besonderer Art. Nicht dass er stärker wäre als sonst in diesen Breiten und in dieser Jahreszeit. Er ist von besonderer Art durch die Menschen, die er angreift. Wer sonst zu Schiff fährt, hat einen Zweck und ein Ziel. Er will dieses und jenes, und will hier oder dort aussteigen. Der Sturm auf solcher Fahrt ist in die Reise eingerechnet. Aber diese hier sind in ihrem Zweck so unsicher wie in ihrem Ziel. Sie tragen das Risiko des Lebens. Sie verstehen nicht, warum sie noch ein weiteres aufnehmen sollen. Sie rechnen den Sturm nicht ein. Er ist ein überzähliges Leiden. Er unterstreicht ihre Zwecklosigkeit, ihre Weglosigkeit. Er ist eine Beleidigung, die das Schicksal hinzufügt.

Darum wird es eine Nacht der Verzweiflung. Sie liegen elend, gebrochen in ihren Verschlagen. Das Wrack rollt und stampft. Sie werden hin und her geworfen wie halblebendige Bündel. An Deck kracht es und splittert es. Es dröhnt, wenn die Wellen über den Planken zusammen schlagen. Es rauscht, wenn die weissen Wasser abfliessen. Es ist alles laut, unheimlich, bedrückend, stinkend. Sie sind alle vor dem Sterben geflüchtet. Sie haben alle einen gewissen Tod gegen einen ungewissen eingetauscht.

In der Wüste klagten die von der Sklaverei Befreiten Mosche an: ›Gab es in Ägypten keine Grabstätten, dass du uns in die Wüste führen musstest?‹ ...

Am Morgen legt sich der Sturm. Es ist wieder hell und sonnig und heiter. Auf Deck ist einiges zerbrochen. Aber unter Deck ist mehr zerbrochen. Da sind Willen gebrochen, Hoffnungen, Gelassenheiten, Gutwilligkeiten. Das Meer ist wieder glatt. Aber ihre Seelen sind kraus geworden. Sie werden eine Verdrossenheit nicht los. Sie schleppen sie überall hin. Sie klagen über alles. Sie wissen nicht mehr, wozu sie auf der Reise sind. Die Tage werden feindselig.

Diese Feindseligkeit nimmt seltsame Formen an. Sie greift nicht an. Sie schliesst ab. Im Lagerhaus der Schicksale wird umgepackt und umsortiert. Die Bündel verteilen sich anders. Aber ist nicht eine Pritsche so eng wie die andere und der eine Strohsack so hart wie der zweite? Daran liegt es nicht. Es findet eine Umgruppierung nach Ländern des Herkommens, nach Wohnorten, nach Sprachbezirken statt. Flamm sucht vergeblich zu ergründen, ob ein bestimmter Anlass die Menschen auseinander treibt. Er bekommt ungenaue Antworten. »Nein, es ist garnichts geschehen. Aber wissen Sie: Art gehört zu Art. Man hat doch immer in einem gewissen Milieu gelebt. Man ist an bestimmte Sitten gewöhnt. Wenn zum Beispiel Leute mit dem Messer essen, das kann man doch nicht mit ansehen.« Und ein anderer motiviert: »Man hat sich auch nichts zu sagen. Da die ganze Gruppe da hinten spricht jiddisch. Die reden über ganz andere Dinge als wir. Ausserdem klingt es so hässlich.« Dieser Einwand wird in einem breiten, schwäbischen Dialekt vorgebracht. Flamm kann sich nicht enthalten, zu sagen: »Ich finde Ihren Dialekt auch nicht gerade schön.«

Das war unklug. Jetzt werden sie gereizt. Sie lassen ihre Heimat nicht beschimpfen. Da sind sie gross geworden. Da haben sie gelernt und gearbeitet. Da haben sie die schönsten Jahre ihres Lebens verbracht. Daher haben sie ihre Kultur ...

Flamm starrt ihnen fassungslos ins Gesicht. Fast gegen seinen Willen ruft er in ehrlichem Entsetzen: »Aber um Gotteswillen, damit geht ihr nach Palästina?«

Sie verstehen den Einwand nicht, oder geben vor, ihn nicht zu verstehen. »Wir sind Zionisten und haben ein Recht dazu. In übrigen bringt jeder, was er hat. Mehr kann er nicht tun.« – »und soll das so weiter gehen, dass jeder auf seine Heimat und seine Kultur pocht? Und das soll so weiter gehen, dass einer jiddisch spricht und der andere schwäbisch?« – Sie meinen, das lasse sich wohl nicht vermeiden. Die Kinder werden in die Schule gehen und hebräisch lernen. »Und daheim« sagt Flamm, »bei den Eltern werden sie dann täglich hören, dass da hinten einer mit dem Messer isst und jiddisch spricht, und dass man doch mit solchen Leuten nicht Wand an Wand schlafen kann. Und da werden sie sich dann die ... die menschlichen Voraussetzungen holen ...« – Sie werden unsicher. »Welche menschlichen Voraussetzungen?« Flamm sagt betont: »Die menschlichen Voraussetzungen, die nötig sind, um aus einem Haufen von Flüchtlingen und Hinausgeworfenen ein Volk von aufrechten und anständigen Menschen zu machen. Das meine ich. Ich bin kein Zionist. Darum kann ich nicht mit euren Schlagworten arbeiten ...« Einer unterbricht ihn: »Auch das mit der Menschlichkeit ist ein Schlagwort ...«

Flamm geht stillschweigend fort. Aber ohne dass er es weiss, ist sein Ansehen bei ihnen gewachsen. Er hat in ihnen ein Unbehagen, eine Art Schuldgefühl hinterlassen. Sie spüren, dass sie ihn in irgend einem Punkte verletzt haben. Sie haben irgend etwas gesagt, was nicht fair ist, obgleich sie nicht genau bestimmen können, was es ist. Sie einigen sich unter einander darüber: er ist ein grundanständiger Mensch. Nur von Zionismus versteht er nichts. Aber das wird er noch lernen.

Für Tage hindurch ist Leo Flamm so bedrückt, dass er sich abseits hält und sich gegen alles verschliesst, was auf dem Schiffe vor sich geht. Er lässt sich von dem Lärm und von der unaufhörlichen Bewegung überschwemmen und denkt nichts. Er steht irgendwo an der Reeling und schaut in das Wasser. Wenn der Hunger ihn nicht gerade quält, geht er nicht in den Speisesaal, sondern sitzt mit einem Stück Brot auf einer Taurolle und kaut gedankenlos. Aber dann dringt es doch wieder gegen ihn an, fast körperlich wahrnehmbar, so wie ein Auge das Licht wahrnimmt, auch wenn die Lider geschlossen sind. Auf dem schmalen Raum dieses schwimmenden Wracks ist deutlich eine Aufteilung in Gruppen erfolgt. Fünf verschiedene, armselige Welten haben sich auf kleinstem Raum auseinander gedrängt, und können doch nicht auseinander kommen.

Die Schiffsbesatzung bildet einen Lebenskörper für sich. Es sind alles Vlamen, schwerfällige, schlichte Menschen, die gelassen ihren Dienst verrichten und an den Passagieren wie an staunenswerten Tieren mit halber Neugier schweigend vorübergehen. Auch die Gruppe um Jakob ist eine für sich. Jakob hat sich auf dem Hinterdeck, hinter dem Motorboot, aus Stangen und Segelleinen einen Raum absperren lassen. Dort hält er sich auf, wenn er nicht in seiner Kabine ist oder mit dem Kapitän zusammen die Mahlzeiten einnimmt. Bei ihm ist eine blonde Frau, jene, die Leo Flamm hat

kreischen hören, als er Jakob am Tag der Abreise aus seinem Schlaf aufjagte. Auch der Schakal ist dort, und auch bei ihm ist eine Frau. Leo Flamm hat beide nur flüchtig gesehen; aber nach der lauten Art ihrer Kleidung und nach ihrem Gehabe hat er sie sofort klassifiziert: Huren. Wenn er abends vom Achterdeck ihr Lachen hört oder sie zur Musik eines Grammophon singen, zieht die Verachtung ihm die Mundwinkel herunter.

Auch die Jugend ist eine Gruppe für sich. Zu den anderen verhalten sie sich jetzt mit der bereitwilligen Sachlichkeit sozialer Hilfsarbeiter. Aber ihr Bezirk – wo sie sprechen, lesen, spazieren gehen, essen – ist nur noch abgeschlossener geworden. Sie wirken, als zögen sie immer die Augenbrauen hoch, um zu sagen: da drüben die alte Generation, verbraucht und abgestanden. Auswanderer. Wir sind die, auf die es ankommt. Auch Leo Flamm zieht unwillkürlich die Augenbrauen hoch, wenn er sie anschaut, und er denkt: dass sie als Jugend von morgen sich nicht eins erklären will mit denen, die nicht nur von gestern sind, sondern es zuwege gebracht haben, sich mit diesem Gestern noch in zwei Gruppen aufzuteilen.

Auch Dr. Fels hat es bemerkt. Er schüttelt verzweifelt den Kopf. »Verstehen Sie das, Flamm? Glauben Sie, dass die Juden ihren Individualismus jemals loswerden? Dass wenigsten das Schicksal das aus ihnen herausprügeln kann?«

Es hat sich in diesen Tagen ein Dritter zu ihnen gefunden, Baermann, ehemals Kultusbeamter. Er legt nachdenklich die Fingerspitzen gegen einander. »Sie müssen schon verzeihen, Herr Doktor. So einfach liegen die Dinge nicht. Es ist viel schlimmer: hier kollidieren zwei Völker. Sie mögen sagen, was sie wollen: zwei Völker. Juden aus dem Westen und Juden aus dem Osten.« Er sieht Flamm an. »Machen Sie kein so entsetztes Gesicht, lieber Flamm. Ich billige es ja nicht. Ich finde, dass es eine Tragödie ist. Aber sie besteht. Die Bedingungen, wissen Sie. Wenn man Jahrhunderte lang unter ganz verschiedenen Bedingungen gelebt hat. Das reisst auseinander. Wir haben in den Gemeinden dafür gekämpft, dass jeder Jude das gleiche Recht hat, woher er auch kommt. Aber das war Politik. So wie unser ganzer Zionismus Politik war. Wirklichkeit war er nicht. Jetzt kommt die Wirklichkeit. Und jetzt fällt das Bündel wieder auseinander. Sie verstehen: es war nur mit einem politischen Strick zusammen gebunden. Das richtige Band hat gefehlt ... und fehlt heute noch: das menschliche Band.«

»Und das gemeinsame Leid sollte dieses Band nicht schaffen?« erregt sich Dr. Fels. – »Nein, Doktor« sagt Baermann. »Nur die Menschen werden durch Leiden zu Brüdern, die für eine gleiche Idee, für einen gleichen Glauben, für eine gleiche Überzeugung des Herzens gelitten haben ...«

»Sie haben alle *als Juden* gelitten!« ruft Flamm, und er empfindet in diesem Augenblick etwas, das ihm immer sehr fern war: dass er sein Schicksal von gestern als Jude erlitten habe. Aber Baermann schüttelt still und entschieden den Kopf. »Das ist falsch, Herr Flamm. Man hat ihnen etwas getan, weil sie Juden waren. Aber war denn für alle das Jude-sein eine Idee? Manche waren schon getauft. Für manche war das Judentum ein Zufall, den sie nicht wollten, für manche eine Überlieferung und für manche ein echter Glaube. Aber verstehen Sie: so Ungleiches addiert sich nicht. Sie haben nicht alle für die gleiche Idee gelitten. Jeder hat besonders gelitten, einzeln, privat. Und darum kriechen hier die Menschen zusammen, deren privates Schicksal am meisten Ähnlichkeit hat. Da haben Sie die Teilung.«

Flamm sieht nachdenklich über das Meer. »Wenn die Dinge wirklich so liegen, ... dann sollte man lieber die Hände davon lassen.«

»Auch das ist falsch« sagt Baermann. »Man soll es anpacken. Aber es ist eine Arbeit auf lange Sicht. Eine Arbeit der Erziehung. Und sie dürfen nicht merken, dass man sie erzieht. Man muss ihnen etwas in die Hand stecken, so wie man Kinder mit Spielzeug ablenkt und sie doch dabei erzieht.«

»Was wollen Sie ihnen geben?« fragt Flamm. »Etwa die Verwaltung des Schiffes?« – »Ja« sagt Baermann gelassen. »Gerade das. Sie jammern alle über die Zustände. Sollen sie doch die Dinge in die Hand nehmen. Sollen sie sich doch einmal darin üben, wie das ist, wenn einer die Verantwortung für alle tragen muss ...«

Der Gedanke ist neu und ungewöhnlich. Man müsste hier und da bei den Menschen vorsichtig horchen, wie sie ihn aufnehmen. Aber Dr. Fels ist zuversichtlich. »Meine Herren« sagt er, »das hängt vom Wetter ab. Richtiger gesagt: vom Wind und von der Seekrankheit. Wenn die einen sterben wollen vor Elend und die anderen nach Diät jammern, und wenn der Arzt die Achseln zuckt: ja, wenn Sie wenigstens die Küche selbst übernehmen wollten, dann könnte man für die Kranken etwas tun ...«

Es dauert zwei, drei Tage, dann spielen Wetter und stille Propaganda einander in die Hände. Das Unbehagen, das alle empfinden, überschlägt sich in einen Drang nach Tätigkeit, nach Selbstbehauptung und Selbständigkeit. Sie wollen etwas zu sagen und zu bestimmen haben. Sie sind in der Stimmung von Revolutionären, die noch nicht wissen, wie man Revolution macht.

Baermann sagt es ihnen. »Stellen Sie dem Jakob ein Ultimatum. Schicken Sie Leo Flamm zu ihm. Der weiss, wie man mit ihm umgeht.«

Flamm nimmt das Amt ohne Freude auf sich. Dass die Spontanität des Handelns und des gemeinsamen Agierens aus der Richtung des Magens kommt, scheint ihm als Motiv der Verbrüderung etwas zu schwach. Er legt sich nicht

Rechenschaft darüber ab, wieviel Antrieb zur Gemeinschaft aus dieser Richtung kommt. Er ist auch ein wenig enttäuscht vom Ausgang der Verhandlung mit Jakob. Er hat sich auf Kampf und Widerstand und Gehässigkeit vorbereitet. In Wirklichkeit braucht er nicht einmal ein Ultimatum zu stellen. Jakob ist überraschend einsichtig und
755 von einer Bereitwilligkeit, die Argwohn hätte erregen müssen. Er liefert Leo Flamm mit grosser Gebärde den Schlüssel zu den Magazinen aus. »Ich verstehe die Reisenden vollkommen. Ich will ihnen nicht im Wege stehen, wenn sie sich selbst ihre Bequemlichkeit schaffen wollen. Es ist ganz gut, wenn sich die Verantwortung etwas verteilt.«

Flamm geht wieder an Deck, den Schlüssel nachdenklich in der Hand. Er gibt ihn an Baermann. »Da, es ist alles in
760 Ordnung. Das kollektive Leben kann beginnen.«

Es beginnt eine Stunde später mit einer stürmischen Ansammlung der Menschen auf Deck. Baermann sagt ihnen mit zwei Sätzen, was zu sagen ist. Es ist nichts, worüber man reden müsste. Aber sie reden, ziellos, uferlos. Bis Baermann aufsteht und sich stillschweigend entfernt. Sie warten einen Augenblick befremdet. Dann verebbt die Diskussion. Es wird Abend. Sie sind hungrig und die Küche ist leer. Der Koch steht grinsend und unbeschäftigt da. »Man hat mir
765 keine Vorräte herausgegeben. Ich kann nichts machen.«

Baermann hat den Schlüssel! Baermann ist mit dem Schlüssel fortgegangen! Was für eine Anmassung von diesem ehemaligen Kultusbeamten. Er bevormundet sie und behandelt sie wie Kinder. Sie laufen ihm nach, spüren ihn auf, schreien gegen ihn an. Er bleibt ganz unberührt davon. Er fragt: »wer will den Schlüssel haben?« Fünfzig Stimmen antworten gleichzeitig: »Ich!« – Baermann nickt. »Gerne. Aber einigen Sie sich bitte erst darüber, wer es sein soll. Ich
770 nehme an, dass Sie doch inzwischen eine Kommission gewählt haben, die Ihr Vertrauen besitzt und die alles für alle anordnet, nicht wahr?«

Sie schauen etwas verlegen und verärgert drein. Er hat Recht, dieser Kultusbeamte, aber er behandelt sie wie unmündige Kinder. Sie beginnen wieder mit dem zwecklosen Reden, die der Hunger verschärft. Bis Dr. Fels aufspringt. Ihm ist die Geduld gerissen. Das dunkle, gütige Gesicht ist noch dunkler vor Zorn. Er fuchtelt mit den
775 Armen. »Jetzt genug! Was muten Sie uns zu? Wir hängen alle mit unserem Schicksal an einem Faden so dünn wie das Nichts, und Sie sind nicht einmal imstande, sich über eine Banalität zu einigen?«

Baermann zieht ihn freundlich auf den Platz zurück. »Die Einigung ist bereits vollzogen« sagt er. »Die Kommission, die das Vertrauen der Versammlung hat, besteht aus dem Arzt Dr. Fels, dem ehemaligen Kultusbeamten Baermann und unserem Freunde Leo Flamm. Recht so?«

Es ist eine Erlösung für alle. Keiner hat sich bei diesem sinnlosen Gerede wohl gefühlt. Aber die innere Spannung, dieses unklare Gefühl der Verlorenheit, der Wertlosigkeit, der Zwecklosigkeit hat sich irgendwo Luft machen müssen. Seit Jahren durften sie nichts mehr über sich beschliessen, und darüber haben sie das Mass für eigene Handlungen verloren. Jetzt fühlen sie sich befreit. Sie lachen Baermann an: »Recht so, Herr Baermann. Und nichts für ungut, Doktor.«

Leo Flamm staunt, wieviel Zufriedenheit plötzlich aus dieser kleinen Aktion erwächst. Die Menschen sind beinahe glücklich. Zwar die Scheidung in Gruppen ist bestehen geblieben, aber es gibt eine Art Wohlwollen der einen Gruppe für die andere. Das Wetter bleibt schön. Die Verpflegung ist besser geworden. Wäre nicht alles so eng gewesen, dass einer dem anderen unmöglich ausweichen kann, man hätte glauben können, dass sich Menschen zu einer Erholungsreise ins Ungewisse zusammen gefunden hätten.

Nur einer teilt die allgemeine Zufriedenheit um so weniger, je mehr die Zeit verläuft: Dr. Fels. Er streicht sich über die nervösen Augen und sagt heimlich zu Flamm: »Es wird nicht gut ausgehen. Ich habe Angst, dass wir eine Epidemie bekommen. Es ist viel zu wenig Wasser da. Und wir haben keine Medikamente. Und keine frischen Lebensmittel. Alles in Büchsen. Oder eingepökelt. Hülsenfrüchte.« – »Aber alle haben guten Appetit« wendet Leo Flamm ein. – »Das ist es gerade« sagt Fels. »Ich war im Magazin. Wir werden die letzte Erbse gegessen haben, wenn wir noch
795 vierzehn Tage von der Küste Palästinas entfernt sind.«

Flamm wird unruhig. »Sind die Vorräte so knapp?« – Fels zuckt die Achseln. »Das ist relativ. Bei Unternährung könnte man auch damit auskommen. Aber bei den Rationen, die jetzt gegessen werden ... wie gesagt: vierzehn Tage vor der Küste.«

Sie beschliessen, die Mitreisenden vorerst nicht zu beunruhigen und auf eigene Verantwortung zu handeln. So muss
800 Flamm noch einmal zu Jakob gehen.

Es ist heute sehr still in dem Verschlag aus Segelleinen. Flamm pocht gegen eine der Stangen. »Herr Jakob, sind Sie dort?« – »Ja. Was gibt es?« »Ich muss etwas mit Ihnen besprechen.« – Zögernde Antwort: »Ich komme gleich.« – »O, bemühen Sie sich nicht.« Damit bückt Flamm sich unter das Segelleinen und steht in dem abgesonderten Raum. Das Bild ist seltsam. Jakob und der Schakal, beide in fleckenloses Weiss gekleidet, sitzen in tiefen Korbstühlen. Auf der
805 Erde liegen Haufen von bunten Kissen, und darauf die beiden Frauen, die Blonde und eine andere, braune, graziöse

mit harmlos lasterhaften Augen. Sie gleichen sich darin, dass sie beide fast unbekleidet sind. Die Blonde schrillt und deckt sich mit Kissen zu. Die Braune sieht ihn nur neugierig an. Jakob ist verwirrt. Der Schakal will aufspringen. Aber eine unsichtbare Hand drängt ihn in den Sessel zurück. Flamm geniesst diese Verwirrung mit boshafem Behagen. Er gleitet mit einem Blick über die Frauen hin. Dann wendet er ihnen den Rücken zu und setzt sich auf einen Hocker, Jakob gegenüber. »Sind Sie über die Vorräte an Lebensmitteln orientiert?«

»Ich war es« sagt Jakob betont. »Als wir abfuhr, wusste ich: es langt bis Haifa oder einen anderen Ort der Küste. Inzwischen haben Sie ja aber die Verwaltung übernommen ...« – »Es handelt sich nicht darum« sagt Flamm, »sondern ob das Quantum überhaupt zureichend war.« – »Zureichend ist ein Relativbegriff, Herr Flamm. Auf einem grossen Luxusdampfer ...« – »Reden Sie nicht um die Sache herum. Niemand wird die alte Emma mit einem Luxusdampfer verwechseln, nicht einmal, wenn er sich die Kabinen ansieht. Ich wünsche zu wissen, ob auch nur ein zureichendes Minimum an Bord war, als wir abfuhr.«

Jakob wird ungeduldig. »Seit die Passagiere die Küche selbst führen, werden Quantitäten gegessen, die unverantwortlich sind. Ganz unangemessen ...« – »Sie meinen: unangemessen für die Gegenleistung von fünfzig Pfund? Oder unangemessen in Bezug auf den nationalen Zweck, den Sie mit dem Transport verbinden?« – Jakob schüttelt die Faust: »Ihnen wird die Ironie noch eines Tages vergehen!« – »Ich hoffe nicht« sagt Flamm trocken. »Denn dann müsste ich ganz andere Fragen an Sie stellen. Sie verstehen mich hoffentlich.«

Jakob beherrscht sich. »Die Rationen sind so bemessen gewesen, wie wir es für richtig hielten. Wenn zu viel gegessen wird ...« – Flamm steht auf. Vor ihm, auf einem Korb Tisch, steht eine grosse Schüssel mit Orangen. Er nimmt nachdenklich eine in die Hand. »Obst ist bestimmt nicht gegessen worden. Aber dem kann man abhelfen. Wir werden Lissabon anlaufen, Herr Jakob, und den Proviant ergänzen.«

Jakob zuckt die Achseln. »Wenn die Passagiere es bezahlen wollen, habe ich nichts dagegen. – Flamm sieht ein: hier ist nichts zu erreichen.« Er steht eine Weile da und mustert Jakob, dann geht er ohne Gruss. Wie die Zeltwand hinter ihm zusammenschlägt, sieht er die Augen der Braunen auf sich geheftet, mit einem Blick des Staunens und der Scham.

Die Kommission hat eine geheime Besprechung. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass man Lissabon anlaufen wird, und erst im Hafen wird man den Passagieren den Grund sagen. Wenn sie Land vor sich sehen, wird es sie nicht mehr ängstigen, dass sie von Hungersnot bedroht sind. Wie Leo Flamm sich an diesem Abend auf seine Matratze legt – er ist jetzt schon im Besitz einer Wolldecke – hört er neben sich ein Tasten am Holzgitter, ein Schleifen und Greifen. Er richtet sich vorsichtig auf und beugt sich vor. Ein seltsamer Duft kommt ihm entgegen, ein Parfum, das von der dumpfen Luft des Schlafraumes grotesk absticht. Er sieht, dass eine Hand sich durch das Gitter zwängt. Sie lässt etwas fallen und zieht sich wieder zurück. Dann klappt die Türe einer der Kabinen ins Schloss. Leo Flamm tastet nach dem Fussende der Matratze, wohin der Gegenstand gefallen ist. Es ist eine Orange. – –

Der Kapitän ist bereit, den Kurs des Schiffes zu ändern und Lissabon anzulaufen. Aber er hat ein Bedenken. Er sagt zu Baermann: »Ich kenne diese Fracht. Ich weiss, dass viele Passagiere keinen Heller mehr haben. Die, die noch etwas haben, müssen für die anderen bezahlen.« – »Sie werden es tun« sagt Baermann zuversichtlich. – Der Kapitän schüttelt den Kopf. »Es ist besser, Sie lassen sich die Zustimmung vorher geben. Drohen Sie ihnen, dass sie sonst alle hungern müssen. Der Mensch ist kein Held, wenn er es nicht sein muss.«

Es stellt sich heraus, dass sie keine Helden sind. Der Chok ist gross. Aber im Angesicht des nahen Landes bezwingen sie ihn. Es sind Gesichter mit sehr zögerndem Ausdruck zu sehen. Aber das Land ist so nahe und das Meer so weit und die Reise so unbestimmt ... Es ist nicht fair, nein zu sagen. Und in der Masse, wie das Schiff sich dem Hafen nähert, wächst in allen das Gefühl, es sei etwas Gutes geschehen. Und so können sie den Aufenthalt im Hafen wie einen gemeinsamen Ausflug geniessen. Freilich darf keiner das Schiff verlassen, weil sie Menschen ohne zureichende Dokumente sind, also nur halbe Menschen. Aber damit haben sie sich abgefunden. Sie stehen dicht an die Reeling gedrängt und schauen in das Treiben des Hafens. Es ist ein schmales Laufbrett ausgelegt worden, und neben ihm, auf dem Kai, stehen zwei Polizisten in bunter Uniform. Sie sind freundlich und lächeln unausgesetzt. »Adonde? Wohin?« fragt einer. Ein Passagier, der etwas Spanisch versteht, ruft wie im Triumph: »Ins Heilige Land!«

Leo Flamm hört es ungerne. Es ist nicht nötig, dass man das Reiseziel ankündigt. Er ist es vom Orte seiner Flucht her gewöhnt, dass jedes Wort von irgend jemandem aufgenommen und weiter getragen wird. So hat er auch hier ein unbehagliches Gefühl. »Ich bin sicher« sagt er zu Dr. Fels, »dass man schon von uns wissen wird, lange ehe wir an der Küste sind. Es gibt einen Nachrichtendienst, der sehr prompt arbeitet.« – »Wir müssen das in Kauf nehmen« sagt Fels. »Eine Wahl haben wir nicht.«

Im übrigen denkt niemand an Gefahr oder überhaupt an das, was ihnen bevorsteht. Es vergehen zwei gemächliche Tage, dann kommen Säcke und Kisten an Bord. Das ist ungeheuer interessant. Das ist ein aufregendes Erlebnis in ihrer eintönigen Existenz. Viele verspüren zum ersten male in ihrem Dasein einen Anhauch von Ungebundenheit und Abenteuer. Wie leicht das Leben sein kann, wenn man zwischen gestern und morgen ohne Fesseln und Pflichten steht!

Sie fahren früh am anderen Morgen wieder ins Meer hinaus, unter einer strahlenden Sonne, die schon südlich wird im Glanz und in der Stärke. Alles hat sich an Deck gedrängt, um den Anblick von Land und Küste zu geniessen. Nur Leo Flamm ist unter Deck geblieben. Er kostet diese wenigen Minuten aus, da er allein ist und nicht Menschen um ihn herum schwirren. Er steht auf seinem Koffer und sieht durch das Bullauge zum Land hinüber. Da berührt eine Hand
865 seinen Rücken. Er fährt erschreckt herum. Die Braune steht vor ihm, mit offenem, ängstlichem, unsicherem Gesicht. Sie fragt flüsternd: »Wo ist er?« – »Wer denn?« fragt Leo Flamm, obgleich er im selben Augenblick wie unter einer Vision errät, wen sie meint und was geschehen ist. Sie ruckt den Kopf seitwärts zu den Kabinen hin: »Er!« – »Der Schakal?« entfährt es ihm. Sie starrt ihn an. »Haben Sie ihn so genannt? Aber wo ist er? Er ist nicht auf dem Schiff.«

»Warum fragen Sie mich? Wie soll ich das wissen? Melden Sie es dem Kapitän. Mich geht das nichts an.« Er schämt
870 sich seiner Schroffheit und setzt hinzu: »Obgleich es mir für Sie leid tut.« Sie sieht ihn zweifelnd an. »Jakob sagt, dass Sie mit ihm verfeindet waren und dass ...« – »Nun, und was?« – Sie zögert. »Nun was? Dass ich ihn heimlich über Bord geworfen habe? Leider habe ich es nicht. Leider ...«

Die Braune nickt nachdenklich vor sich hin. »Wenn Sie es sagen, glaube ich es. Aber kann er nicht verunglückt sein?« – »Weiss ich nicht. Aber wenn Sie eine Vermutung hören wollen: er hat sich aus dem Staub gemacht. Und
875 wahrscheinlich nicht mit leeren Taschen.«

Die Braune sieht so belustigt zu ihm auf, dass es ihn überrascht. Sie lacht beinahe. »Das ist ein guter Gedanke. Das ist wohl möglich.« – Leo Flamm kann bei so viel Gelassenheit eine Frage nicht unterdrücken: »Es scheint Ihnen nicht viel Schmerz zu machen, dass er verschwunden ist.« Sie wischt leicht mit der Hand durch die Luft: »Ach nein. Garnicht. Ich meine nur ... wenn es so gewesen wäre, wie Jakob sagt, dann hätte es mir leid getan. Er ist nämlich
880 nicht gemein, müssen Sie wissen. Er ist nicht normal. Er war im Konzentrationslager. Da hat man ihn zu viel geprügelt. Immer auf den Kopf. Und von da an hat er immer getobt. Man durfte ihm nie widersprechen. Dann tobte er. Und drohte mit Mord und Totschlag. Ich wollte nicht mit ihm gehen. Aber ich konnte nicht wieder frei kommen von ihm. Er hätte mich umgebracht. Aus Angst bin ich mitgefahren. Und schliesslich ist es ja gleich. Mit irgend jemandem muss ich doch fahren. Ich habe sonst niemanden. Solange ich eine Anstellung hatte, ging es ganz gut. Aber wenn Sie
885 gekündigt werden – was wollen Sie tun? Was tut man nicht alles, wenn man nicht verhungern will?«

Es kommt ein schneller, schwerer Tritt die Stiegen hinunter. Die Braune wendet sich um und wird blass. Sie streckt zitternd die Hand gegen Leo Flamm aus: »Nehmen Sie sich in Acht. Er hat einen Revolver in der Tasche ...« Schon ist Jakob hinter dem hölzernen Gitter. Er ruft mit drohender Stimme: »Karola?« Sie weicht zurück. »Ja?« – »Was machen Sie da?«

890 Leo Flamm ist auf den Mittelgang hinaus getreten. Er steht jetzt ganz dicht vor Jakob. Er gibt Karola einen Wink, sich zu entfernen. Dann geht er noch dichter an Jakob heran. Der kann nicht weiter zurückweichen, weil er mit dem Rücken gegen das Holzgitter stösst. »Kommen Sie mir nicht so nahe« schreit er. Flamm sagt gedämpft. »Doch. Gerade das will ich. Ich möchte Ihnen nämlich etwas sagen, was die anderen nicht hören sollen. Es ist nicht fair, dass Sie jemanden heimlich von Bord schicken und dann das Gerücht verbreiten ...«

895 Das ist ein Schuss ins Dunkle. Aber es scheint, als habe er ein Ziel getroffen. »Hat Karola Ihnen das gesagt?« Er tastet langsam mit der Hand nach der rechten Hosentasche. Leo Flamm sagt eindringlich: »Vor zwei Dingen hüten Sie sich, Herr Jakob. Einmal davor, Karola auch nur mit einem schiefen Blick anzusehen. Denn das werde ich Ihnen nicht erlauben. Und ferner: nach Ihrem Revolver zu greifen, wenn Sie vor jemandem stehen, der auch einen hat.« Er hat plötzlich einen Browning in der Hand, als hätte er ihn aus dem Nichts hervorgezaubert. »Den habe ich mir in
900 Rotterdam erstanden. Schön, ja? Ich habe ihn mir zu aller Vorsicht gekauft, weil ich mir sagte: da stimmt irgend etwas nicht mit ...« Er macht eine Pause. Die Pause zwingt Jakob zu der Frage: »Womit soll etwas nicht stimmen?« Und jetzt schießt Leo Flamm zum zweiten male ins Dunkel: »Mit der Nationalen Vereinigung.«

Jakob schliesst einen Moment die Augen. Er ist sehr blass. Aber er gibt nichts preis. »Ich habe Sie immer für einen Phantasten gehalten« sagt er und geht fort. Aber Leo Flamm weiss, dass er wieder in ein Ziel getroffen hat, wenn er
905 auch nicht weiss, wie dieses Ziel heisst. –

Mit den neuen Lebensmitteln ist neues Behagen auf dem Schiff eingekehrt. Es ist jetzt alles sehr schön. Es ist jetzt sogar Raum für eine Spannung und Erwartung, an der alle Menschen auf dem Schiff gleichmässig teilnehmen: es ist die Geburt eines Kindes zu erwarten. Das wird das Gespräch des Tages. Mehr: es wird der Mittelpunkt des Denkens, Empfindens und Sorgens. Die werdende Mutter sitzt jeden Morgen rundlich, zufrieden und strahlend mittschiffs auf
910 einem Sessel und lässt sich verwöhnen. Der Vater von morgen geht mit verlegenem Gesicht einher und wagt nicht, die Aufhebung des privaten, des diskreten Raumes um dieses Ereignis zu beklagen. Dr. Fels allein ist nachdenklich und besorgt. Es ist ein erstes Kind. Man kann nie wissen ... Im Grunde seiner Seele weiss er, es wird alles einfach und natürlich verlaufen. Aber man hat ihn so lange von seinem Beruf fern gehalten, dass er sich beinahe eine Komplikation wünscht, um all seine Kenntnisse und Fähigkeiten einsetzen zu können. Und inzwischen nähern Frauen
915 an Windeln und Säuglingskleidern und zimmern zwei Burschen mit Liebe und Ungeschick eine viel zu grosse Wiege.

Leo Flamm empfindet alle diese Vorbereitungen rührend und schamlos zugleich. Er bemüht sich, nichts davon zur Kenntnis zu nehmen. Irgend ein Bezirk der Heimlichkeit scheint ihm hier – trotz der menschlichen Teilnahme – verletzt. Und doch kann er nicht umhin, daran zu denken. Dabei plagt ihn die Vorstellung: soll die Mutter ihr Kind in diesem Lagerraum, unter dieser Masse von Menschen zur Welt bringen? Gibt es für sie keinen abgesonderten Raum?

920 So widerwärtig es ihm ist, er muss sich doch wieder an Jakob wenden.

Jakob ist seit der letzten Begegnung fast unsichtbar geworden. Es scheint ihn etwas zu drücken, das ihn stiller und gefügiger macht. »Es sind nur vier Kabinen da« sagt er. »Eine für den Kapitän, eine für die beiden Steuerleute, eine für uns ... und ... nun ja. Karola hat jetzt die Kabine für sich allein. Wenn sie einverstanden ist ...«

Flamm hat Karola in diesen Tagen wenig gesehen. Gesprochen hat er nicht wieder mit ihr. Sie ist immer mit einem scheuen Blick an ihm vorüber gegangen. Aber das ist ihm aufgefallen, dass sie jetzt sehr einfach und bescheiden gekleidet geht. Vielleicht hat es ihr gut getan, dass der Schakal nicht mehr da ist. Vielleicht ist damit ein böser Einfluss von ihr abgefallen.

925

Sie sitzt auf dem Bettrand und näht an einem Kleid. Sie sieht ihn überrascht an. Noch unter der Sonnenbräune wird sie rot. Sie steht nicht auf. Flamm hält die Türe in der Hand. »Verzeihen Sie, dass ich störe« sagt er. Sie ist völlig verwirrt. »Ja« sagt sie und rückt ein wenig zur Seite, als müsse er dort neben ihr Platz nehmen. Es ist eine Bewegung äusserster Hilflosigkeit. Sie hört ihn aufmerksam an, mit seitwärts geneigtem Kopf. »Für die Mutter? Aber gewiss. Sie kann kommen. Sagen Sie ihr, dass sie gleich kommen soll.«

930

Leo Flamm lächelt. »Sagen Sie ihr das nicht besser? Als Frau zur Frau?« Sie sieht zur Seite, »Ich möchte es nicht. Ich kenne die Frauen. Ich weiss, was sie von mir denken ... was ich bin. Und wenn sie nein sagt ... dann soll sie es mir nicht ins Gesicht sagen.« Er nickt. »Ja, das verstehe ich. Also werde ich es Dr. Fels sagen. Er wird Ihnen sehr dankbar sein. Und ich danke Ihnen auch.«

935

Sie steht auf. »Nicht wahr« sagt sie leise, »sie haben das auch von mir gedacht?« – Er mag nicht lügen. »Wenn Sie mich darum fragen: ja.« – »Aber es ist nicht wahr. Glauben Sie mir. Es ist mir gleich, was die anderen denken. Sie sollen es nicht denken. Es wäre schrecklich.« Es tut ihm weh. Er lächelt zu ihr hinunter: »Ich glaube es längst nicht mehr. Ich ... ich habe Sie um Verzeihung zu bitten ...« Da beginnt sie leise zu weinen. Erschrocken wendet er sich ab und geht hinaus.

940

In der übernächsten Nacht dringt aus der Kabine das erste Stöhnen. Es ist nur ein Augenblick, aber es scheint, als horche das ganze Schiff auf. Leo Flamm zieht sich die Decke über den Kopf. Er will nichts hören. Alles in ihm sträubt sich dagegen, Zeuge zu sein. Er weiss nicht, wie lange er so verhüllt gelegen hat. Vielleicht war er inzwischen wieder eingeschlafen. Da berührt jemand seine Schulter. Er sieht auf. Neben ihm hockt Karola, den Kopf gesenkt, die Hände in eine Decke vergraben, die sie vor ihren Körper hält. »Das Kind ist da« flüstert sie. »Es graust mich. Ich kann da nicht bleiben. Und die Schwester muss in meinem Bett schlafen. Ich habe nirgends, wohin ich gehen kann. Kein Platz für mich ...«

945

Leo Flamm atmet tief auf, ein wenig zitternd. Was hier geschieht, trägt die Gradlinigkeit des Schicksals in sich. Er selber hat die Hand dazu gegeben. Aber ist es nicht immer so, dass Schicksale erst geschehen, wenn der Mensch zuvor die Hand nach ihm ausgestreckt hat? Er rückt zur Seite und macht Platz für Karola. Sie streckt sich langsam aus und zieht die Decke über sich. Sie atmen beide sehr leise und verhalten, als hätten sie Angst vor einander – –

950

955 III.

Die Fahrt dehnt sich, dehnt sich. Das Meer ist so still, dass die Nerven revoltieren. Die Sonne geht so unerschütterlich im Osten auf und im Westen unter, dass es wie Hohn, und Spott wirkt. Ein Weg ohne Ende. Totes Gleichmass ohne Ende. Die gleichen Gesichter ohne Ende und die gleichen Gebärden ohne Wechsel. Man schwebt in einem geronnenen Meer von Nichtsen. Marionetten vollführen darin starre Bewegungen.

960

Aber ehe diese Marionetten an die Schnüre des Zufalls gehängt wurden, waren sie einmal lebendig. Oder das, was sie lebendig nannten. Sie sind den kleinen Trieben nachgegangen, den kleinen Neugierden, dem kleinen Verbotenen und den kleinen Befriedigungen. Es hat immer einen Raum gegeben, sich zu verstecken und das zu tun, was sich verstecken muss. Hier gibt es keinen Raum. Hier müssen sie entweder an den unerlösten Gebärden ersticken, oder die Hemmung von sich werfen und das Verbotene sichtbar tun.

965

Sie tun es endlich. Es kleidet sich in viele Formen. Das grosse Lagerhaus gerät noch einmal in Bewegung. Die Schicksale und Bündel werden noch einmal umsortiert, aus diesem Fach herausgenommen und in jenes hineingetan. Aber jetzt gruppieren sich nicht mehr Landsmannschaften, sondern Einzelne. Es sind diejenigen, die Bretterwand an

Bretterwand wohnten und nicht mehr schlafen können, weil der Widerstand, die Abneigung, der Hass zwischen den
970 Fugen kauern. Sie rücken auseinander. Dafür rücken andere zusammen, die Gleiches in sich entdeckt und Gefallen an
einander gefunden haben. Zuweilen bricht ein Bündel, in das zwei Menschen eingepackt waren, mitten durch. Die
Umhüllung war wohl zu morsch. Die Schnüre waren schlaff geworden. Nun treibt das eine hierhin, das andere
dorthin. Hinten im Schiff, im Speisesaal, wo die jungen Menschen hausen, fügt sich zusammen, was aus Spannung
oder Neugierde oder Zufall oder Liebe glaubt, nicht mehr gesondert bleiben zu dürfen.

975 Auch Leo Flamm ist nicht mehr allein. Karola hat ihren Platz behauptet, sanft, unaufdringlich, bescheiden und doch
entschlossen. Ein neuer Mensch wächst aus ihr heraus, von dem viel Ruhe und Sicherheit ausgeht. Und Leo Flamm
wehrt sich nicht. Sie schweben Beide zwischen Ausgang und Ende. Sie sind Beide jenseits der Fesseln, mit denen ein
gewohnter Alltag vor dem spontanen Erlebnis bewahrt. Sie suchen also nur eines: menschliche Nähe, die
Geborgenheit des Einen beim Anderen. So bleiben sie beisammen.

980 Niemand rechnet mehr, wieviel Tage vergangen sind. Da eines Tages ändert das Schiff seinen Kurs. Es wendet sich
zur Strasse von Gibraltar. Sie sehen nichts davon, denn das Schiff schleicht sich nachts hindurch. Aber am anderen
Morgen verspüren sie, dass sie in eine andere Welt eingegangen sind. Die Sonne ist eine andere. Das Blau des Meeres
ist tiefer. Die Winde wehen aus anderer Richtung. Und die ganze Fahrt ändert mit einem Schlage Sinn und Wesen und
Richtung.

985 Der Atlantische Ozean ist noch Fremde gewesen, und die Fahrt auf ihm eine Reise erst zur Erholung, dann zur
Uebermüdung. Dieses neue Meer greift schon zur Küste der Heimat von morgen hinüber. Die Fahrt auf ihm ist die
Vorbereitung auf das endgültige Ergebnis dieser Fahrt: auf die Landung.

Jetzt kommt eine andere Spannung auf, eine Erwartung, die die Nerven nicht weniger verzerrt als die Ausweglosigkeit
der Fahrt. Werden sie landen können? Und wo und wie? Es weiss einer: da und dort ist ein Schiff ganz ungehindert an
990 die Küste gelangt. Alle sind trockenen Fusses gelandet. Und ein anderer weiss: englische Soldaten haben freundlich
und menschlich für die Flüchtlinge gesorgt. Von der Möglichkeit, dass man ihnen die Landung verbieten könnte,
spricht keiner. Zu dieser Möglichkeit geben ihre verhetzten Seelen keinen Zugang frei. Unmenschlichkeit, Härte,
Grausamkeit gibt es nur dort, von wo sie geflohen sind. Jede andere Küste der Welt ist anders, muss anders sein:
menschlich, verständnisvoll. Baermann sagt es auch. Er stellt den Unterschied klar zwischen früher und jetzt.

995 »Damals« sagt er, »als die Juden aus Spanien auswandern mussten, trieben sie auf den Meeren umher, Wochen,
Monate, zuweilen Jahre; elend, ausgeplündert, ausgebeutet, hungrig. Wo sie landeten, vertrieb man sie, oder fing sie
als Sklaven ein, oder erschlug sie, oder verkaufte ihnen nichts zu essen, oder wollte sie zu einem anderen Glauben
bekehren. Aber damals war die Welt noch wild und unzivilisiert. Inzwischen ist die Welt fortgeschritten ...«

»Auch im Menschlichen?« fragt einer. Es antwortet ihm niemand. Nur Lipmann, ein junger Architekt, dem die
1000 Barbaren ein Auge ausgeschlagen haben, lacht leise vor sich hin. »Menschlichkeit ist eine Salz, das sich in politischen
Flüssigkeiten ungewöhnlich gut auflöst.« Aber das will niemand hören. Zuweilen vermutet man, dass Lipmann nicht
ganz normal ist. Er lacht zu viel.

Die Tage werden weniger, die sie noch vom Ziel trennen. Es herrscht Aufbruchstimmung. Und dann erleben sie eine
Überraschung: Jakob tritt wieder in die Erscheinung. Zum ersten male seit dem Beginn der Fahrt beschäftigt er sich
1005 mit den Reisenden. Aber er tut es in seltsamer Form. Er fragt Einzelheiten aus ihnen heraus und notiert sie sich. Da
werden sie misstrauisch und zurückhaltend. Sie sind bereit, dem Dr. Fels oder dem Baermann oder dem Leo Flamm
Auskunft zu geben. Aber nicht ihm.

Jakob ist gekränkt. »Sie haben es allein mir zu verdanken, dass Sie hier auf dem Schiff sind. Und ohne mich können
Sie auch nicht landen. Sie haben doch keine Ahnung, was Sie tun müssen. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, dass
1010 Sie ohne mich nichts machen können ...«

Aber damit hat er den Bogen überspannt. Eine ungeheure Empörung bricht aus. Man droht ihm: »Wenn wir nicht an
Land kommen, kommen Sie auch nicht an Land! Sie haften uns!« Selbst Leo Flamm kann sie nicht beschwichtigen.
Er versteht, dass er es jetzt auch nicht darf. Jakob steht breitbeinig und trotzig da und höhnt auf die Reisenden
herunter. Leo Flamm sagt ihm: »Wenn ich Sie wäre, würde ich den Rest meines Schamgefühls zusammen nehmen
1015 und mich unsichtbar machen.« – Jakob wird blass vor Wut: »Sie scheinen darauf Wert zu legen, mit mir verfeindet zu
sein?« Flamm schüttelt ernsthaft den Kopf: »Mit einem Menschen wie Ihnen verfeindet zu sein kann niemals eine
Ehre sein, höchstens eine Genugtuung.« – Während Jakob mit eingezogenen Schultern davon geht, toben die
Menschen Beifall. Sie fühlen sich alle, als ob sie selbst es gesagt hätten. So viel Mut haben sie noch nie entwickelt.

Aber Flamm traut diesem Mut nicht. Er spürt, dass dahinter nur die aufgeregte Unruhe arbeitet. Ihre Phantasie formt
1020 richtungslos an Ereignissen von morgen. Wer hat je die Küste gesehen? Wer kennt die Orte anders als von der
Landkarte? Vielleicht sind Palmwälder da, unter deren Schutz man sich bergen kann? Vielleicht sind breite, weisse
Sandflächen da, in denen es kein Ausweichen gibt. Vielleicht stehen Freunde am Ufer und fangen sie auf. Vielleicht
wehrt man ihnen, den Fuss auf das Land zu setzen. Was dann? Dann werden sie kämpfen, um jeden Preis und mit

jedem Mittel. Ja ... wenn sie nur Mittel hätten. Aber sie haben nichts, garnichts. Jeder Anspruch in der Welt wird mit
1025 der Münze durchgesetzt, mit der einer zahlen kann. Sie haben nichts. Sie haben nur ungangbare Münze: Unglück, Not,
Anspruch auf Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Es ist alles ausser Kurs. Sie sind so dem Nichts ausgeliefert, wie ein
Volk ohne Macht und Kraft es nur sein kann.

Und so gehen sie, während sie weiter treiben und sich fürchten und sich ihre Furcht nicht eingestehen wollen, den
uralten Weg aller Ohnmächtigen und Vertrauenden: der Weg des Glaubens. Auch wer Gott lange schon vergessen hat,
1030 geht jetzt zu ihm. Einige tun es heimlich und verschämt. Sie sehen scheinbar ruhig über das Meer oder starren
unbeteiligt in einen Winkel. Aber in Wirklichkeit beten sie. Andere haben ihre Beziehungen zu Gott nie ganz
unterbrochen. Sie gehen auf den alten Wegen zu ihm, die ihnen von den Regeln ihres Glaubens aus den Jahrhunderten
vorgezeichnet sind. Sie stehen morgens, wenn die Sonne aufgeht und noch ehe sie etwas gegessen oder getrunken
haben, in ihren Gebetmantel gehüllt da und wiegen sich im Rhythmus liturgischer Verse und Strophen, die seit
1035 Ewigkeiten die Pforten des Himmels berennen und sie doch nicht zu sprengen vermögen. Aber dass gerade ihre
Gebete die Kraft dazu hätten, dass diese mystische Wirkung sich je und je für den einzelnen, den Gläubigen, den
Betenden vollziehen könnte: daran zweifeln sie nicht. Und dieser Glaube zieht die Anderen mit sich.

Da ihre Seelen geängstigt sind, sind sie offen. An den Abenden, wenn das Dämmern manche Hemmung und manche
Scham verdeckt, werden sie eine Einheit der Furcht und des Betens und des Glaubens. Und der letzte Vorabend des
1040 Schabbat, den sie auf dieser Wanderung zu verbringen meinen, hebt sie über sich selbst hinaus. Es hat keiner dem
anderen gesagt, aber alle haben Feierkleidung angezogen. Sie haben es nicht verabredet, aber sie stehen alle einer
hinter dem anderen dicht gedrängt in dem engen Speisesaal. Wer nicht beten kann, weil er die Sprache des Gebetes
nicht versteht – Leo Flamm versteht sie nicht – der erkennt doch die alten Melodien. Und wer sie nicht kennt – Leo
Flamm hat sie nie gehört – spürt doch, dass dieses eine mal der Glaube der Vielen ihn an die Hand nimmt und ihn
1045 führt.

Die Sonne, die über diesem Schabbat aufgeht, ist gedämpft und verschleiert. Sie blendet. Sie verlockt nicht dazu, auf
das Meer zu schauen, das aus tausend kleinen, grellen Reflexen die Augen müde macht. Die Menschen müssen die
Augen gesenkt halten, oder sie müssen sich anschauen, wenn sie mit einander sprechen. Und da sie sich anschauen,
vertrauen sie sich an diesem einen Tage mehr als an allen anderen Tagen der Reise. Sie haben die Grenze berührt, an
1050 der ein Haufe eine Gemeinschaft wird.

Wie es Abend wird, wie der Ruhetag wieder in den Alltag einmündet, geht plötzlich das Gerücht um, dass sie noch
vor Morgengrauen an der Küste sein werden. In wenigen Minuten ist das Schiff eine schwärmende Masse von
Erwartungen und Ängsten und Erregungen. Sie haben lange Wochen auf diese Stunde gewartet. Jetzt kommt sie
überraschend und zu schnell. Keiner weiss, was er tun soll. Sie drängen sich um ihr Gepäck und schleppen es nutzlos
1055 hin und her. Leo Flamm sieht voraus, dass alles für eine Panik vorbereitet ist. Er überwindet seine Abneigung und
geht zu Jakob in die Kabine. Jakob sitzt auf dem Betrand. Zwei grosse Koffer stehen verpackt und mit Riemen
verschnürt neben ihm. Die Blonde macht sich an einem dritten zu schaffen. Leo Flamm sieht daraus, wie nahe sie
schon der Küste sein müssen. Er fragt: »Haben Sie irgend welche Anordnungen zu geben? Die Passagiere werden
kopflös. Ich fürchte, es wird im letzten Augenblick alles drüber und drunter gehen.« Jakob sieht nach der Uhr. »Wir
1060 sind bestimmt noch ausserhalb der Drei-Meilen-Zone. Aber es lohnt für die Leute nicht mehr, sich schlafen zu legen.
Sie sollen das kleine Gepäck zu sich auf ihren Platz nehmen. Das grosse Gepäck sollen sie mit Nummern versehen
und auf dem Achterdeck aufschichten.«

Flamm setzt die Gruppe der Jungen in Bewegung, und nach harter Arbeit gelingt es ihnen, Ruhe in den Schwarm und
Ordnung in das Gewirr zu bringen. Wie die Nacht hereinbricht, ist alles bereit. Sie hocken neben ihren Bündeln,
1065 wartend und schweigend. Alle Lichter werden gelöscht. Sie sind jetzt nahe der Zone, bis zu der die Übereinkunft der
Menschen sich Hoheitsrechte über das ewige Meer angemasst hat. Sie sitzen da und warten. Es ist ihnen Schweigen
anbefohlen worden. Die Frauen und die Kinder und die Alten werden unter Deck geschickt. Die Maschinen des
Schiffes scheinen lauter zu gehen als sonst. Jetzt, wo das Schweigen so gross ist, hören alle, wie mühsam und
geräuschvoll das Wrack arbeitet; wie ein altes Stück Leben, das bald seinen letzten Dienst getan hat.

Leo Flamm steht im Schatten der Gepäckballen und starrt auf das Meer. In seiner Nähe machen sich Matrosen zu
schaffen. Sie legen Ruder in die Rettungsboote. Sie arbeiten an dem Motorboot und heben es an Blöcken von seinem
Lager. Es liegt jetzt so, dass es jeden Augenblick über die Bordwand geschwungen und zu Wasser gelassen werden
kann. Zwei Koffer werden herausgeschleppt und im Boot verstaut. Leo Flamm kennt diese Koffer. Er hat sie Stunden
zuvor in Jakobs Kabine gesehen. Ein Verdacht packt ihn: will sich da einer aus dem Staube machen, für den Fall, dass
1075 irgend etwas nicht nach Plan und Absicht verläuft? Er weiss nicht, warum er es denkt. Aber der Gedanke hakt sich
fest. Er ist nicht zu vertreiben. Der Instinkt des Misstrauens hat sich geregt und ihm zugeflüstert, dass Jakob fliehen
will. Nun gut, sagt Flamm zu sich, dann werde ich es verhindern. Unsere Rechnung ist ja noch nicht glatt ...

Er sucht in seinen Taschen. Ein Federmesser kommt ihm in die Hand. Er geht leise und vorsichtig an das Zahnrad
heran, das die Davids bewegt. Sorgfältig öffnet er den Splint, mit dem die Kurbel an die Welle geheftet ist. Er schlägt

1080 den Splint heraus. Dann zieht er langsam, geräuschlos die Kurbel ab. Er wirft sie oben auf den Gepäckhaufen. Er ist sicher, dass man sie dort im Dunkeln nicht finden wird. Und ohne Kurbel gibt es keine Möglichkeit, das Boot zu heben und über Bord zu schwingen.

Die Nacht ist dunstig und verhangen wie der Tag. Es ist, als wollte sie die Annäherung des Schiffes in einen Schleier der Vorsicht hüllen. Kaum ist ein Stern am Himmel zu sehen. Es ist kein Wind, und eine feuchte Schwüle umgibt
1085 alles. Da sieht er über dem Wasser, von steuerbord her, ein Licht kurz aufblitzen. Es ist der Strahl einer Sekunde. Dann ist es wieder dunkel. Er erschrickt. Ist das schon Land und Licht vom Lande? Oder ist es ein Schiff? Und wenn es ein Schiff ist, warum zeigt es nicht die üblichen Lichter aller Schiffe? Warum schickt es nur diesen einen, forschenden Lichtstrahl aus? Er drängt sich erregt zum Ruderhaus durch. Der Kapitän selbst steuert, Jakob steht neben ihm, in Hut und leichtem Mantel, als könne er jeden Augenblick aussteigen. »Haben Sie da steuerbord das Licht
1090 gesehen?« fragt Leo Flamm.

Jakob und der Kapitän tauschen einen schnellen Blick aus. »Wo?« fragt der Kapitän, und während er fragt, sieht Leo Flamm, dass er das Steuerruder unauffällig nach backbord umlegt. Flamm sagt: »Eben war es noch steuerbord. Aber jetzt, wo Sie den Kurs geändert haben, ist es mittschiffs achtern.« – »Kümmern Sie sich einen Dreck um meinen Kurs!« faucht der Kapitän. Leo Flamm verliert die Beherrschung. »Ich werde Sie nicht fragen, ob ich mich kümmern
1095 darf. Sie haben Menschen an die Küste zu bringen. Dafür sind Sie bezahlt. Sie haben für die Flüchtlinge zu sorgen, und nicht für Ausreisser, die sich drücken wollen.« Wütend fährt er ihm in die Speichen und will das Ruder wieder herumwerfen. Da klammern ihn von hinten zwei Arme ein. Er wird zu Boden geworfen. Noch währen er fällt, sieht er das Licht über dem Wasser zum zweiten male, aber jetzt als langen, spitzen Strahl, wie von einem Scheinwerfer in das Dunkel gestossen.

1100 Jetzt haben auch die Menschen, die auf dem Deck kauern, das Licht gesehen, denn es fällt wie ein heller, scharfer Strich in ihre Augen. Wie vom Instinkt belehrt, ruft einer: »Hinlegen!«, und schon ist das Deck mit einer unförmigen Masse verschlungener Gestalten bedeckt. »Ruhe bewahren!« ruft Jakob aus dem Steuerhaus. Die Glocke im Maschinenraum schrillt grell durch die Stille. Der Kapitän ruft durch das Sprachrohr hinunter: »Volle Kraft!« Das Schiff zittert mehr denn je. Eine schwarze Rauchwolke, von Fahrt und schwerer Luft niedergedrückt, fegt erstickend
1105 über das Deck. Und in diese schwarze Wolke hinein, starr, zielbewusst, dauernd, drängt sich das Licht aus einem Scheinwerfer. Es kommt langsam, von der Seite her, an das stampfende Schiff heran.

»Wir fliehen!« schreit plötzlich einer auf. Dieser Schrei entfesselt einen Tumult, als hätte einer gerufen: wir sinken! Sie springen auf und drängen sich wirr durcheinander. Sie sehen zum Himmel auf. Sie starren in den Scheinwerfer hinein. Sie drängen gegen das Ruderhaus an. Sie bitten und toben. »Nicht fliehen! Warum fahren wir nicht einfach auf
1110 den Strand? Nicht umkehren! O nicht umkehren!! Nein!!«

Es ist die Hölle der Angst und der Verzweiflung. Und der Scheinwerfer liegt immer noch über ihnen, aber jetzt breiter, flächiger, blendender. Und der Ort, von dem er ausgeht, das Boot, das ihn trägt, kommt näher und näher. Sie drängen sich zur Mitte des Schiffes zusammen, gegen den Punkt an, von dem aus das Steuer betätigt wird. Nur eine kleine Drehung, und sie können gerettet werden. Diese kleine Drehung wollen sie erzwingen. Sie stürmen vor. Da steht
1115 plötzlich Jakob vor dem Ruderhaus und hält einen Revolver gegen sie auf. Sein Gesicht ist bleich, maskenhaft vom Suchlicht abgetastet und gestreift. »Zurück!« brüllt er. »Ich schiesse!! Ich mache keine Umstände. Es geschieht, was ich für gut halte.«

Es ist eine plötzliche Stille auf dem Deck. Die drängende Bewegung stockt. Langsam lässt Jakob seine Waffe sinken. »Ihr habt zu gehorchen« sagt er drohend. »Wenn wir landen können ...« Er stockt. Ein scharfes, knatterndes Geräusch
1120 ist in der Stille vernehmbar: tack-tack-tack, in einem schnellen, kalten, unheimlichen Rhythmus. Eine Stimme, unmässig vergrößert wie der formlose Ruf durch ein Megaphon, erreicht sie. »Stop!« Und wieder das Knattern. Und wieder die dumpf aufgeblähte Stimme: »Stop!« Jakob wirft den Kopf zurück – »Volldampf! Volldampf!« schreit er. Es knattert tack-tack. Es pfeift scharf, leise heulend über ihre Köpfe hinweg. Sie stehen wehrlos da. Es schlägt gegen den Mast, tack-tack, gegen die Wände des Schiffes, gegen das Ruderboot. Holz splittert. Es knattert und zischt,
1125 Maschinengewehr gegen Unbewaffnete, die sich nicht wehren und nicht wehren können. Tack-tack, wie nahe, wie drohend. Und dann schreit einer, spitz, schrill, hoch, wirft die Arme über den Kopf und schlägt zu Boden. Sie rennen alle in wilder Panik auseinander. »Wir müssen auf den Strand fahren!« schluchzt einer auf und läuft gegen das Ruderhaus. Aber mitten im Schluchzen schlägt das Tack-tack in ihn hinein, dass er still, jäh stumm geworden, in sich zusammensinkt.

1130 Mit ihm zugleich sinken das Schiff und alle Menschen darauf in eine atembeklemmende Stille hinein. Der Tod ist hinter ihnen her. Der Tod jagt sie, weg von der Küste, zu der sie Heimat sagten. Der Tod sitzt in einem Boot. Er kommandiert Menschen, und diese Menschen gehorchen ihm. Und da der Befehl vollzogen wird, sterben Menschen, ganz so, wie sie in dem Lande gestorben sind, aus dem sie fliehen mussten, weil da der Mensch, weil da das Leben nichts mehr gilt. Keiner rührt die Toten an. Sie liegen da, um sie herum ein freier Raum, so schmal, wie dicht an
1135 einander gedrängte Menschen ihn frei geben können. Aber sie liegen in diesem geringen Raum wie in einer

unendlichen Oede der Unbarmherzigkeit. Sie liegen da im Dunkel, und noch weiss niemand, wer sie sind. Und niemand weiss, wen das Tack-tack noch erreichen wird.

Aber es erreicht niemanden mehr. Es hört so unvermittelt auf, wie es eingesetzt hat. Der Scheinwerfer, als sei er des Suchens müde, wendet sich ab und erlischt. Das Boot taucht in das Dunkel zurück. Jetzt sind sie wieder allein auf dem Meer. Stimmen wagen sich wieder hervor. Eine Frau jammert. Sie hat einen der Toten erkannt. Um den anderen jammert niemand. Er war jung und allein und hat zu niemandem gehört. Und so ist er für sich allein gestorben.

Eine Parole wird von irgendwo ausgegeben: »Alles unter Deck gehen. Der Angriff kann sich wiederholen.« Die Menschen rühren sich nicht von der Stelle. »Wenn wir doch fliehen, was kann uns dann geschehen?« Jakob kommt hinter dem Ruderhaus hervor. Er trägt seinen Mantel bis an den Hals geschlossen. »Wieso fliehen?« sagt er, »Vielleicht landen wir heute Nacht noch. Es ist alles Strategie.« Es klingt nicht sehr glaubhaft und nicht sehr überzeugend. Aber wer Hoffnung braucht, kann sie auch aus dem Zweifel herausuchen. Langsam gehen die Menschen unter Deck. Die Toten tragen sie mit sich.

Nur Leo Flamm rührt sich nicht vom Fleck. Er hat die ganze Zeit wie gelähmt dagesessen. Er hat nie gewusst, was das Schicksal eines Volkes sei. Jetzt hat es sich mit flammenden Narben in seine Seele gebrannt. Hätte er an Gott geglaubt, er hätte in dieser Stunde mit ihm gerechnet und wäre von ihm fortgegangen. Er hätte ihm gesagt: »Dass solche Leiden läutern, ist eine Irrlehre, ein Ketzertum am Glauben von der Gerechtigkeit im Weltgeschehen. Solches Leiden macht nur stumpf und tötet die Seele ...«

Jakob tritt an ihn heran. »Nun, wollen Sie nicht unter Deck gehen?« Leo Flamm ist sogleich wieder in die Wirklichkeit zurückgedrängt. »Ich gehe gleich« sagt er. »Ich möchte nur noch sehen, wie Sie abfahren.« – Jakob weicht unwillkürlich zurück. »Was reden Sie für Unsinn ...« Er spricht nicht weiter. Vom Achterdeck kommen streitende Stimmen der Matrosen, ein Geschimpfe und Gefluche. »Ruhe da!« ruft Jakob. – »Ach Dreck Ruhe! Die Kurbel ist weg! Wir können das Boot nicht hieven.«

Leo Flamm steht auf. »Wozu wollen die Matrosen denn das Boot hieven?« fragt er erstaunt. »Wenn Sie nicht fahren wollen, wer denn sonst?« – Jakob steht eine Sekunde reglos. Er starrt Leo Flamm ins Gesicht. Er horcht der Stimme nach, als wollte er etwas daraus erkennen. Ein dunkler Argwohn steigt in ihm auf. »Haben Sie da die Hand im Spiel?« Es ist eine blanke Drohung. Flamm nimmt sie an. »Und wenn ich hätte?«

Mit einer zuckenden Bewegung greift Jakob in die Tasche und reisst den Revolver hervor. Im gleichen Bruchteil der Sekunde schlägt Leo Flamm ihm seine Faust mit aller Kraft unter das Kinn. Jakob taumelt und streckt die Hände nach Halt aus. Die Waffe fällt zu Boden. Flamm bückt sich, rafft sie auf, wirft sie über Bord, und steht schon wieder da, die Fäuste in Brusthöhe. Jakob hält sich an der Reeling fest. »Ein andermal rechnen wir ab« flüstert er. – »Einverstanden« sagt Flamm. »Aber erst nach der Landung. Erst werden Sie Ihre Pflicht tun. Dafür werde ich sorgen. Und nun gehen Sie unter Deck. Der Angriff könnte sich wiederholen, nicht wahr?«

Jakob schleicht davon. Leo Flamm hockt sich hinter die Bündelhaufen am Achterdeck und starrt auf das Meer. Er hat das untrügliche Gefühl, dass jetzt erst die Flucht beginnt, dass jetzt erst Schicksal sich lauernd an den Weg gestellt hat. Der Gedanke macht ihn müde, denn es ist ein Schicksal, das er für andere trägt. Und fremde Schicksale löschen das eigene aus. Was bleibt ihm von alle dem? Die Spannung, die Unruhe, das Horchen auf jeden Laut, die Halluzination, dass sich von überall verborgene Lichter heranschleichen, Scheinwerfer ... da ist wieder ein Licht hinter ihm ... Er dreht sich erschreckt um. Karola steht da. Sie hat eine Taschenlampe in der Hand. Sie hockt sich zu ihm hin. Sie sagt nichts. Sie legt ihren Kopf in seinen Schoss, Sie ist da. Das ist alles, was sie jetzt geben kann.

Er streichelt ihr Haar und schaut wieder über das Meer. Ihm scheint, als tauche aus dem Nachtgrau der Umriss eines grossen Segels auf. Er sieht schärfer hin. Da ist ein breites, hohes Segel. Und ein schwaches Licht. Von Zeit zu Zeit erlischt es. Es müssen Menschen daran vorübergehen. Das Segel nähert sich scheinbar in schräger Fahrt. Und plötzlich sieht er Licht aus einer Blendlaterne aufblitzen, rhythmisches Licht, eingeteilt in kurze und lange Zeichen. Leo Flamm versteht sofort: Morsezeichen. Er kennt sie von seinen Jugendspielen her. Er liest Buchstaben ab, reiht sie aneinander und begreift, dass hier in deutscher Sprache Zeichen gegeben werden: wer-seid-ihr?

Er zittert vor Aufregung. »Deine Lampe! Gib mir deine Lampe!« Er versucht sie. In der Nacht ist der Schein hell genug. Er versucht Antwort zu geben: Verstanden. Wer ruft? Juden? – Antwort: »Ja. Fischer. Zuverlässig«. Er beginnt zu signalisieren: »Dreihundert Flüchtlinge. Schiff Emma, Rotterdam, zwei Tote an Bord ...« Er konzentriert sich darauf, in den denkbar kürzesten Ausdrücken zu sagen, was er diesen unbekannten Menschen mitteilen will. Vielleicht kann von ihnen Hilfe kommen. Aber es dauert so lange, bis ein Wort sich fügt. Und mit Schrecken sieht er, dass das Licht aus der kleinen Lampe schwächer und schwächer wird. Jetzt ist es nur noch wie ein Aufglühen, wie ein matter Funke. Er schüttelt sie in ohnmächtigem Zorn. Da verlischt sie ganz. Er sieht stumpf und hilflos vor sich hin. Vom Fischerboot her, das immer weiter zurückbleibt, kommt die Frage: Wohin fahrt ihr? Wohin?

Ja, wohin? Er weiss es nicht. Er hätte nicht antworten können, selbst wenn noch Licht aus der Laterne gekommen

1190 wäre. Irgendwohin, wie es die Weise der Flüchtigen ist. Er birgt den Kopf in die Hände. So hat er die Ohnmacht des Lebens noch nie verspürt. Ganz fern schon fragt das teilnehmende Licht: wo-hin? Er sieht nicht auf. Er hat nichts mehr zu antworten.

Der Morgen zieht leicht verhüllt auf. Es verspricht ein warmer Tag zu werden. Am Stand der Sonne und an der Richtung des Schiffes erkennt Flamm, dass sie Kurs nach Norden genommen haben. Die ersten Menschen kommen an
1195 Deck, bleich, verstört, übernächtigt. Sie gehen still hin und her, so wie man in einem Trauerhause geht. Und dann kommt ein Zug die Schiffstreppe hinauf. Voran geht Baermann. Er ist in seinen Gebetmantel gehüllt. Tränen laufen ihm über das Gesicht und er lässt sie strömen. Dann trägt man die Toten der Nacht hinauf. Es sind zwei lange, unförmige, in Segelleinen gehüllte Bündel. An die Fussenden dieser Bündel hat man grosse Kohlebrocken gebunden, um ihnen die Reise in die Tiefe des Meeres zu erleichtern. Sie werden auf zwei lange Bretter gelegt, die über der
1200 Reeling schweben.

Es ist sehr still und man hört keinen Laut und kein Weinen. Baermann tritt an die Bündel heran, sieht auf sie herunter und beginnt mit leiser Stimme zu sprechen: »Wenn Gott euch fragt, wofür ihr gestorben seid ...« Seine Stimme bricht ab. Er zittert am ganzen Körper. Er bemüht sich, wieder zu sprechen. Aber es formen sich keine Worte. Alles schweigt mit ihm. Alles kämpft seinen ohnmächtigen Kampf mit ihm. Endlich gibt er es auf. Er reckt den Kopf zum Himmel
1205 auf und beginnt die alte Klage seines Volkes um die Toten der Zeiten: el male rachamim ... Gott voller Barmherzigkeit ...

IV.

1210

Das Schiff schleicht nach irgendwo seinen Weg. Die Menschen hocken irgendwo auf Deck oder in den Kabinen und versuchen die Beklemmung loszuwerden, die sie befallen hat. Es gibt etwas, das sie mehr bedrückt als der Tod von zwei Menschen: dass zwei Reisende irgendwo unterwegs die Reise unterbrechen, nicht mehr da sind, in Verlust geraten, nicht mehr ankommen, nirgends ankommen. Wenn ihnen das nur zur Gewissheit werden könnte: man kommt
1215 irgendwo an! Dann wäre zweien von ihnen ein Schicksal geschehen, und das müsste man hinnehmen. Aber jetzt, wo sie gar keine Gewissheit haben, haben sie auch kein Schicksal.

Sie fragen Flamm: »Ist etwas beschlossen, wohin wir jetzt fahren?« – »Ich weiss es nicht. Ich werde Jakob fragen.« – Aber Jakob hat sich in seine Kabine eingeschlossen. Er öffnet nicht und gibt auf alles Rufen keine Antwort. Flamm ist bereit, die Türe einzuschlagen, ihn heraus zu reißen und zur Antwort zu zwingen. Aber er sieht nur flüchtig die
1220 Menschen an, die um ihn herum stehen. Sie sind müde, verloren, unwillig und ohne Bereitschaft zum Zorn. Da unterlässt er es. »Gewiss wird es der Kapitän wissen« sagt er und geht nach oben.

Der Kapitän führt jetzt selbst das Steuer. Nicht einmal ein Matrose ist neben ihm. Kaum, dass es Flamm auffällt. »Wohin fahren wir, Kapitän?« – »Ich habe Ordre, nach Cypern zu fahren.« – »Aber um Gotteswillen, was wollen wir in Cypern?« – Der Kapitän sieht ihn von der Seite an. »Was wollen Sie überhaupt? Irgendwo landen, nicht wahr?« –
1225 Flamm erregt sich. »Irgendwo? Das ist nicht wahr! Man hat uns Palästina versprochen!« Der Kapitän sagt nachdrücklich und schlägt bei jedem Wort mit der Hand auf das Steuerruder: »Ich habe als Kapitän des Schiffes nur eine einzige Ordre: die Ladung irgendwo an Land zu setzen. Das führe ich aus. Es kann von mir aus der Nordpol sein, wenn ich Kohle genug habe, hinauf zu fahren. Ich muss meine Fracht landen. Mehr weiss ich nicht. Und mehr geht mich nichts an.«

1230 Flamm geht langsam die schmale Treppe vom Ruderhaus hinunter. Da unten hocken die Menschen, das Heerlager der Zielloosen, die ungeformte Masse der Willenlosen. Und er, Leo, steht jetzt für eine Sekunde über ihnen, räumlich und bildlich. Sie sind ihm noch immer nicht näher, als sie ihm in den ersten Tagen waren. Sie haben Vertrauen zu ihm und geben ihm Aufgaben. Aber in Wirklichkeit ist er ja nur ein Bote, der Geschäfte für sie besorgt. Wenn er sie gut erledigt, werden sie sich freuen. Wenn er sie schlecht erledigt, werden sie ihn fallen lassen. Niemand würde kommen
1235 und sagen: »Es macht nichts, Bruder; du hast getan, was du konntest. Wir haben eben kein Glück ...«

Flamm sieht auf sie hinunter, ohne Vorwurf und ohne Anklage. Er versteht den Grund, warum sie so gestaltlos sind, so ohne Willen und Richtung: sie wissen nicht, wofür sie sich entscheiden sollen. Sie haben sich kein Ziel gesteckt, das sie lieben. Sie sind immer noch auf der Flucht. Gestern, als die Küste sehr nahe war, waren sie alle bereit, zu landen und diese Küste als letztes Ziel anzunehmen. Heute fragen sie schon wieder: wohin sonst? Vielleicht wird es
1240 sie in Bewegung bringen, wenn er ihnen jetzt sagt: Cypern. Vielleicht bricht die Revolte aus. Vielleicht dreht sich ihnen das Herz im Leibe um und sie werden zu Helden, die um ein Ziel kämpfen ...

Er steht unter ihnen. »Wir fahren nach Cypern. Der Kapitän will versuchen, ob wir dort landen können ...« Für lange Minuten schlägt der Lärm von Stimmen hin und her. Worte und Ausrufe überkreuzen sich. Es ist kein Ja und es ist

kein Nein. Es ist ein wüstes Gemenge von Zustimmung und Zweifel und Ablehnung und Erwägung. Und da niemand
1245 den anderen versteht und sich jeder verständlich machen will, kreischt und wimmert die Hysterie über das Deck, dass
es wie aus den offenen Türen eines Tollhauses klingt.

Endlich setzt sich die Stimme des jungen Haller durch. »Aufhören mit dem Geschrei! Wir wollen in Ruhe beraten!
Beraten!« Sie holen einen Moment Atem. Haller nutzt die Pause aus. »Wir verlangen, dass das Schiff nicht weiter
fährt, bis wir beraten haben. Das Schiff soll stehen bleiben, bis wir wissen: Norden oder Süden.«

1250 Die Idee ist töricht, aber sie ist verführerisch. Wenn man die Fahrt einen Augenblick unterbricht, wenn nicht der Kiel
das Schiffes eine Wasserfurche schneidet und eine Richtung anweist, kann man das Gefühl haben, man könne es nach
hierhin oder dorthin wenden; man könne sich selber nach hierhin oder dorthin entschliessen. Ja, das Schiff soll die
Fahrt unterbrechen. Wer sagt es dem Kapitän? Flamm weigert sich. Aber Haller ist bereit. Sie schweigen solange und
halten inzwischen den Atem an, als sei ihnen das Sprechen erst erlaubt, wenn sie still auf dem Wasser treiben. Es
1255 vergehen Minuten. Dann wird das eintönige Rauschen am Bug des Schiffes schwächer. Das Zittern der Schraube wird
geringer. Sie gleiten noch mit dem letzten Antrieb verlangsamt durch gleichmässige, flache Wellen in den sinkenden
Abend hinein. Haller kommt zurück. »Die Fahrt ist auf eine Stunde unterbrochen.«

Eine Stunde – das ist sehr wenig, um sich über den eigenen Willen schlüssig zu werden. Eine Stunde – das ist sehr
wenig, um aus verstreuten Schicksalen ein gemeinsames zu machen, und aus der Gemeinsamkeit zu handeln. In einer
1260 Stunde soll man alles überdenken, woran man jahrelang in kleinen Bruchstücken gedacht hat, ehe man sich zur Flucht
entschloss oder zur Flucht gezwungen wurde. Die Hast fällt sie an. Man muss anfangen zu reden, denn wenn man
redet, kommt man ins Denken. Wer redet zuerst?

Dr. Fels steht auf. »Ich kann nur für mich alleine sprechen. Ich bin immer ein schlechter Jude gewesen. Bis Gott mir
einen Schlag ins Genick gegeben hat: weisst du nicht, wohin du gehörst? Und seitdem weiss ich: ich will nach Hause.
1265 Weiter nichts. Nach Hause: das ist Palästina. Ich bin der verlorene Sohn. Ich will nach Hause.«

Es hat doch nicht für sich alleine gesprochen. Es sind viele da, die sich an seine Worte klammern, weil darin ihre
eigene Wahrheit ausgesprochen ist. Viele möchten mit ihm nach Hause gehen. Eine Welle von Ressentiment geht
über das Deck. Es ist wie eine Parole, die Funken schlägt und zündet; ein Schlagwort, bei dem man nur empfinden
muss, ohne denken zu müssen. Aber aus dieser Welle des Gefühls heben sich trockene, verwitterte Pfähle auf, dass die
1270 Brandung sich daran bricht. Und aus dieser Brechung werden Fragen hörbar: »Wie sind die Aussichten in Cypern?
Nehmen wir an, man könnte da landen. Gibt es da Arbeit? Kann man da Geschäfte machen? Da sollen Juden
Orangenplantagen besitzen. Wer weiss etwas über die Grundstückspreise?«

Viele von denen, die eben noch nach Hause wollten werden in diese Brandung des Zweckmässigen, des Kalküls, der
Rechnung hineingezogen. Zeitungsausschnitte tauchen auf, wie ein heimlich gewahrter Besitz. Cypern ist nicht dicht
1275 bevölkert. Viele Menschen haben da noch Platz. Man kann Wein anbauen, Oliven, Baumwolle. Wer etwas Geld hat,
kann auch Viehzucht treiben ... Exportmöglichkeiten ... Heimindustrie ... Mangel an Hotels und Pensionen ... Sie
tasten – wandernde Kolonisatoren von einst – die Welt nach Räumen ab, in denen sie leben können; nach
Zwischenräumen der Wirtschaft, in denen es noch Möglichkeiten gibt, die ein anderer nicht entdeckt hat.

Baermann hat die ganze Zeit mit verschlungenen Händen dagesessen. Dann steht er auf. Er muss nicht Schweigen
1280 gebieten. Seit er die Toten jener Nacht gesegnet hat, ist seine Autorität grösser als die jedes anderen. Er sagt: »Dass
ich nach Hause gehen will, das sagt nicht viel. Denn was bin ich? Einer unter so vielen Hunderttausenden. Wenn ich
nirgends ankomme, wenn ich irgendwo verloren gehe, so macht das nichts aus. Aber wenn ich mich an mein Volk
anschliesse, dann bin ich viel. Dann bin ich das Volk selbst. Und ich will, dass mein Volk aufhört zu wandern. Ich
will nicht, dass mein Volk sich wieder auf den Weg macht und die Verbannung über die Erde ausbreitet wie eine Pest,
1285 an der die Völker krank werden. Denn sie lieben uns nicht, weil sie uns nicht verstehen. Sie werden uns nie lieben,
weil sie uns nie verstehen werden. Der Einzelne kann nach Hause gehen. Aber das Volk muss in das Land der Väter
gehen. So steht es in unseren Gebeten. Und so denken die, die nach uns kommen werden. So denkt die Jugend, nicht
wahr, Haller?«

Er sieht auf Haller, mit einem Blick, der Hülfe und Unterstützung fordert. Aber Haller steht verbissen und mit
1290 gefurchter Stirne da. Er trägt an der Bedeutsamkeit, die ihm hier auferlegt wird, wie an einem zu weiten und zu
schweren Mantel. Er möchte Ja sagen zu dem, was Baermann sagte. Aber er darf nicht. In den Monaten, in denen er
auf dem kleinen Versuchsgut ausgebildet wurde, hat er zugleich gelernt, was er ist und was man von ihm erwartet und
welche Idee er zu vertreten hat. Jeden Monat kam ein Abgesandter der Partei zu ihm heraus, deren Mitglied er werden
musste, um die Ausbildung geniessen zu können. Und da hat man in das junge, empfängliche Gehirn die Stempel
1295 eingedrückt, die es für den Rest des Lebens mit sich zu tragen hat. Es ist alles für ihn formuliert worden. Er braucht
nur daran zu glauben und es zu wiederholen. Und das tut er jetzt, mit der Ehrlichkeit, die seine Jugend von ihm
verlangt. »Im historischen Sinne mag es das Land der Väter sein. Aber das ist ein zweifelhafter Anspruch. Wir sind
keine Orthodoxen und keine Nationalisten. Wir sind Zionisten, und für uns ist Zionismus sozialistischer Zionismus.

Wir bereiten die soziale Revolution vor. Wir vertreten die Freiheit und die Rechte aller arbeitenden Menschen in der
1300 Welt. Wir vertreten ...«

Baermann unterbricht ihn mit einer freundlichen Handbewegung. »Haller, wir sind zu alt und zu bedrückt, um jetzt Propagandareden zu hören. Ich darf Ihre Worte wohl dahin zusammenfassen: nicht Cypern und nicht Land der Väter, sondern Palästina. Richtig?«

Haller nickt und begibt sich zur Seite, zu seiner Gruppe hin. Ein Schweigen der Verlegenheit und Unschlüssigkeit.
1305 Die Nacht ist sehr schnell hereingebrochen. Es darf immer noch kein Licht an Deck zu sehen sein, und so versinken die Menschen im Zwielft und in der Unentschiedenheit zugleich. Da schlägt wieder dieses Lachen auf, das so an den Nerven reißt, dieses Lachen von dem verrückten Lipmann, dem mit dem einen Auge. »Ich beantrage: wir errichten hier eine Umsteigestelle: steuerbord umsteigen in das Land der Väter, backbord nach Palästina, mittschiffs nach Cypern, und senkrecht ins Meer hinunter für alle, die das ganze satt haben bis oben hin ...«

1310 Sie schimpfen. Sie fühlen sich beleidigt. Sie sind erwachsene Menschen, die sich für den Rest ihres Lebens entscheiden sollen. Die Sorge für Weib und Kind ... moralische Verantwortung ... erwachsene Menschen mit einem Blick für die Wirklichkeit ... Flamm steht auf und geht zu seinem Lagerplatz hinunter. Die Dinge gehen ihn nichts an. Er hat auch plötzlich keinen Willen und keinen Trieb mehr. Was auf dieser Reise geschieht, ist für ihn entweder Abenteuer oder Schicksal. Schicksal ist es, wenn von den Menschen neben ihm eine Kraft oder ein Wunsch oder eine
1315 Sehnsucht ausgeht. Dann kann er das, was von den anderen kommt, auf sich nehmen, auf seine breiten Schultern, und kann es mitleben und versuchen, ihnen zu helfen. Aber wenn es so ist wie jetzt, dass sie nichts sind wie aufgelöste Einzelne, von denen jeder einer sich die beste Lösung für sich selbst aussucht, bleibt für ihn nichts als ein persönliches Abenteuer ... nein, ein Abenteuer zu zweien. Denn jetzt hat er Karola schon in sein Leben einbezogen. Sie werden beide versuchen, sich durch das Abenteuer hindurch ein Leben zu bauen. Wie er es ihr sagt, fällt sie plötzlich mit dem
1320 Kopf auf seine Hände, »Jetzt fange ich an zu leben ...«

An Deck geht die Diskussion weiter. Irgendwo wird geklopft und gehämmert und Blöcke gezogen. Sie hören es nicht und sie spüren es nicht. Sie sind dabei, sich einer gegen den andern zu verteidigen. Baermann sieht auf den Leuchtziffern seiner Uhr, dass die Stunde abläuft. Die Entscheidung muss fallen. Seine Stimme kämpft sich durch.
»Wir haben nicht zwei Schiffe zur Verfügung, damit die einen hierhin und die anderen dorthin fahren können. Die
1325 Wenigen müssen mit den Vielen gehen. Die Mehrheit entscheidet. Wir müssen jetzt abstimmen.« Schweigen. Beklemmung. »Hier ist ein Briefblock. Reissen Sie sich Fetzen herunter. Jeder soll darauf schreiben: ja oder nein. Und unsere jungen Freunde sollen einsammeln und auszählen. Haller!« Keine Antwort. »Haller!!« Keine Antwort. »Haller, wo stecken Sie?«

Von einem unwirklichen Raume her kommt Antwort. »Hier,« – »Wo hier?« – Die Antwort kommt über eine lange, schwebende Fläche gezogen. »Hier unten im Boot.« Das ist unverständlich. »Was soll das? Wie kommt das Boot nach unten?« – »Wir haben eines der Ruderboote genommen. Wir fahren ab ...«

Baermann stürzt an die Reeling. Er sieht unten einen dunklen Schatten. Die Panik ergreift ihn. »Seid ihr wahnsinnig geworden?« Der dunkle Schatten entfernt sich vom Rumpf des Schiffes, »Wir wollen unser Leben nicht tot reden. Wir wollen handeln. Wir fahren.« Ruderschläge setzen ein, erst langsam, zögernd, dann gleichmässig im flachen
1335 Aufschlag auf Wellen, die ein matter Nachtwind schraffiert.

Baermann ist an der Reeling auf die Knie gesunken. Das Dunkel um ihn herum ist unendlich dicht. Und das Schweigen ist so schwer, dass es nicht zu ertragen ist. Warum reden die Menschen nicht weiter, damit man sich wenigstens im hässlichen Geräusch verlieren kann? Aber es hat ihnen die Rede verschlagen. Die Tat der Jungen ist wie ein Keulenschlag unter sie gefahren. Sie hat auch die Zögernden, Abwägenden, Rechnenden mit einem
1340 brennenden Laken von Scham überdeckt. Es ist Dr. Fels, der ausspricht, was sie eine Sekunde lang empfinden: »Müssen wir da noch abstimmen? Wissen wir jetzt nicht, wohin wir müssen, auch wenn wir nicht wollen?«

Sie murmeln nur undeutliche Antwort. Für das Zugeständnis einer Niederlage braucht es nur ein Kopfnicken, keine Erklärung. »Also wir werden dem Kapitän sagen: Palästina, und nicht Cypern?« Das »Ja« ist ein Gemurmel vieler Schattierungen. »Und unterwegs werden wir uns unsere Jungen wieder an Bord holen. Es sind doch auch verlorene
1345 Söhne ...«

Die Stunde ist herum. Die Schiffschraube klopft und zittert wieder. Das ist, nach diesem schweigenden Verweilen, wie eine ungeheure Sensation. Als wären sie in der ersten Stunde ihrer Fahrt, verspüren sie alle wieder das Drängende, Geheimnisvolle, Verlockende, das im Beginn jeder Reise kauert. Und es kommt die grosse, schicksalhafte Last hinzu, dass sie sich für einen Ort, für ein Ziel entschieden haben. Sie schicken eine Abordnung zum Kapitän ins Ruderhaus.
1350 Der Kapitän ist nicht da. Da steht ein Steuermann, der sie nicht versteht und nur die Achseln zuckt. Was soll das heissen? Warum ist der Kapitän nicht da, ihren Beschluss entgegen zu nehmen und ihre Weisungen auszuführen? Wo ist der Kapitän? Sie laufen unter Deck. Da steht der zweite Steuermann. »Wo ist der Kapitän?« – »Der Kapitän ist schlafen gegangen.« – Sie sehen sich an, unsicher, mit Misstrauen erfüllt. Was wird aus dem Beschluss, aus dem

schweren Entschluss, wenn man ihn nicht sofort ausführt? »Wir haben nämlich beschlossen, nicht nach Cypern zu
1355 fahren, sondern nach Palästina ...« – Der Steuermann verzieht keine Miene. Er sagt trocken »Ich werde es morgen früh
ausrichten.« Nur einer wagt auszusprechen, was die anderen nur mit einem dumpfen Schreck verspüren: »Ihr wollt
uns nur hinters Licht führen! Verbrecherbande ...« Er bekommt einen Fausthieb unter das Kinn und taumelt zu Boden.
Die anderen weichen zurück. »Morgen früh« sagt der Steuermann und pflanzt sich breit und drohend vor die
Kabinentüre.

1360 Niemand will zugeben, dass man sie einfach betrogen hat. Aber der Schwung, der ihnen aus ihrer Entschliessung kam,
beginnt lahm zu werden ... Gewiss ist es nur ein Zufall, ein böser Zufall, dass man bis morgen früh warten muss. Aber
nach so viel Wochen Fahrt macht eine Nacht keinen Unterschied. Nur Baermann ist anderer Meinung. Er verspürt,
wie diese Vertagung auch den Beschluss unbestimmt macht. Wenn man ihnen einen Ausweg lässt, laufen sie vor dem
Schicksal davon. Er entscheidet: »Es kann uns doch niemand etwas dagegen sagen, wenn wir ins Ruderhaus gehen
1365 und selber steuern. Es ist einfach der entgegengesetzte Kurs. Das kann nicht schwer sein. Was sollen wir Zeit
verlieren?«

Niemand überlegt, wie weltfremd der Gedanke ist. Es macht Eindruck auf sie, dass sie – im Sinne und in der
Wirklichkeit – das Schiff selber in die Hand nehmen sollen. Und nichts scheint ihnen leichter, als den Weg
zurückzufahren, den sie gekommen sind. Kräftige Männer drängen sich zu dieser Arbeit vor. Aber sie kommen nicht
1370 weit. Die Treppe zum Ruderhaus ist mit einem Stacheldraht abgesperrt. Und oben auf der letzten Stufe sitzt ein
Matrose, mit einem dunkel glänzenden Gegenstand in der Hand. Sie kehren schweigend, vernichtet wieder um. Sie
müssen warten bis zum anderen Morgen.

Wie der Morgen aufdämmert, steht am Rande dieser Dämmerung, lang hingezogen und mit Gebirgen wie mit fernen
Wolken überkrönt, ein Streifen Land. Sie sehen fassungslos darauf hin. Lipmann hat einen Feldstecher vor dem einen
1375 Auge. Er grinst breit vor sich hin. Er reicht das Glas zu Fels hinüber. »Doktor, vielleicht sehen Sie mit ihren beiden
Falken Augen Palästina. Ich mit meinem restlichen Auge sehe Larnaka auf Cypern ...«

Leo Flamm steht am Mast. Karola ist neben ihm. Er zittert, und sie drängt sich eng an ihn, umschlingt ihn, als müsse
sie ihn aufrecht halten. Er ist müde und blass. »Glaube mir, sie werden nicht rebellieren. Sie werden sich abfinden.
Sieh dir die Gesichter an. Ihre eigenen Entschlüsse gelten nichts. Sie spielen schon wieder mit dem Verrat an sich
1380 selbst. Sie werden ihren Beschluss umwerfen ...«

Und sie werfen ihn um. Die einen resignieren: was denn können wir tun? Es ist wie in Deutschland: immer ist
irgendwo ein Mann mit einem Revolver. Wer den Revolver hat, kann gut den Helden spielen ... Die anderen sind
hoffnungsvoller: man muss das Beste aus jeder Situation machen. Können wir uns den Platz auswählen? Gut, wir
werden in Cypern leben ... Und einige sind da, die nichts tun als schweigen. Sie haben weder für den Augenblick noch
1385 für das Morgen etwas zu sagen.

Das Schiff verlangsamt die Fahrt, als wolle es sich an das Land herantasten. Vom Strand der schiesst eine weisse
Welle gegen sie an, ein Boot. Es kommt rasch näher. Eine Flagge flattert vorne her. Wie es näher kommt, kann man
Uniformen unterscheiden. Polizei kommt. Die Menschen ziehen ihre Dokumente hervor und halten sie bereit.

Das Schiff stoppt die Fahrt ab. Das Polizeiboot gleitet längsseits. Über das primitive Fallreep klettert ein Offizier an
1390 Bord. Er sieht in masslosem Erstaunen über das Deck, über die Masse der Menschen und über die Haufen von
Gepäckstücken. Er schüttelt beide Fäuste gegen den Kapitän an: »Und damit gehen Sie auf Fahrt? Wissen Sie, was
das ist? Das ist Mord! Man müsste Ihnen das Patent entziehen. Einsperren müsste man Sie!« – Der Kapitän zuckt
trotzig die Achseln: »Dann wäre ich wenigstens die Verantwortung für dieses verfluchte Wrack los ...«

Der Polizist wendet sich wieder zum Fallreep. »Ich verbiete Ihnen die Landung. Sie fahren sofort wieder ab, sonst
1395 fahren meine Leute Sie ab ...«

Er verschwindet. Das Boot rauscht davon. Es lässt sie allein. Es winkt ihnen noch mit der Flagge nach: Fahrt weiter.
Wir wollen euch nicht. Die Meere der Welt sind gross ...

Sie haben sich für ein Ziel entschieden. Sie sind heute bereit gewesen, sich für ein anderes zu entscheiden. Sie werden
jetzt auf ihren ersten Beschluss zurückgeworfen. Sie sind wie zerschlagenes, verbeultes Metall, auf das ein sinnloser
1400 Hammer geklopft hat. Gestern konnten sie noch stolz sein: wir fahren in das Land der Väter! Heute kriecht die Scham
über sie, wenn sie denken: jetzt müssen wir also in das Land der Väter fahren ... Es wäre gut, wenn man alles das für
einen Augenblick vergessen könnte; wenn man sich in die ruhige Zeit des Anfangs zurückversetzen könnte, wo man
nicht wusste, was morgen sein würde, und wo man auch nicht wissen wollte ...

Das Land, das ihnen den Eingang verwehrt hat, schickt ihnen ein Boot nach. Die langsame Fahrt des Schiffes
1405 überholend, nähert sich ihnen ein grosses Segelboot mit hohem lateinischem Segel. Es sieht friedlich, beinahe
menschlich aus. Ein Cypriote steht am Fock und winkt mit einem roten Shawl. Zwei andere tauchen zwischen hohen,
gelben Körben auf und grinsen freundlich. Das Schiff neigt sich zur Seite, so viele Menschen drängen sich an die

Reeling. Das Boot kommt längsseits. Die Menschen starren. Was haben die Cyprioten da in den Körben? Früchte! Helle, glänzende Früchte. Wie lange haben sie keine Früchte gegessen. Die Gier nach frischen Dingen, die man essen
1410 kann, zieht ihnen die Mundwinkel zusammen. Hundert Hände strecken sich vor. »Was kostet ein Korb? Was kann man bei euch kaufen?«

Der Cypriote lässt den Shawl sinken und schielt mit schlaun und erstaunten Augen zu der Kette von Gesichtern hinauf. Sofort übersieht und versteht er die Situation. Da sind Menschen, die entschlossen sind, zu kaufen. Sein Lächeln wird noch strahlender: »Orangen, Zitronen, Wein, Reiseandenken.« – »Frisches Gemüse wäre besser« sagt
1415 Dr. Fels. »Aber auch Orangen sind gut. Vitamine. Gut gegen Skorbut.«

Sie schreien im wirren Durcheinander ihre Bestellungen in das Boot hinunter. Der Cypriote wehrt den Ansturm lächelnd ab. Er nimmt einen Korb Orangen, legt zwei Weinflaschen darauf, einen Haufen Zitronen und einen Packen Ansichtskarten. Er hebt die Sammlung auf eine Bank, weist mit grosser Gebärde daraufhin und sagt: »So wie es da ist: ein Pfund. Billig.«

1420 Da verebbt die Begeisterung. Diese Gebärde ist zu deutlich. Sie verrät zu sehr, dass sie die leichte Beute aller geworden sind, die an den Küsten der Meere auf Raub ausgehen, mag er Transport oder mag er Lebensmittel heissen. Wenn der Jude wandert, bereichert sich die ganze Welt an ihm ...

Aber wenn einer schon Beute ist, warum soll er nicht Wein trinken und sich im Wein die Illusion verschaffen, er lebe unter Menschen, die alle – da sie doch Menschen sind – verstehen, was Menschlichkeit ist? So sind sie bereit,
1425 Orangen, Zitronen, Wein und Ansichtskarten zu kaufen. Nur der Preis ist allzusehr auf Zwang und Erpressung abgestellt. Leo Flamm beugt sich über die Reeling. Er sagt ganz ruhig: »Nächstes mal werden wir kaufen. Heute ist es uns zu teuer.« Neben ihm steht Lipmann, sieht mit seinem einen Auge in die bunten Körbe hinunter und beginnt wieder zu lachen, wie im Krampf, wie von einer unheimlichen Macht geschüttelt. Aber der Cypriote versteht es falsch. Er versteht es als Hohn dessen, der es ablehnt, auf seinen Preis einzugehen. Das Schiff beschleunigt seine
1430 Fahrt. Die Beute kann in der nächsten Minute verschwinden. Er gibt ein gewaltiges Stück nach: »Ein halbes Pfund.« Es ist immer noch zehnfach überzahlt, aber er findet Käufer. Er findet sie in denen, die noch Geld in Besitz haben. An den anderen kriecht der Neid hinauf.

Das war eine Ablenkung, und man kann darüber sprechen; eine Stunde, zwei Stunden. Dann ist der letzte Hauch von Land wieder in den Horizont zurückgesunken und es ist wieder nichts als Meer um sie herum. Sie fahren wieder nach
1435 irgendwohin. Und schon zittern sie wieder: steht ihnen noch einmal ein Entschluss bevor? Wohin fahren sie eigentlich? Wohin fährt man sie?

Sie befragen den Kapitän und den kleinen Taschenkompass, den Lipmann in der Weste trägt. Beide sagen das gleiche: nach Süden. Sie hören es ohne Begeisterung. Es ist für sie nur eine Beruhigung. Gewiss: Süden, das bedeutet Richtung auf Palästina. Aber fast noch mehr bedeutet es: nur noch zwei Tage Fahrt. Zwar auch das ist schwer zu
1440 glauben, aber was bleibt ihnen anderes übrig als der Glaube? Der Mensch ist so grobschlächtig gebaut, dass er den Übergang von Verzweiflung zum Glauben mehr als einmal ertragen kann.

Sie hätten diesen Glauben gerne mit einem Glase Wein besiegelt und dabei die Nacht an Deck unter dem hohen, warmen Himmel zugebracht. Aber der Kapitän besteht darauf, dass sie alle unter Deck gehen. Es ist ein Akt der Vorsicht und der Vorsorge. Denn wer weiss: vielleicht begegnen sie noch einmal einem schnellen Boot, das sein
1445 tödliches Tack-tack singt. Ein menschenleeres Deck lässt leichter den Eindruck aufkommen, es handle sich um ein harmloses Frachtschiff, und niemand wird es behelligen. Sie sehen das ein und gehen frühzeitig unter Deck. Aber wie Sie auf ihren Schlafplätzen liegen, geschieht etwas, das während all der Wochen noch nicht geschehen ist: die grosse Lattentüre, die die Laderäume abtrennt, wird geschlossen und abgeriegelt. Ein dumpfer Schreck befällt sie. Warum sperrt man sie ein? Sie schreien ihren Protest: »Aufmachen!«

1450 Ein Steuermann kommt und erklärt: »Es geschieht nur, damit keiner eine Dummheit macht und doch auf Deck läuft. Morgen früh wird wieder aufgeschlossen. Es ist ja nur der Vorsicht wegen.«

Es ist eine Beruhigung und es ist doch keine. Sie kauern sich auf ihre Lager und wachen und schweigen. Auch Leo Flamm liegt schlaflos. Er denkt in verworrenen Kreisen. Gestern und heute hat er sich mit seinem Schicksal von den anderen entfernt. Er dachte, er würde auf dieser Reise mit Menschen eines Volkes zusammen fahren. Es hat sich als
1455 Irrtum herausgestellt. Er fährt mit Zufälligen des gleichen äusseren Schicksals zusammen. Von innen her bindet das Schicksal sie nicht. Dass er dabei nicht leer ausgegangen ist, ist nicht ihr Verdienst. Das, was diese Fahrt ihm an Schicksal gegeben hat, heisst Karola. Sie ist neben ihm wie ein Stück Natur, das sich entfaltet. Alles, was gestern war, ist nicht mehr da. Sie hat eine Hülle abgestreift und sie hinter sich fallen lassen. Sie steht jetzt da mit der Sicherheit eines Baumes, mit der Gelassenheit einer jungen Pflanze. Wenn sie etwas sagt, sind es schlichte Worte, aber sie sind
1460 bis an den Rand voll von Menschlichkeit.

Leo Flamm sieht sie lange an, wie sie da liegt und schläft. Eigentlich ist sie schön. Oder richtiger: sie ist schön

geworden. Er empfindet viel Zärtlichkeit für sie. Aber über ihre Gefühle für einander haben sie nie auch nur mit einem Wort gesprochen. Plötzlich sagt sie: »Was schaust du mich so an?« Er schrickt zusammen. »Du hast nicht geschlafen?« Sie sagt leise: »Ich schlafe nie, wenn du nicht schläfst. Und wenn du nachts aufwachst, wache ich auch auf. Ich kann nichts dafür.«

Er schweigt verlegen und ein wenig überrascht. Sie nähert ihr Gesicht seinem Ohr. »Ich muss dir etwas sagen. Ich habe mit der blonden Else gesprochen. Du musst dich vor Jakob hüten. Er hat einen Hass gegen dich.« – »Ich weiss« sagt Flamm beruhigend. »Aber das ist kein Grund, ihn zu fürchten.« – »Doch« sagt sie dringend. »Er hat einen Revolver.« Flamm lacht ihr leise ins Ohr. »Er hat ihn nicht mehr. Ich habe ihn weggenommen und über Bord geworfen.« Auch Karola lacht, mit einem satten, glücklichen Lachen. »Das ist schön. Das macht ruhig. Und ich habe ihm schon zu aller Vorsicht ...« Sie stockt. »Nun, was hast du zu aller Vorsicht?« – Sie zögert noch. »Vielleicht sagst du, es wäre nicht fair gewesen.« Er legt ihr die Hände auf den Kopf und lächelt: »Ach, du tust nichts, was unfair ist. Du hast ein so richtiges Gefühl für das, was man tun darf ... Sie streichelt seine Hände und flüstert« »Ich habe dem Jakob seinen Bund mit Schlüsseln weggenommen, für die Koffer, für seinen Kasten mit den Dokumenten, und auch hier für das Holzgitter.« Leo Flamm nickt tief befriedigt. »Das ist sehr gut. Gib her. Die werden wir alle gut gebrauchen können. Schlaf jetzt ...« – »Wenn du auch schläfst ...«

Aber er schläft nicht. Er liegt für den Rest der Nacht nachdenklich da und baut an seinem Misstrauen gegen Jakob. Plötzlich, während es schon grau durch die Luke dämmt, hört er, dass die Schrauben aufhören zu arbeiten. Das Schiff liegt still. Und dann hört er, wie die Gittertüre aufgesperrt wird. Er springt als erster auf und geht an Deck. Instinktiv sieht er sich um, von woher die Sonne aufgeht. Kein Zweifel: der Kiel des Schiffes ist nach Süden gerichtet. Aber das Schiff fährt nicht. Es schwankt leise in der Dünung.

Ihm nach kommen andere an Deck. Wieder gibt der Steuermann die nötigen Erklärungen ab: »Wir sind ziemlich nahe an der Küste. Wir können nicht am hellen Tag anfahren. Wir müssen warten, bis es dunkel wird.« Sie sind misstrauisch. Sie beginnen nachzurechnen: von der Küste Palästinas bis Cyprien waren sie zwei Tagen gefahren und haben mit einer Nachtfahrt begonnen. Jetzt haben sie mit einer Tagfahrt begonnen. Es ist richtig. Das Schiff weist nach Süden. Aber hat niemand von der Besatzung unterwegs das Boot mit den jungen Menschen gesehen? Niemand ...

Der Tag geht qualvoll langsam dahin. So nahe an der Küste zu warten, ist Irrsinn, ist ein ungeheurer Verbrauch der Nerven. Sie werden schweigsam, reizbar und verdrossen. Jeder ist dem anderen zur Last. Sie wären alle froh gewesen, wenn diese ewige Nähe einmal aufgehört hätte. Sie ertragen sich nur noch, weil sie es müssen.

Am Abend gehen sie alle ohne Aufforderung unter Deck. Sie warten förmlich darauf, dass man sie einsperrt, denn sie wissen jetzt, was es bedeutet, nahe an der Küste zu sein, so nahe, dass es gefährlich ist, Menschen auf dem Verdeck sehen zu lassen. Es wird dunkel und sie sitzen und lauern. Die Schiffsmaschine beginnt wieder zu arbeiten. Sie fahren. Das muss die letzte Wegstrecke sein. Sie fahren und fahren. Es scheint eine Fahrt von Stunden zu sein. Vielleicht fahren sie längs der Küste und suchen nach einer Gelegenheit, an Land zu kommen. Die Küste ist lang. Man kann bis Gaza hinunterfahren. Sie haben von Flüchtlingen gehört, die südlich von Gaza gelandet sind. Und vom Norden bis zum Süden ist es wirklich eine Fahrt von vielen Stunden. Aber dass es bis zum Morgen dauern würde, bis in das graue Licht hinein, das haben sie nicht erwartet. Die Verzweiflung kriecht überall herum wie eine Spinne. Und jetzt gehen die Weinflaschen von Hand zu Hand, die ihnen der Cypriote verkauft hat. Der Wein ist süß und schwer, und sie haben schon seit Tagen nur verminderte Rationen gegessen. Zum ersten male seit der Geburt des Kindes hat Dr. Fels Arbeit. Er muss für Betrunkene sorgen. Er macht ein grimmiges Gesicht dabei. Ein Betrunkener hätte ihn unter normalen Umständen nicht gestört. Er hätte ihm einen Kübel mit kaltem Wasser über den Kopf geschüttet, hätte ihm einen starken Kaffee eingeflösst und ihn in frischer Luft schlafen gelegt. Aber Kaffee hat es an Bord nie gegeben. Trinkwasser ist nur so viel da, dass jeder am Tage zwei Becher trinken darf. Es zum Waschen oder gar zum Duschen zu gebrauchen, wäre unverantwortlich gewesen. Und frische Luft? Es liegt ein stickiger, schwerer, fauliger Geruch über dem ganzen Schiff. Schmutz hat sich an allen Ecken und Enden angesammelt. Die Ordnung des Anfangs ist spontan in Verfall geraten. »Wir werden bald ein bisschen Typhus hier haben« sagt Dr. Fels. »Ich sehe nicht, wie wir das vermeiden sollen, wenn wir nicht bald Land unter die Füße bekommen.«

Wieder wird es Morgen, wieder hält das Schiff an, wieder wird die Gittertüre aufgesperrt, und wieder laufen sie an Deck. Vor dem Steuerhaus steht der Kapitän und sieht durch ein Fernrohr in den Horizont. Sie umringen ihn. »Kann man etwas sehen? Sehen Sie etwas?« Er nickt und gibt dem Nächststehenden das Glas. Sie reißen sich darum, sehen mit ungeübten Augen hindurch, schrauben mit ungeübten Händen daran herum. »Ich sehe nichts.« »Ich sehe etwas. Ganz deutlich. Ein weisser Strand, und grüne Bäume dahinter.« Auch andere sehen es. »Aber Häuser scheinen da nicht zu sein, wie?« Der Kapitän lacht. »Wahrscheinlich nicht.«

Ein weisser Strand und grüne Bäume dahinter. Das ist ein grosses Erlebnis. Es ist so gross, dass es beinahe die Sorge um Morgen vergessen lässt. Beinahe, denn das Wasser, das immer weniger wird, das Magazin, das immer leerer wird, das lässt sich durch keine Hoffnung auf grüne Bäume aus der Welt schaffen. »Wenn keine Polizei in der Nähe ist,

warum versuchen wir denn nicht, auf den Strand zu fahren?« Der Kapitän nickt beruhigend: »Heute Nacht werden wir es versuchen.«

1520 Lipmann steht dicht vor ihm. Er sieht ihn mit seinem einen Auge so lange, so böse, so durchbohrend an, dass der Kapitän mit einem Zucken der Verlegenheit im Gesicht den Kopf abwendet. Lipman lacht wieder, aber diesmal ist es schauriger als je. »Guckt ihn euch an, den Kapitän! Wisst ihr immer noch nicht? Immer noch nicht?« Er beginnt mit fahrigten Schritten und schlenkernden Armen zu gehen. »Aussteigen! Aussteigen, meine Herrn! Es hat keinen Zweck mehr. Ich steige aus!« Und mit einem jähen Schwung, noch ehe jemand bedenken, mit dem Blick erfassen, mit
1525 den Händen wehren kann, ist er über die Reeling gesprungen, schlägt klatschend auf das stille Wasser, versinkt ... ist weg ... und taucht nicht mehr auf ... taucht nicht mehr auf ...

Und dann bricht die Hölle aus. Schreie, grell kreischend von Frauen, dumpf aus der Kehle von Männern, wie blanke Messer, die in die Muskeln fahren. Sie schreien vor Schmerz und Ohnmacht und Wut. Die Toten jener Nacht – die jungen Menschen allein und verloren in ihrem Boot – dieser hier, der es nicht mehr ertrug: es ist zu viel. Es ist *ihr*
1530 Schicksal, das andere für sie leben. Es hängt wie mit Kletten an ihnen, wie mit spitzen eisernen Haken in der Haut. Es ist nicht mehr zu ertragen! Aussteigen! Aussteigen!

Aber wohin aussteigen? Dem Lipmann nach? Das braucht mehr als Schmerz und Verzweiflung. Das braucht Mut ... oder Wahnsinn ... Aber sie sind nur gebrochen. Sie hören schon wieder mit halbem Ohr, wie Baermann sie anruft: »Bald! Bald! Heute Nacht!« Und sie lassen sich fallen, wehrlos, erschöpft. Und so quält sich noch dieser Tag dahin,
1535 heiss, unruhig, hungrig, fieberhaft. Wie Galeerensklaven gehen sie endlich, wie es dunkel und kühl wird, in das stickige Verliess hinunter. Es wäre nicht nötig gewesen, hinter ihnen abzuriegeln. Sie liegen matt und hilflos da.

Wieder beginnt das Schiff zu fahren. Sie hassen diese Bewegung schon aus tiefster Seele. Sie ist so ungeheuer zwecklos wie eine Fahrt im Nichts. Da sagt Leo Flamm in die Stille hinein: »Lipmann hat mir seinen Kompass geschenkt.« Niemand antwortet darauf. – »Soll ich euch sagen, welche Richtung er anzeigt?« Unnützes Geschwätz.
1540 Was kommt es jetzt schon auf die Richtung an? »Wir fahren jetzt nach Norden.« Norden? Nun ja, wenn man ganz im Süden von Palästina ist – und dort muss man sein, an der Länge der Fahrt gerechnet – dann muss man jetzt wieder nach Norden fahren. Also gut: Norden zeigt der Kompass. Aber Flamm gibt ihnen keine Ruhe. »Nicht nur heute Nacht. Wir sind jede Nacht nach Norden gefahren. Und am Morgen hat das Schiff die Nase gedreht und hat nach Süden gezeigt. Ihr seid ja so dumm ...«

1545 Das Schweigen ist zum Ersticken. Man glaubt ihm nicht. Wie sollten sie den Betrug nicht gemerkt haben? Der Gedanke erregt Schauer und masslosen Zorn zugleich. »Aber ich habe durch das Fernglas ganz deutlich Land gesehen« versichert Baermann. »Ja« antwortet Flamm still. »Ich auch. Es war Korfu. Ich kenne es.« »Um Gotteswillen, was tun wir bei Korfu?« Keine Antwort. »Wohin fahren wir denn eigentlich?« Da sagt Karola leise: »In die griechischen Inseln hinein ...«

1550 Von jenseits der Gittertüre poltert eine grobe Stimme los: »Halt das Maul, du Hafenhure! Ich werde dir das Schweigen beibringen. Im Kohlenbunker ...«

Sie fahren zusammen. Die Stimme kennen sie: es ist der Steuermann. Was tut er da nachts vor der Gittertüre? Sie bewachen? Sie belauern? Flamm sagt gegen die Gittertüre hin: »Über den Kohlenbunker reden wir noch mal persönlich ein Wort, Herr Steuermann. Einverstanden?«

1555 Es bleibt still. Dann liegt das Schweigen wie Blei über dem Raum. Kein Laut, keine Bewegung. Dunkel. Nur aus der offenen Kabine, die links neben der Gittertüre liegt, kommt ein schwaches Licht. Leo Flamm drückt sein Gesicht an das Gitter. Er sieht Schatten sich bewegen, aufrechte Schatten. Dann verschwinden sie. Das Licht verlischt. Aber die Türe wird nicht geschlossen.

Er beugt sich zu Karola und flüstert mit ihr. Sie antwortet flüsternd. Dann kriecht er leise, langsam, unhörbar durch
1560 den Raum. Hier und da hält er an und spricht im Dunkel zu jemandem, so gedämpft in sein Ohr hinein, dass es schon an der nächsten Lagerstätte nicht zu hören ist. Es dauert mehr als eine Stunde, bis er wieder in seinen Winkel zurückkommt. Inzwischen belebt sich der Raum mit schleichenden, schattenhaften, unhörbaren Gestalten. Sie nähern sich langsam, sehr langsam dem Gitter. Karola, geschmeidig wie eine Katze, steht da, greift durch die Stäbe und tastet draussen daran entlang. Bis sie das Schloss gefunden hat. Es dauert Minuten, bis sie es geöffnet hat. Dann eine lange
1565 Pause. Von der offenen Kabine her ist deutlich das schwere Atmen schlafender Männer zu hören. Dann beginnen sie die Türe zu öffnen. Zwei Männer liegen auf dem Boden, halten sie unten an den Sprossen fest und lassen sie Millimeter um Millimeter aufgleiten. Sie ist endlich offen. Wieder eine lange, wartende Pause. Dann schleichen drei Männer hinaus und stellen sich an der Wand neben der offenen Kabine auf. Zwei andere stehen an der Treppe, die auf das Deck führt. Warten, warten.

1570 Dann tritt Leo Flamm in die offene Türe und stösst laute Rufe aus: »Hallo, Steuermann! Aufstehen! Meuterei!«

In der Kabine wird es laut. Die Wächter springen von ihrem Lager auf. Licht wird gemacht. Dann jagen sie alle drei,

jeder einen Revolver in der Hand, zur Türe hinaus. Sie kommen nur drei Schritte weit. Von rückwärts, aus dem Hinterhalt her, fallen ihnen drei Männer in den Rücken, werfen sie im Anprall zu Boden, ziehen ihnen Wolldecken über den Kopf. Die beiden von der Treppe und Flamm von seinem Winkel her springen auch vor. Zwei Revolver sind
1575 beim Sturz zu Boden gefallen. Der Steuermann hat seine Waffe noch in der Hand. Aber er kann sie nicht mehr benutzen. Flamm tritt ihm mit aller Kraft auf die Hand. Da muss er die Finger öffnen und die Waffe fahren lassen. Das alles dauert eine halbe Minute. Dann noch eine Minute des Ringens und sich Sperrens gegen eine Übermacht, und die drei Wächter werden in die Kabine geschoben und die Türe hinter ihnen verriegelt.

Sie atmen alle schwer von übermässiger Erregung. Aber sie haben erst einen Teil der Revolution hinter sich. Mit den
1580 Matrosen und Heizern, die im Vorschiff in ihren Kombüsen sind, können sie es nicht aufnehmen. Sie müssen vorher mit dem Kapitän zu einem Ergebnis kommen, friedlich oder mit Zwang.

Vorsichtig heben sie die Luke zum Deck auf. Eine kühle, blanke Nacht kommt ihnen entgegen. Viele Sterne sehen auf sie hernieder. Sie steigen leise hinauf, eine ganze Gruppe, alle auf nackten Füßen. Im Ruderhaus ist Licht. Sie schleichen heran, sperren den Eingang, reissen die Türe auf. Der Kapitän steht am Steuerrad. Mit einem Blick hat er
1585 die Situation erfasst. Er sieht Waffen auf sich gerichtet, die ihm bekannt sind. Und er gibt nach. Er sagt nur: »Ich will hoffen, dass alles friedlich verlaufen ist.« Flamm nickt. »Wir sind ja friedliche Menschen. Es muss schon viel zusammen kommen, ehe wir mal losschlagen. Aber keine Angst. Da unten ist nichts geschehen. Wir haben sie nur eingesperrt.«

Der Kapitän nickt nur und hält das Steuerrad. Flamm sieht auf den Kompass. »Nordwest. Ein etwas kühler Kurs, nicht
1590 wahr? Wie weit nach Norden wollen Sie eigentlich?«

»Soweit ich mit meinem kleinen Vorrat an Kohlen komme. Er ist bald zuende. Ich muss irgend einen kleinen Hafen erreichen, wo ich aussteigen kann.« – »Wozu?« – »Um wegzugehen. Ich habe das Schiff und die Reise satt. Und ich will mir meine Mannschaft nicht zusammenschliessen lassen.« Flamm presst die Lippen zusammen. »Und das Schiff wollen Sie preisgeben?« – Der Kapitän zieht eine Grimasse. »Ja. Es geht so oder so verloren. Jetzt kann ich es Ihnen
1595 ja sagen: es ist durch die Einnahmen mehr als doppelt bezahlt. Es ist ja nicht seine erste Reise. Und mein Vertrag ist schon seit drei Tagen abgelaufen.« – »Und Sie haben nicht die Absicht, sich um die Passagiere zu kümmern, Herr Kapitän?« – »Nein. Das ist nicht meine Sache.« – »Gut« sagt Flamm entschlossen. »Das wollte ich nur wissen. Jetzt weiss ich, woran wir sind.«

Er bespricht sich leise mit den anderen. Sie sind sich sofort einig. Es gibt für sie jetzt nur ein Ziel: nicht einen Schritt
1600 weiter nach Norden, als unbedingt nötig ist. Irgendwo in der allernächsten Nähe anlegen, ganz gleich, wo es ist. »Holen Sie den Jakob herauf« befiehlt Flamm. Man gehorcht ihm jetzt, als sei er der Kommandant einer militärischen Abteilung. Zwei Männer führen den Befehl aus. Sie tun es nicht sehr sanft. Jetzt, wo sie sich endlich zur Revolte entschlossen haben, wissen sie, wieviel Kraft darin liegt, wenn Menschen sich zusammen tun. Das Abenteuer dieser Nacht hat ihnen Geschmack an mehr Abenteuern gemacht. Sie haben alle in dieser Nacht aufgehört, verschüchterte
1605 Flüchtlinge zu sein. Alte Instinkte regen sich.

Jakob ist blass vor Angst, aber er bewahrt eine ruhige, verschlossene Miene. Flamm sagt sehr höflich: »Bitte geben Sie den Kapitän Anweisung, die nächste Insel oder den nächsten Hafen anzulaufen.« Jakob sieht einen Augenblick unschlüssig vor sich. Seine Augen wandern. Sie streifen flüchtig das Motorboot. Es entgeht Flamm nicht. »Machen Sie sich keine Hoffnungen, Herr Jakob ...« Jakob lässt den Kopf sinken. Seine Stimme ist heimtückisch: »Käpten,
1610 bitte die nächste Insel anlaufen. Die allernächste« setzt er beton hinzu.

»Allright« sagt der Kapitän, ohne den Kurs zu ändern. Die Menschen bleiben auf Deck. Sie frieren, aber sie rühren sich nicht. Sie erwarten weitere Befehle. Es werden Posten ausgestellt. Einige bewachen das Ruderhaus, einige das Motorboot, andere den Eingang zu den Lagerräumen. Bei jeder Gruppe ist einer mit einem Revolver. Die andern tragen schwere hölzerne Kanteln, die sie aus der verhassten Gittertüre gerissen haben. So haben sie vorgesorgt, dass
1615 ihnen nichts mehr gegen ihren Willen und gegen ihren Entschluss geschehen kann.

Wie der Morgen graut, taucht in der Fahrrihtung des Schiffes eine rotgraue Masse auf, wie ein breiter, niedriger Felsen. Sie halten gerade darauf zu. Flamm bemüht sich vergebens, einen Hafen oder eine menschliche Siedlung zu entdecken. »Ist dort denn überhaupt ein Hafen?« fragt er den Kapitän. – »Man kann dort anlegen. Lassen Sie mir einen Matrosen rufen. Ich muss Anweisungen für das Anlegen geben.«

1620 Es wird ein Matrose gerufen. Der Kapitän sagt etwas zu ihm, in einem sonderbar rauhen Dialekt, den niemand versteht. Der Matrose entfernt sich in aller Eile.

Die Fahrt wird langsamer. Grösser und näher taucht die Insel vor ihnen auf. Ein Kranz von leichtem Schaum säumt sie ein. Es scheinen ringsherum Klippen und Untiefen zu sein. Aber immer noch geht die Fahrt in gerader Richtung auf das Felsenstück zu. Flamm wird unruhig. Auch die anderen sehen sich fragend an. »Was machen Sie denn, Kapitän?«
1625 – »Ich führe den Befehl aus« lacht er. »Die nächste Insel anlaufen. Die allernächste. Da ist sie.« – »Aber da ist doch

nirgends ein Hafen!« – »Aber ein schöner Strand.« – »Sind Sie wahnsinnig geworden? Wir laufen ja auf den Felsen!«

Der Kapitän steht unbewegt. »Die Navigation ist meine Sache.« Seine Hände liegen schwer auf dem Steuerrad. Die Insel rückt an, näher und näher. Nun ist kein Zweifel mehr: sie sind doch betrogen worden. Das Schiff soll zum Auflaufen gebracht werden. Hundert Meter sind noch zwischen ihnen und den Felsen. Die Menschen schreien wild.

- 1630 Flamm ballt die Fäuste. Er springt in das Ruderhaus hinein, packt den Kapitän und wirft ihn zur Seite. Er greift das Steuer und reisst mit aller Macht an den Speichen. Aber es rührt sich nichts. Er reisst wütend. Nichts. Nur die Steuerkette zerrt ein wenig. Das Steuer ist geblockt. Flamm schliesst die Augen. Er will ruhig überlegen. Aber er spürt, dass es nichts mehr zu überlegen gibt. Ein leises, schleifendes Geräusch meldet sich unter dem Kiel. Im Takt des Wellenganges gehen zwei, drei kurze Stöße durch das Schiff. Dann ein langes, hartes Aufschrammen, ein
- 1635 Kreischen, ein Knirschen, ein letzter, gewaltsamer Ruck, und das Schiff neigt sich schräg, als wollte es fallen. Die Menschen stürzen wild durcheinander. Dann bleibt das Schiff in dieser geneigten Haltung auf den Klippen stehen.
- »Da wären wir« sagt der Kapitän. – – –

1640

V.

- Die Panik, die jetzt ausbricht, ist unheimlicher als die Panik in der Nacht, als die Toten fielen. Nur ein, zwei mal schreit eine Frau. Sonst ist Stille. Aber Bewegung ist da, ein Rennen, ein Hasten. Sie klammern sich an alles, was ihnen in die Hände kommt. Sie klammern sich an Bündel und Koffer, die neben ihnen die schräge Fläche hinunter
- 1645 gleiten. Sie gleiten mit den Dingen zusammen an die tiefer gelegene Reeling, wo schon andere zusammengepfertcht liegen. Füße stossen auf Nacken und Köpfe. Aber sie schreien nicht. Sie kämpfen um Raum, um einen Platz zum Stehen, um einen Ausgang, um irgend etwas, das sie nicht wissen. Sie hasten; sie suchen etwas und wollen doch davon laufen.

- Plötzlich sagt einer mit einem wilden, verbissenen Ausdruck: »Jakob! Der Jakob!« Er richtet sich auf, kriecht auf allen
- 1650 Vieren gegen die schräge Fläche des Decks an, in der Richtung auf die Treppe zu. Andere tun das gleiche. Eine ganze Gruppe gerät zur Treppe hin in kriechende Bewegung. Es ist ein Bündel stumm wütender, verzweifelter, zu allem entschlossener Menschen.

- Leo Flamm steht noch auf der Treppe zum Steuerhaus, mühsam an das Geländer geklammert. Er sieht den Schwarm, der sich da absondert und einem Ziel zustrebt. »Es sind alles Mörder« denkt er, und mit einem Sprung ist er von der
- 1655 Kommandobrücke herunter. Er ist jetzt über den Anderen und es gelingt ihm daher, früher als sie die Treppe zu erreichen, die unter Deck führt und zu der Kabine von Jakob. Er stellt sich vor die Türe, breitbeinig, mühsam das Gleichgewicht bewahrend. Der Schwarm schlittert unbeholfen, lärmend die Stiegen hinunter. Sie sind immer noch stumm. Nur ihre Gesichter sind beredt. Sie sagen: »Wir wollen den Jakob totschiagen. Dieser Jakob ist an allem schuld. Weg mit ihm.«

- 1660 Sie sehen Leo Flamm gegen die Türe gelehnt stehen, die Arme weit ausgebreitet. Sie dringen mit der gleichen stummen Entschlossenheit gegen ihn vor. Das sind ganz fremde Menschen, wie er sie noch nie gesehen hat. Er sagt ganz ruhig und gelassen: »Das soll nicht geschehen. Solange ich es verhindern kann, geschieht so etwas nicht.« Sie stutzen, als hätten sie nicht erwartet, dass in dieser stummen, schweigenden Hast überhaupt jemand den Mund öffnen und reden könnte. Er spricht dringlicher, wie zu eigensinnigen Kindern. »Es ist auch nichts damit gedient. Garnichts.
- 1665 Es ist besser, wir denken daran, wie wir uns selber in Sicherheit bringen.«

- Das Wort »Sicherheit« wirft ihre Gedanken auf ein ganz neues Geleise. Es ernüchtert sie, aber es kann sie noch nicht ganz von dem Zweck abbringen, der sie hierher getrieben hat. Sie wollen auf Jakob und auf die Rache an Jakob nicht verzichten. Einer kommt auf die absurde Idee: »Und inzwischen wird er uns davon laufen.« Das ist auch die Meinung der Anderen: man darf den Jakob nicht entwischen lassen. Leo Flamm antwortet mit einer Idee, die nicht weniger
- 1670 absurd ist: »Wenn wir die Türe zunageln, kann er nicht weglaufen.« O, das leuchtet ein! Schon die Vorstellung verschafft tiefe Befriedigung: die Türe zunageln, so wie man über einem Toten den Deckel des Sarges zunagelt. Und so klingt es auch: hohl, dumpf, einsargend ...

- Dann klettern sie alle wieder an Deck. Da oben hat die Panik sich aufgelöst in fieberhafte Tätigkeit. Baermann hat das Kommando übernommen. Aus dem hinteren Laderaum hat man Tische und Bänke herausgerissen. Man schleppt sie
- 1675 über Deck und wirft sie ins Wasser. Zwei, drei Bretter neben einander ergeben einen bequemen Steg, den man über die Felsen und Riffe legen kann. Das Wasser ist hier nicht tief und das feste Land ist keine zwanzig Meter entfernt. Dazwischen sind Felsköpfe, über die man trockenen Fusses gehen kann. So bauen sie sich einen Weg zum Ufer hin. Es ist wie eine neue Auswanderung. In Rotterdam sind sie von einem Friedhof für Schiffe abgefahren. Jetzt hat die

»Emma« einen anderen Friedhof gefunden, und sie eilen, das Wrack, den Leichnam hinter sich zu lassen. Die ganze
1680 Habe stapelt sich am Ufer auf, phantastische Berge von Gepäckstücken aller Art. Für einen Augenblick haben sie das
Besitzgefühl vergessen. Jeder schleppt an Land, was ihm in die Hand gerät oder was er aus dem flachen Wasser
auffischen kann.

Aber wer über den Steg gegangen ist, bleibt in der Nähe des Gepäckhaufens stehen. Die Angst hält sie da fest. Wer
weiss, was auf dieser Insel lebt? Nun, wilde Tiere werden da nicht sein; aber vielleicht Schlangen. Und weit und breit
1685 kein Haus. Verschollene Erinnerungen an Robinson Crusoe tauchen auf. Wann wird hier der Zufall ein Schiff
vorbeiführen?

Leo Flamm ist an Deck geblieben und hilft, Gegenstände aus dem Schlafraum zu bergen. Wie er wieder hinauf
kommt, sieht er an Land jenseits der Felsen kleine, schattenhafte Gestalten sich bewegen. Er schaut schärfer hin. Es
sind Ziegen. Er grinst vor sich hin. Also mit der Robinson-Existenz wird es nichts. Die Insel muss bewohnt sein. Er
1690 ruft Baermann seine Entdeckung zu. Und sofort ändert sich die Haltung der Menschen. Das Verschreckte
verschwindet aus ihren Gesichtern. Sie sind zwar gestrandet, aber sie sind nicht ganz verloren. Es mag sein, dass es
nicht die letzte Katastrophe ist, sondern ein erneutes Abenteuer. Zwar wagen sie noch nicht, in die Insel
hineinzugehen und sie zu erforschen. Aber sie beginnen doch, sich am Strande ein wenig einzurichten, wenigstens die
Bequemlichkeiten für eine Nacht im Freien herzurichten. Sie tun es mit vielem Hin und Her und mit viel zwecklosem
1695 Laufen; aber es ist gut, sich wieder einmal auf festem Boden zu bewegen. Man kann dabei das Gefühl haben, die
Reise sei zuende, man sei irgendwo gelandet ...

Das Schiff liegt so verlassen da, als sei es schon vor langer Zeit gestrandet. Es gibt kein Zeichen von Leben. Nur Leo
Flamm ist an Bord geblieben. Er hat es nicht aus einer bestimmten Absicht getan. Es hat ihn einfach die Rolle des
Zuschauers überwältigt. Es ist befreiend, so auf dem Ausguck zu sitzen und den Menschen zuzuschauen, wie sie die
1700 neue Station ihrer Flucht einrichten. Es ist sehr merkwürdig: das grosse Bündel, das noch gestern den Mut zur
Meuterei hatte, fällt schon wieder auseinander. Sie streiten sich schon wieder um Koffer und um Schlafplätze. Das
unheimliche Schweigen von vorhin war wohltuend gegen den kleinlichen Lärm, der am Ufer herrscht. Flamm hätte
gerne gewusst, nach welchem Gesetz solche Menschen leben, und ob es das Gesetz aller Menschen ist, so zu
reagieren, oder ob es für gerade diese Flüchtlinge bedeutsam ist ...

Sein Nachdenken wird unterbrochen durch ein Geräusch, das vom Vorschiff kommt. Eine Luke hebt sich. Ein Kopf
zwängt sich vorsichtig durch den Spalt und schaut über das Verdeck. Es ist der Kapitän. Flamm fasst sich an den
Kopf. »Du Idiot!« knurrt er sich an. »Die ganze Besatzung ist ja noch an Bord! Was geschieht jetzt?« Seine Gedanken
arbeiten blitzschnell. Er ist nicht mehr Zuschauer. Er ist brennend beteiligt. Mehr noch: er hat nicht aufgehört, für die
anderen verantwortlich zu sein. Er wird die Besatzung nicht daran hindern können, das Schiff zu verlassen. Aber er
1710 kann sie hindern, Schaden anzurichten, der nicht wieder gut zu machen ist. Und dieser Schade könnte sein: das
Motorboot. Es kann sein, dass die Rettung aller an diesem Boot hängt.

Auf allen Vieren, so schnell er es auf dem schrägen Deck bewerkstelligen kann, kriecht er nach achtern. Er muss das
Boot erreichen, ehe die Matrosen kommen. Es liegt sehr schief, und es braucht die Gewandtheit eines Turners, hinein
zu klettern. Dann öffnet er die Motorhaube und beginnt, die Zündkerzen heraus zu schrauben. Er ist kaum fertig, da
1715 taucht schon der Kopf des Kapitäns über dem Bootsrand auf. Einen Moment erschrickt er. »Was machen Sie denn
da?« Flamm zwinkert ihm zu: »Ich mache nur das Motorboot ein wenig unbrauchbar ...« Der Kapitän ist unschlüssig.
Dann winkt er nach rückwärts. Flamm beugt sich über den Bootsrand. »Kapitän, machen Sie keine Dummheiten. Sie
bekommen das Boot nicht. Ich werfe die Zündkerzen ins Wasser, wenn ein Mann an das Boot herankommt. Es ist mir
bitterer Ernst.«

Die Matrosen sind herangekommen, aber der Kapitän hält sie zurück. Er verlegt sich auf das Verhandeln. »Schauen
Sie, Herr Flamm, Sie sehen nicht, wo Ihr Vorteil ist. Es kann lange dauern, bis die Leute hier abgeholt werden. Ich
verpflichte mich, Sie mitzunehmen.« Flamm schüttelt den Kopf. »Und natürlich nehme ich auch Ihre Freundin mit!«
fügt der Kapitän hinzu. Flamm schüttelt immer noch den Kopf: »Es geht nicht. Ich muss hier bleiben.« – »Aber was
haben Sie an den Leuten für einen Narren gefressen? Haben Sie noch nicht genug davon? Hören Sie: ich bringe Sie in
1725 den nächsten Hafen, in dem Passagierdampfer anlegen. Es ist garnicht weit ...«

»Wenn es garnicht weit ist« lacht Flamm, »dann empfehle ich Ihnen mit gutem Gewissen, das Rettungsboot zu
nehmen. Das Motorboot bekommen sie nicht. Basta.«

Der Kapitän bläst aus vollen Backen die Luft von sich. »So ein Dickkopf.« Dann gibt er seine Befehle. Sie werden mit
der Präzision eines Manövers ausgeführt. Das Rettungsboot geht zu Wasser, Bündel werden hineingeworfen, ein
1730 Matrose nach dem anderen lässt sich an einem Tau herunter, ein Mast wird aufgerichtet und ein Notsegel aufgezo-
gen. Der Kapitän geht als Letzter. Er steht im Boot und ruft zu Flamm hinauf: »Flamm, gehen Sie mit!« – »Mein Platz ist
hier.« – Das Boot stösst vom Schiff ab. »Aber wenn Sie etwas für mich tun wollen, Kapitän, dann benachrichtigen Sie
die nächste jüdische Organisation, die Sie erreichen können. Sie kennen sich in diesen Dingen doch aus.« – »Wird

besorgt.«

1735 Der Wind fasst in das Segel und das Boot gleitet ab, mit Kurs nach Osten. Da ruft der Kapitän noch einmal: »Flamm!« – »Was ist?« – »Sie sind mir sympathisch, Herr Flamm!« Flamm lacht und winkt zum Abschied.

Wie er sich umwendet, hockt Karola hinter ihm im Boot. Er hat sie nicht kommen hören. Er weiss nicht, wieviel von dem vorausgegangenen Gespräch sie gehört hat. Das verschafft ihm ein leises Gefühl des Unbehagens. Zudem hat ihr Blick einen Ausdruck, wie er ihn an ihr noch nicht gesehen hat: etwas Prüfendes, beinahe Kritisches. Er sagt verlegen:

1740 »Ich habe garnicht gewusst, dass du in der Nähe bist.«

»Sag mir« fragt Karola, »warum bist du nicht mit ihnen gegangen?« Worauf geht diese Frage hinaus? Soll das ein Vorwurf sein? Hätte er an sie denken und um ihretwillen das Angebot annehmen müssen? Er fühlt sich schuldig. »Hättest du gerne fort wollen, Karola?« Sie wischt die Frage mit einer Gebärde fort. »Auf mich kommt es doch nicht an. Ich bleibe, wo du auch bleibst. Ich ... ich habe ja auch keine Wahl ...« Leo Flamm verteidigt sich: »Ich wäre auch nicht ohne dich gegangen.« – »Ich glaube dir ja. Aber warum bist du nicht gegangen? Was willst du noch hier?«

Es ist eine dringliche Frage. Sie ist so unvermutet, dass er keine Antwort weiss und dass er folglich verletzt ist. »Nimmst du an, ich würde in einer solchen Situation einfach davonlaufen?« – »Wem davon laufen? Mir?« – »Nein, den Menschen hier. Monate teilt man das gleiche Schicksal, und dann soll ich sie im Stich lassen?« Karola schüttelt den Kopf: »Schau, du hast viel für sie getan ...« – »Ich spreche nicht davon ...« – »... und du hast dich sehr um sie bemüht. Warum willst du jetzt noch bleiben? Nur aus Tapferkeit? Nur weil man das nicht verstehen könnte?« – »Man könnte nicht verstehen? Wer? Ich muss dir sagen: ich verstehe dich nicht. Sag mir deutlich heraus: warum soll ich weggehen?«

Karola wendet den Kopf zur Seite, als wolle sie seinem Blick ausweichen. Aber sie sagt klar und betont: »Weil du ja längst von ihnen weggegangen bist.«

1755 Er wird blass. Er legt die Hand auf den Mund, vor Erstaunen, vor Unruhe, vor Ärger. »Ich bin weggelaufen ...?« Er bricht ab. Es dämmert ihm auf, dass sie an etwas gerührt hat, das er sich nicht zugeben will. Aber ehe er noch etwas sagen kann, kommt ein Gewirre von Stimmen vom Ufer her. Er sieht auf. Sie stehen in dichten Reihen am Rande des Wassers zusammen gedrängt. Sie greifen mit den Händen über das Meer. Sie haben das Rettungsboot entdeckt, das da mit dem Kapitän und der Mannschaft abfährt. Aus ihrem Geschrei klingt es, als seien sie eben erst gestrandet und als hätte man sie eben jetzt schutzlos und hilflos auf einem Felsenriff zurückgelassen. Sie brüllen und winken hinter dem Segel her, aber es entfernt sich in gleichmässiger Fahrt.

Leo Flamm sieht ärgerlich zu ihnen hinüber und knurrt: »Sind die verrückt geworden? Wozu brüllen sie so?«

Nun kommen die ersten über den Steg und durch das seichte Wasser zum Schiff gelaufen. »Flamm! Herr Flamm!« Sie stehen unten und er beugt sich oben über die Reeling, gereizt, unfreundlich. »Na, was ist los?« – »Die Mannschaft fährt doch weg! Der Kapitän ist weg!« Flamm äfft ihnen beinahe nach. »Ja, die Mannschaft ist weg! Das wussten Sie doch schon vorher. Das hat Ihnen der Kapitän doch schon gestern gesagt!« Sie schreien weiter, gereizter, eigensinniger. »Sie haben ein Boot mitgenommen!« Jetzt höhnt Flamm: »Schwimmen konnten sie nicht!« – »Sie sind an Bord gewesen. Sie hätten das verhindern müssen« – »Was?« – »Dass sie das letzte Rettungsboot nehmen.« – »Im Gegenteil. Ich habe es ihnen gegeben!«

1770 Ein Wellenschlag der Entrüstung: »Wie kommen Sie dazu? Wer hat Ihnen das erlaubt?« Jetzt schreit auch Flamm. »Ich mir selbst. Ich habe euch das Motorboot dafür gerettet! Ihr solltet Dankeschön sagen, statt zu brüllen.« Ein Getöse schlägt zum Deck hinauf: »Die haben hier nichts zu entscheiden. Sie haben uns zu fragen ... Immer das grosse Wort führen! ... Immer den Vormund spielen ...«

Flamm ist brennend rot im Gesicht. Er streckt den Arm weit vor, wie mit der Gebärde eines Redners: »Habt ihr gesehen, wie die Mannschaft das Boot genommen hat?« – »Ja. Ich! Ich auch!« – »Gut. Und warum habt ihr es nicht verhindert? Dreihundert gegen ein Dutzend? Immer noch zu feige? Diesesmal habt ihr die Revolver doch gehabt! Ihr braucht immer Sündenböcke und Leute, die euch aus den Dreck ziehen! Ihr ... Flüchtlinge! ...«

Zwei Mann sind an den hängenden Seilen an Deck geklettert und schleichen rücklings gegen Flamm an. Da schreit Karola auf: »Nimm dich in Acht! Es sind Mörder hinter dir!« – Flamm schiesst herum. Jetzt ist er totenblass. Er greift nach einer Eisenstange, die im Boot liegt. Seine Zähne sind verbissen. »Dieses Gesindel!«

Da tönt ein lautes, schauriges, lang gezogenes ›Oh‹ durch den Lärm, und darnach ein Schluchzen wie ein Aufschrei, der den Himmel sprengt. Die Menschen zucken erschreckt zusammen. Und sie sehen: es ist Dr. Fels, der am Ufer steht und die Hände vor das Gesicht hält und laut, hemmungslos, nervenzerreisend weint. »Mein Gott, diese Schande ... diese Schande! Menschen aus einem Blut ... Menschen aus einer Not ... Was haben wir gesündigt, dass wir so tief gesunken sind ...«

Sie wenden die Köpfe zur Seite. Sie verflechten verlegen die Hände. Flamm lässt die Eisenstange fallen. Die beiden

Männer an Bord schleichen mit roten Köpfen davon. Die junge Frau, deren Kind Fels ans Licht der Welt gebracht hat, geht zu ihm und legt die Arme um ihn. Sie zieht seinen Kopf auf ihre Schulter und tröstet ihn ...

Die Ruhe tritt wieder ein. Es ist die Ruhe der Erschöpfung nach einem Ausbruch aus Ratlosigkeit und innerer
1790 Verlorenheit. Aber es bleibt eine Trennung zurück, die für den Rest der Fahrt nicht mehr überbrückt werden kann. Wie die Nacht hereinbricht, bleiben Leo Flamm und Karola auf dem Schiff. Auch Dr. Fels ist zu ihnen gekommen. Er hat den Chok dieses Ausbruches noch nicht überwunden. Es kommen auch einige andere, die jäh zur Besinnung gekommen sind. Alle übrigen legen sich am Strande schlafen. Bei ihnen ist auch Baermann. Er sagt zu Flamm – und es ist laut genug, dass die anderen ihn verstehen können: »Ich bleibe nur hier, weil ich für die Ordnung sorgen will. Es
1795 ist kein Verrat an Ihnen, Flamm.«

Die ganze Nacht über sitzt Flamm auf der Bank des Bootes, das er für die anderen gerettet hat, den Kopf in die Hände vergraben, tief nachdenklich und tief innerlich zerrüttet. Er ist immer noch erschrocken über das Mass von Zorn und Verachtung, mit dem er Menschen bekämpft hat, für die er sich einmal in seinem Herzen verschworen hat. Er sucht nicht nach Schuld, aber er sucht nach Gründen, und er sucht darnach, ob sie in ihm liegen oder in den anderen.

1800 Ihm zu Füßen, auf Decken, die über den Fussboden gebreitet sind, liegt Karola. Sie schläft. Es ist gut, dass sie schläft. Er könnte jetzt nicht mit ihr sprechen. Zum ersten male, seit sie in den langen Wochen neben einander sind, ist ein neuer Mensch aus ihr herausgetreten, hat eine Weisheit des Gefühls aus ihr gesprochen, die ihn stumm gemacht hat. Er ist verstummt, weil sie unvermutet die Sicherheit seiner Überzeugung angetastet hat. Und diese Überzeugung ist, dass er diesen Menschen gegenüber ein Recht hat, weil er etwas für ihr Wohl und ihr Bestes gewollt hat.

1805 Er hätte bedenken sollen, was Karola ihm einmal sagte: »Wenn du nicht schläfst schlafe ich auch nicht. Ich kann nichts dafür«. Denn plötzlich, in dieses Schweigen voll Zweifel und Selbstrechtfertigung hinein, sagt sie leise: »Du bist enttäuscht. Aber das ist deine Schuld. Du hast etwas in die Menschen hineingesehen, was sie nicht sind. Weil sie es nicht sein können. Sie haben ja noch keinen Boden unter den Füßen ...«

Er antwortet nicht. Er müht sich, ein strenger Richter seiner selbst zu sein: ist das wahr oder ist das nicht wahr? Es ist
1810 wahr. Aber es trifft doch nicht das Zentrum der Dinge. Er war doch bereit, für sie da zu sein und ihnen Gutes zu tun trotz aller ihrer Schwächen, trotz all der kleinen Unzulänglichkeiten, die aus der Wurzellosigkeit kommen. Aber es hat sich ja gezeigt, dass sie bereit sind, ihn fallen zu lassen, ihn zu verraten ...

Und auch darauf antwortet Karola, als hätte er sie ausdrücklich gefragt: »Du fühlst dich allein, und du möchtest zu Menschen gehören. Aber sie sind gewohnt, immer nur mit sich alleine zu gehen. Sie können noch nicht mit Anderen
1815 zusammen gehen. Es ist nicht ihre Schuld ...«

Er nimmt auch das ohne Antwort entgegen. Es mag falsch oder richtig sein: die Reise war vergebens, wenn er von ihr erhofft hat, dass er zu Menschen von gleichem Schicksal finden würde. Also muss diese Reise ihre Erfahrungen an ihn angeben, aber für den Rest muss sie ausgestrichen werden. Unglückliche reisen immer alleine. Und er selbst?

Von dem feinen Instinkt getrieben, den er in diesen Stunden beinahe fürchten lernt, richtet Karola sich halb auf,
1820 streichelt seine Hand und sagt: »Du musst dir deinen Weg alleine suchen ...«

Es ist noch ganz früher Morgen, mit Dunst über dem Wasser und einem kühlen Wind, der über die Insel streicht, wie plötzlich das Klopfen eines Bootsmotors von irgendwo hörbar wird. Karola hört es zuerst, weil sie wach geblieben war. Sie rüttelt Flamm, der auf der Bank liegt, das Gesicht mit den Armen verdeckt. Er ist übernächtigt und verstört. Karola nimmt seinen Kopf in die Arme. »Hörst du etwas?« – »Was?« – »Es ist irgendwo ein Motorschiff in der
1825 Nähe.« Flamm horcht angestrengt. Für einen Moment kommt wieder der wache, gespannte Ausdruck in seine Züge. Dann lässt die Spannung wieder nach. »Ja. Es scheint ein Schiff zu sein.« Und damit legt er sich wieder auf die Bank zurück. Karola schüttelt erstaunt den Kopf »Willst du denn nicht ...?« Er schneidet ihr verdrossen das Wort ab: »Nein. Ich will nicht. Ich habe hier kein Amt mehr.«

Da geht Karola an den Bug des Schiffes und will Baermann Nachricht zurufen. Aber drüben an Land hat man das
1830 Geräusch auch schon gehört. Sie forschen nach allen Richtungen. Vielleicht müsste man eine weisse Fahne aufrichten, ein Notsignal, oder ein Feuer anzünden, das Hilfe für Schiffbrüchige herbeiruft. Aber das wird ihnen erspart. Aus dem Dunst, von der aufgehenden Sonne wie ein Bild in den Nebel gestellt, taucht ganz nahe ein breites, ungefüges, dunkles Boot auf. Es fährt in gerader Richtung auf das gestrandete Schiff zu. Vorne im Boot steht ein Mann, breitschultrig, untersetzt. Er hat eine graue Mütze tief in die Stirne gezogen. Die rechte Hand beschattet die Augen.
1835 Wie das Boot die Fahrt vermindert und sich langsam herantastet, ist kein Zweifel mehr: der Besuch gilt ihnen.

Aber sie sind ratlos, denn sie wissen nicht: ist es zum Guten oder zum Bösen was da kommt? Vielleicht will man sie retten. Vielleicht wird man ihnen sagen, was man ihnen vor Cypern gesagt hat: weiter fahren! Jetzt müssten sie jemanden haben, der für sie denkt und spricht und handelt. Fast gewohnheitsmässig wenden sie sich zu dem gestrandeten Schiff. Wo ist Flamm? Flamm ist nicht zu sehen. Wieso ...? Ach ja: das, was gestern geschehen ist, steht
1840 zwischen ihnen. Nun, dann, muss Baermann vortreten. Aber Baermann schaut sie von unten her nachdenklich an.

Dann sagt er: »Man muss Flamm verständigen ...« Es ihnen nicht recht, aber wenn Baermann es tut, haben sie selber sich nichts vergeben.

Jetzt schwingt das Motorboot langsam herum und liegt fast neben der Emma still. Es sind fünf, sechs Menschen darauf, aber keiner macht den Eindruck, als vertrete er die Polizei. Alle sind aufgestanden und staunen das Schiff, die
1845 Menschen, die Bündelhaufen an Land mit offenen Augen an. Der Mann, der vorne im Boot steht, greift eines der herabhängenden Seile und klettert mit der Behendigkeit einer Katze auf das Schiff. Er hat schmale, graue Augen, in denen ein harter Glanz wie von Stahl ist. Die Backenknochen in seinem Gesicht treten stark hervor.

Auch Baermann ist auf das Schiff geeilt. Er tritt schweigend und vorsichtig dem Gast entgegen. Der spricht ihn mit einem harten Deutsch an: »Zwi ist mein Name.« Baermann verbeugt sich, als erfülle er eine gesellschaftliche Pflicht:
1850 »Baermann, Kultusbeamter a. D.« Zwi lächelt. »Kultusbeamter? Sehr schön. In Palästina wartet man schon auf Kultusbeamte.« Dann wird er ernst und sachlich. »Wir haben von jüdischen Fischern Nachricht bekommen, dass Sie unterwegs seien. Aber dann haben wir Ihre Spur verloren. Erst gestern hat uns der Kapitän der Emma verständigt ...«

Baermann atmet auf. Das klingt wie Hülfe und nicht wie Gefahr. Aber aus den letzten Erfahrungen ist ein schweres Misstrauen in ihm zurückgeblieben. »Einen Augenblick. Ich möchte, dass Sie mit Herrn Flamm sprechen.« Er sucht
1855 über das Deck und ruft: »Flamm! Herr Flamm!«, und kann ihn nirgends entdecken.

Karola läuft zum Motorboot. »Lieber, man ruft dich!« Flamm sitzt auf dem Boden, die Arme über die Knie geschlungen, das Gesicht eine Maske von Verdrossenheit und Abweisung. »Man ruft mich nicht« sagt er und starrt vor sich hin. Und wieder ist Karola stärker als er. »Möglich. Aber man braucht dich.«

Ohne ein Wort zu sagen, steht er auf und klettert schwerfällig über den Bootsrand. Mit ungelenken, zögernden
1860 Schritten geht er auf Zwi zu und stellt sich vor ihn hin, Ablehnung und Zurückhaltung in jeder Miene. »Ja, bitte?« sagt er feindselig.

Zwi prüft ihn mit einem langen, klaren Blick. Leo Flamm fühlt sich nicht wohl dabei. Zwi sagt: »Herr Baermann hat gewünscht, dass ich mit Ihnen spreche. Zwi heiße ich. Da unten im Boot sitzen die Vertreter des Hilfsvereins der griechischen Juden. Ich selbst bin hier als Vertreter der Nationalen Vereinigung ...«

Da wacht Flamm aus seiner Starre und Zurückhaltung auf. Seine Stirne legt sich in böse Falten. »Nationale
1865 Vereinigung? Gut, dass Sie das gleich zu Anfang sagen ...« Zwi sieht ihn erstaunt an. »Stört Sie etwas dabei? Vielleicht vermuten Sie etwas Politisches? Keine Angst. Wir sind eine kulturelle Vereinigung ...«

Flamm lacht ihm laut ins Gesicht. »Mit dieser Kultur haben wir schon unsere Erfahrungen gemacht. Wir sind garnicht versessen darauf, noch mehr zu machen.«

Zwi senkt die Hände tiefer in die Hosentaschen. »Möchten Sie mir sagen, was für Erfahrungen das sind?« Flamm
1870 sieht ihn höhnisch an. »Ihr Herr Jakob ist uns Erfahrung genug. Und der Name wird Ihnen ja auch genug sagen.« – Zwi bleibt unerschüttert: »Der Name sagt mir garnichts. Was für einen Jakob meinen Sie?« – »Den Jakob aus Rotterdam. Ist das jetzt klar?« – Zwi wippt auf den Zehenspitzen. »Leider noch nicht. Aber der Herr Jakob interessiert mich. Kann ich ihn einmal sehen?« – »Warum?« – »Weil es in der Nationalen Vereinigung keinen Jakob aus
1875 Rotterdam gibt. Darum! Haben Sie jetzt verstanden?«

Es hat sich um die Beiden inzwischen eine Schar von Menschen angesammelt. Sie haben schweigsam und verbissen zugehört. Jetzt springen vier, fünf zugleich zur Treppe hin. Man hört sie über die Stufen poltern. Dann kracht und splittert Holz. Ein kurzes Geschrei und Getöse. Dann wieder ein Schieben und Poltern auf der Treppe. Sie haben den Jakob aus seinem vernagelten Verliess geholt. Sie schleppen ihn, der sich wütend sträubt, über die Planken. Dann
1880 reißen sie ihn hoch. Aber er hält verbissen und wütend den Kopf tief gesenkt, dass man ihn nicht sehen kann.

In Zwi ist eine merkwürdige Verwandlung vor sich gegangen. Er nimmt die Hände aus den Hosentaschen und tritt langsam, mit federnden Schritten an Jakob heran. Er fährt ihm plötzlich in die Haare und reisst seinen Kopf mit einem scharfen Ruck hoch. Jakob sieht das schwere Gesicht dicht vor seinen Augen und wird kreidebleich. Zwi steht wie überwältigt da, wie gebannt von dem Anblick dieses blassen Gesichts. Dann schiesst ihm eine rote Lohe in die Stirne.
1885 Für eine Sekunde schliesst er die Augen. Dann öffnet er sie und es schiesst ein wilder, höhnischer Triumph heraus. Er hält immer noch die Faust in Jakobs Haaren. Und er lacht, tief befriedigt, aber mit einem gefährlichen Unterton. Seine Stimme kommt ganz tief aus der Kehle: »So, da haben wir dich endlich ... endlich. So, das tut gut ... Mein Gott, wie ich dich verachte! ...« Er beugt sich vor und speit ihm ins Gesicht.

Jakobs Mund hängt vor Angst offen. Er stammelt: »Was hab ich dir getan ...« Aber Zwi hat sich schon von ihm
1890 abgewandt. Er nickt Flamm zu: »Wie gesagt: er hat nichts mit uns zu tun. Aber sonst ein lieber, alter Bekannter. Agent der Gestapo!«

Alle sind plötzlich verstummt. Wie befreiend wäre es jetzt, sich auf ihn zu stürzen und ihn in Stücke zu reißen! Aber die Furcht von ehegestern steckt ihnen noch geheimnisvoll in den Knochen. Flamm tritt an ihn heran und schüttelt den

Kopf: »Das verstehe ich nicht. Ein Jude soll sein eigenes Fleisch und Blut verkaufen?« Jakob stammelt: »Die Not ...
1895 die Not ...«

Zwi fährt dazwischen: »Wir haben jetzt keine Zeit für dieses Stück Elend. Schaffen Sie ihn in unser Boot. Wir werden uns schon mit ihm ... unterhalten. Wir haben jetzt dringendere Dinge zu tun. Ich setze voraus, dass Sie alles, was wir anordnen werden, guteissen und ausführen. Einverstanden?« Keine Antwort. Zwi wird ungeduldig. »Wer vertritt Sie? Wer ist berechtigt, für Sie ja oder nein zu sagen?« Jetzt wird ihnen eine Entscheidung abgezwungen. Sie fällt so,
1900 wie trotzige Kinder etwas Böses zugeben, das sie getan haben: »Flamm. Leo Flamm.«

Flamm atmet bedrückt auf. »Nun ja. Tun Sie, was Sie für recht halten. Und tun Sie es schnell. Diese Fahrt muss ein Ende haben. Für alle.«

Zwei Männer aus dem schwarzen Motorboot sind in den Kiel des Schiffes hinabgestiegen und berichten jetzt: ein ganz kleines Leck. Das Schiff kann noch fahren, wenn ein par Mann ständig an den Pumpen stehen. Und es vom Riff
1905 abzuschleppen, ist nicht schwer. Aber der Kohlenvorrat ist erschöpft. Und die Magazine sind fast leer.

»Das ganze ist also eine Geldfrage« sagt Zwi. Er ruft zu einem kleinen dunklen Manne im Boot herunter: »Simone, was kostet alles zusammen?« Simone macht eine schnelle Rechnung. »Alles in allem mit Mannschaft an Bord ... 800 Pfund.« – »Wieviel haben wir?« – »Dreihundert.« – »Und woher kommt der Rest?« – Da sagt Karola: »Aus der braunen Handtasche, die Jakob in seiner Kabine hat.« Zwi lacht laut auf: »Jetzt habt ihr ihn in der Seele getroffen.
1910 Jetzt erst ist er besiegt!«

Nach zwei Tagen, die wie in Traum und Fieber vergehen, ist die Emma bereit, ihre letzte, ihre allerletzte Fahrt anzutreten. Aber in all der Zeit ist mit keinem Wort vom Ziel der Reise gesprochen worden. Zwi ist in seinen Befehlen und Anordnungen so absolut und bestimmt, dass man die Frage fürchtet. Denn was wird sein wenn er sagt: Türkei? Oder Jugoslawien? Sie hätten es hinzunehmen. Aber jetzt muss gefragt werden: wohin?, und was wird sein?
1915 Zwi antwortet: »Dahin wohin ihr gehört. Ihr werdet dort stranden, versteht ihr? Ihr werdet Schiffbrüchige sein. Und mit Schiffbrüchigen wird man menschlich verfahren.« – »Und was wird dann sein?« – »Ich weiss nicht. Man wird euch eine zeitlang einsperren, bis man herausgefunden hat, ob noch mehr Jakobs unter euch sind. Und dann wird man euch laufen lassen. Und ihr müsst schauen, was ihr mit dem Leben drüben anfangt.«

Sein Abschied ist eben so kurz und sachlich. Nur wie Baermann ihn fragt: »Dürfen wir Ihnen von drüben aus schreiben? Wollen Sie uns sagen, wo Sie wohnen?« da verlässt ihn seine Sachlichkeit für einen Augenblick. Seine Augen bekommen einen stolzen Glanz: »Ich wohne überall, wo ich gebraucht werde. Ich habe keine Adresse.«
1920

Das plumpe, schwarze Motorschiff fährt ab. Es hat eine vermehrte Besatzung: Jakob und die blonde Else fahren mit. Und dann beginnt auch die Emma wieder in ihrem erschütterten Bau zu zittern, als schaudere sie vor dieser letzten Berührung mit dem Wasser zurück. Die Menschen winken noch zum Boot der Retter hinüber, solange der Umriss zu
1925 sehen ist. Dann sind sie sich selber überlassen.

Es ist eine Fahrt voll Spannung, aber ohne Ereignisse. Immer stehen vier Mann an den Pumpen, um das Wasser im Kiel auf der gleichen Höhe zu halten. Es gibt nicht viel zu essen, aber das ist für die kurze Zeit, für die letzte Zeit nicht mehr so wichtig. Das Warten und das Wachsein sind wichtiger. Und das Schweigen. Denn es herrscht Schweigen an Bord, zum ersten male in den langen Wochen der Fahrt. Denn zum ersten male ist aus dem Vielen, das ihnen
1930 geschehen ist, das Nachdenken über sie gekommen. Jetzt, da die Zeit der Flucht zuende geht, möchten sie fragen: was eigentlich hat sie uns eingebracht? Aber Antworten kommen nicht zustande. Nur Schweigen. Und dazu das bedrückende Gefühl: von dem letzten grossen Ausbruch ist noch nichts ausgeglichen, Flamm bleibt immer noch von ihnen getrennt.

Leo Flamm hat mit schweigendem Beharren seinen Aufenthalt im Motorboot genommen. Er hat seine Matratze und
1935 seine Decken auf den Boden geworfen und liegt dort. Er schläft auch des Nachts dort. Er tut es nicht aus Feindseligkeit. Er hasst die Menschen nicht. Er trägt ihnen nicht einmal etwas nach. Alles, was er in diesem Augenblick weiss, ist, dass er selber einen Weg verfehlt hat und dass die grosse, erregte Hoffnung des Anfangs zuschanden geworden ist. Früher hat er zu niemandem gehört, und jetzt gehört er zu niemandem. Etwas ist verfehlt worden: der Weg zu den Menschen.

Er sitzt nächtlich da und staunt darüber. Er fragt – es ist eine Frage in die Luft hinein, auf die er keine Antwort erwartet: »Aber wie kommt man zu Menschen?« Da sagt Karola – ach, wenn Karola doch schlafen würde, wenn er wach ist und mit seinen Gedanken kämpft – da sagt sie ebenso still: »Indem man erst den Weg zu einem Menschen findet ...«
1940

Für den Rest der Nacht schweigt er. Ein abgründiges Staunen füllt ihn ganz aus. Er windet sich wie unter einem Netz,
1945 das über ihm liegt. Er will eine Frage stellen, aber die Scham hindert ihn daran. Erst wie es wieder Abend wird, in das Zwielicht hinein, fragt er verschüchtert: »Habe ich denn nicht den Weg zu einem Menschen gefunden ...? Zu dir ...?« Karola antwortet nicht. »Sag!« drängt er. Da schüttelt sie leise den Kopf: »Noch nicht ...«

Mehr wird darüber nicht gesprochen. Wenn das die Wahrheit ist – und er spürt dass es die Wahrheit ist – dann bleibt ihm nichts, als seinen letzten Entschluss zu fassen. Und er bekennt sich zu ihm.

1950 Wie es wieder, zum dritten male, Abend wird, taucht verdämmt ein Streifen Küste auf. Aber es kann auch eine tief am Horizont liegende Wolkenbank sein. Aber einer der Matrosen weiss, dass es die Küste ist. Die Küste des Heiligen Landes? Noch nicht. Aber bald wird sie in Sicht kommen. Da, seht ihr dort unten den hellen Fleck? Den Fleck, der aussieht wie eine hellrosa Wolke? Das ist Ras en Nakura, der weisse Felsen, hinter dem euer Land von morgen beginnt.

1955 Gespensterhaft im Abendlicht erheben sich die Menschen und saugen den weissen Felsen mit den Blicken ein. Leo Flamm hat sich aufgerichtet. Er sieht sie von seinem erhöhten Platz aus. In dieser Bewegung der Körper, der Köpfe, in dieser einheitlichen Neigung zur Küste hin sind sie doch wieder eine Einheit geworden ...

Der weisse Fleck kommt näher. Aber zugleich versinkt er im fallenden Abend. Es geht eine rote Lohe über den Himmel. Sie zerfällt zu einer grünen Fläche. Über dem Lande dunkelt es bläulich. Das Blau steigt von der Erde auf,
1960 nimmt den letzten Schimmer Licht davon weg und heftet sich an den Himmel. Das Land ist nicht mehr da. Sie stehen stumm wie enttäuschte Kinder.

Sie fahren in das blaue Dunkel hinein, in eine grenzenlose Ungewissheit. Der Nachtwind lässt sie schauern. Jetzt taucht, schlagartig, wie hinter einem aufgerissenen Vorhang her, eine Kette von Lichtern auf. Ein Aufstöhnen geht durch die Menschen. Licht ist menschliche Wohnung und menschliche Nähe. Hoch über der Lichtkette steht ein
1965 grösseres, stärkeres Licht. Es zittert und tastet um sich, wirft nach rechts und links breite Garben von Helligkeit. Es wendet sich, streift über das Meer im schnellen Schwung und sucht wieder das Land ab. In der Sekunde, wie das Licht über das Meer schnellte, haben sich alle, dem Instinkt gehorchend, zu Boden gedrückt. Als könnten sie damit das Schiff unsichtbar machen. Kommt jetzt wieder, wie damals, hinter dem Scheinwerfer her das Tack-tack? Die Angst würgt sie.

1970 Plötzlich wendet sich der Scheinwerfer gross und suchend, tastet sich langsam über das Meer und liegt eine Weile breit, nachdenklich, aufmerksam über dem Schiff. Sie blinzeln in die Grelle hinein und schliessen die Augen. Wie sie sie öffnen, ist plötzlich die ganze Lichtkette verschwunden. Das Land ist nicht mehr zu sehen. Eine bange Stille der Erwartung. Was ist geschehen? Was wird geschehen? Das Schiff fährt langsam weiter. Es fährt so lange, dass sie glauben, sie müssten schon längst an Land gelaufen sein. Dunkel und Erwartung rauben ihnen jeden Maassstab.

1975 »Achtung!« ruft ein Matrose eindringlich. »Festhalten! Nicht erschrecken!« Sie klammern sich an den nächsten Gegenstand, und wenn sie keinen ertasten, klammern sie sich an einander oder an ein loses Bündel. Dann hören sie ein breites Schleifen, ein schlürfendes, saugendes Geräusch. Ein Ruck erschüttert sie. Es scheint als ob sie nicht mehr fahren. Aber es ist in diesem Dunkel nichts zu erkennen.

Dann packt der Scheinwerfer sie wieder, und in seinem Licht sehen sie, dass in einem Boot Menschen in Uniform sich
1980 dem Schiffe nähern. Jetzt muss die letzte Entscheidung fallen. Sie fällt viel schneller, als sie es sich erträumt haben. Die Untersuchung ist kurz und gründlich: ja, es ist ein Leck im Schiff, Ja, das Wasser steht sechs Fuss hoch im Kielraum. Ja, es sind Schiffbrüchige, denen man die Landung gestatten muss. Über alles andere wird die Regierung entscheiden.

Das Ausbooten der Schiffbrüchigen beginnt sofort. Es hat den Anschein, als sei ihre Ankunft nicht unvermutet erfolgt,
1985 denn es ist alles vorbereitet. Am Strand sieht man neben hellen Windlichtern Autobusse stehen. Es kommen junge Menschen an Bord, die Thee und Brot verteilen. Es hat alles die Angst und Bedrängnis verloren. Es ist alles heiter geworden, als sei ein Gestein mit aller Last und Schwere versunken, und morgen wird nichts sein als Sonne und Heiterkeit und Ruhe.

Die Frauen und Kinder werden zuerst an Land gebracht. Leo Flamm hat Karola geholfen, ihren kleinen braunen
1990 Koffer zu ordnen. Ganz heimlich hat er zwischen die Wäschestücke ein Päckchen Geldscheine gelegt. Er gibt ihr die Hand. »Sei vorsichtig beim Aussteigen. Wir sehen uns später.« »Ja« sagt Karola.

Inzwischen ordnet er sein eigenes Bündel. Er hält es so klein wie möglich. Dann lässt er sich vorsichtig über den Rand des Motorbootes gleiten. Er schmiegt sich eng in die schmale Höhlung, die zwischen dem Deck des Schiffes und dem Kiel des Bootes übrig bleibt. Dann zieht er eine Rolle Tauwerk heran und drückt sie fest unter den Rumpf des Bootes,
1995 damit sie sein Versteck noch sicherer macht.

Er liegt regungslos da und horcht. Jetzt werden die Männer ausgebootet. Zuletzt verlassen die Matrosen das Schiff. Jemand ruft: »Ist alles von Bord?« Schwere Stiefel gehen über das Deck. Man sucht mit Taschenlampen die Winkel ab. Aber man findet niemanden. Wer wird auch so töricht sein, zurückzubleiben, wenn vor ihm das Land gastlich seine Tore öffnet?

2000 Das letzte Boot fährt davon. An Land die Autobusse setzen sich einer nach dem anderen dröhnend in Bewegung. Die Lichter in den Häusern erlöschen. Auch der Scheinwerfer stirbt. Der Himmel steht voller Sterne, hoch und

gleichmütig. Leo Flamm richtet sich aus seinem Versteck auf. Er sieht in die Nacht hinein, in eine Nacht, die ihm nicht gehört. Aber morgen wird ein Tag sein, der noch niemandem gehört. Er kann ihm gehören ... wenn er noch einmal den Weg geht, auf dem er gestrauchelt ist ...

2005

Ende des ersten Teils.

II. Teil. Das Land ohne Mittelpunkt.

2010

I.

Leo Flamm hat in den letzten Tagen der Reise oftmals in einem kleinen Buche gelesen, das die Aufschrift »Erste Propheten« trägt und das Baermann ihm gegeben hat. Da ist er im Buche »Könige« auf einen Bericht gestossen, der sein Herz mächtig ergriffen hat: der Prophet Eliahu ist seines Amtes unter den Menschen müde geworden. Er ist in das Alleinsein gegangen. Und wie er so allein ist, kommt das Wort Gottes zu ihm und fragt: ›Was willst du hier, Eliahu?‹ Er antwortet: ›Für Gott habe ich geeifert, denn die Söhne Israels haben deinen Bund verlassen. Deine Altäre haben sie vernichtet, deine Propheten haben sie mit dem Schwerte erschlagen, und übrig geblieben bin ich allein, und mir trachten sie nach dem Leben.‹ Er sprach: ›Geh hinaus, stell dich auf den Berg vor Gottes Angesicht.‹ Und da zog Gott vorüber, und ein Sturm, gross und stark, Berge zerbrechend und Felsen zerschmetternd vor Gott her. Nicht im Sturm war Gott. Und nach dem Sturm ein Beben. Nicht im Beben war Gott. Und nach dem Beben ein Feuer. Nicht im Feuer war Gott. Aber nach dem Feuer die Stimme eines hauchfeinen Schweigens ...

Das ist jene Stille, die Leo Flamm in dem langsam aufhellenden Morgen hört, in der grossen Feierlichkeit, mit der ein blasser Anhauch von Licht sich über die ewige, gequälte, ruhelose Erde beugt. Und in dieser Stille, in diesem Schweigen hat er sich friedlich zur Seite fallen lassen und ist eingeschlafen.

Er wacht auf vom Geräusch von Stimmen, die ganz aus der Nähe zu kommen scheinen. Schnell zieht er sich wieder eng in sein Versteck zurück. Da liegt er und lauscht. Die Stimmen kommen vom Wasser her. Es sind ganz junge Stimmen, und sie scheinen um das Boot herum zu kreisen. Er spürt, dass darin keine Gefahr liegt. Vorsichtig schiebt er sich über das Deck und späht über den Rand nach dem Wasser hin. Er schaut mitten in zwei grosse, blaue, tief erstaunte Kinderaugen hinein. Diese Augen sitzen in einem breitstirnigen, blondhaarigen Schädel, und das Ganze hockt in einem Faltboot und hält vor Überraschung das kurze Ruder in der Schwebe.

Flamm legt warnend den Finger auf den Mund. Der Junge nickt. Seine Augen strahlen vor Lust am Abenteuer. Er schaut rechts und links und rudert dicht an die Bordwand heran. Er fragt flüsternd. Aber Leo Flamm muss den Kopf schütteln, denn er versteht die Sprache nicht. Der Junge nickt ihm wohlwollend zu, macht heftige und heimliche Zeichen und gleitet wie ein schmaler, brauner Fisch davon. Ihm folgt von der anderen Seite des Schiffes her ein winzig kleiner Kahn mit zwei anderen Jungen darin.

Flamm bleibt auf seinem Spähposten. Er kann von da aus sehen, wie die Jungen auf den Sand springen und die Dünen hinauf klettern. Was hinter den Dünen ist, kann man nicht erkennen. Aber wenn man scharf aufhorcht, unterscheidet man das Krähen von Hähnen und ein auf und abziehendes Geräusch wie von einer gestörten Sirene. Flamm lacht leise vor sich hin. Dieses Urgeräusch kennt er. Mit dieser Stimme rächen die Esel ihr dienendes Schicksal an der Welt ...

Es macht Herzklopfen, so zu warten. Und es ist doch ohne Furcht. Es ist eine Erwartung, die etwas Festliches an sich hat. Und darüber hinaus ist es wieder Abenteuer. Aber dieses Abenteuer lässt lange auf sich warten. Die Sonne steigt auf und brennt, sodass Flamm sich wieder in den Schatten des Bootes verkriechen muss. Er ist durstig und der Hunger meldet sich. Aber er wagt nichts zu unternehmen. Die Unsicherheit ist zu gross. Es wird Mittag, und nichts rührt sich und regt sich. Er schläft eine Weile. Wie er aufwacht, geht der Tag schon zur Dämmerung hinüber. Da endlich hört er Stimmen über dem Wasser. Er schaut durch einen Spalt und sieht ein Segelboot. Aber es scheint nicht, als ob es gerade ihn suche. Es fährt hin und her, entfernt sich und kommt näher. Er möchte es anrufen, aber er wagt es nicht. Einmal fährt es in schneller Fahrt dicht am Dampfer entlang mit Richtung auf das Meer. Wie es mit dem Wrack auf gleicher Höhe ist, fliegt ein Gegenstand auf das Deck. Das Boot gleitet weiter. Flamm sucht und findet einen Stein, um den ein Zettel gewickelt ist. Darauf steht geschrieben: Wenn Sie unsere Hülfe wollen, geben Sie uns ein Zeichen. Keine Gefahr. –

Wie das Boot wieder in die Nähe kommt, steht Leo Flamm auf und winkt. Wenige Minuten später sind zwei kräftige, sonnengebräunte Männer an Bord. »Schalom« grüssen sie. »Wir dachten, Sie hätten Ihre Gründe, dass Sie nicht mit

2055 den Anderen zusammen an Land gegangen sind. Darum wollten wir uns nicht aufdrängen.«

Flamm sagt: »Ich habe meine Gründe. Muss ich sie Ihnen sagen? Werden Sie mir sonst nicht helfen?« Die Beiden lachen. »Solange Sie nicht hier geblieben sind, weil Sie jemanden ermordet haben ...« Flamm beteuert: »Das habe ich nicht.« – »Nun also. Der Rest geht uns nichts an. Wir helfen Juden, wo wir Juden helfen können.« –

2060 »Bedingungslos?« fragt Flamm. Der eine stutzt. Dann sagt er entschlossen: »Wo ein Jude verfolgt wird und wo ihm Unrecht geschieht, weil er Jude ist: da bedingungslos.« – »Das höre ich zum ersten male in meinem Leben« sagt Flamm bewegt. »Jetzt weiss ich, wo ich bin.« – »Gut. Kommen Sie.«

Sie klettern in das Segelboot hinunter. Re'uben, der ältere der beiden Männer sagt: »sie sind bei mir zu Gast. Mein Junge besteht darauf. Er erzählt im ganzen Dorf: den habe ich gefunden. Der gehört uns. Also haben sie keine Wahl.«

Wie sie den Abhang der Dünen hinaufgestiegen sind, enthüllt sich ein überraschendes Bild. Über ein weites Oval
2065 ausgebreitet, liegt eine dörfliche Siedlung da, kleine Häuser mit roten Dächern, in Grün aller Schattierungen eingebettet, mit Gärten und baumbestandenen Wegen, mit Sträuchern und dem Stimmengewirr von Tieren. Es ist wahrlich nicht das erste Dorf, das Leo Flamm in seinem Leben sieht. Aber alle jene Dörfer haben Anderen gehört, Menschen, die Generationen mit der Scholle verbanden, und er hat immer in einem entfernten Winkel seiner Seele gewusst, dass er zu jenen gehört, die keine Scholle haben und die nicht verbunden sind und die darum nicht wachsen
2070 können wie die Pflanzen. Jetzt, ehe seine Augen noch eine Einzelheit aufnehmen können, fühlt er sich diesem Dorfe verbunden, als hätte sein Vater dort gewohnt, und er, ein in die Ferne und die Fremde verschlagener Mensch, kommt jetzt heim, zu einem Besuch vielleicht; vielleicht auch, um Ferne und Fremde hier zu vergessen.

Dicht hinter den Dünen beginnen sauber gewalzte Wege. Sie gehen durch Mauern von Hecken und jungen Bäumen. Man hört überall Stimmen, aber die Menschen sieht man nicht. Irgendwo ist eine schmale Pforte, ganz von
2075 leuchtender Bougainvilia verhängt. Da gehen sie hinein. Sie sind in einem Garten. Ganz unbekannte Gerüche strömen da aus. Die Pflanzen auf den Beeten haben unbekannte Formen. Dann wird alles übertönt von dem betäubenden Geruch von Orangenblüten. Hinter den Orangenbäumen ist ein breites, niedriges Haus, leicht und gelassen in die dämmernde Landschaft eingefügt. Ein rotes Dach zieht sich weit und flach über eine Terrasse, auf der, von Schatten halb verborgen, Gestalten sitzen.

2080 Eine Frau kommt ihnen die Stufen entgegen. Alles an ihr ist dunkel, das rote Kleid, die schwarzen Haare, die Augen, das braune Gesicht, die tiefe, ein wenig rauhe Stimme. Von dieser Dunkelheit geht eine tiefe Stille aus. Jede Bewegung ist Ruhe. »Grüss Sie Gott. Setzen Sie sich einstweilen zu den Männern. Ich habe noch in der Küche zu tun.«

Aus einem Korbsessel erhebt sich ein breitschultriger Mann mit einer Pfeife im Mund. »Guten Abend. Windmüller ist
2085 mein Name. Geht es Ihnen gut?« – »Danke, ja.« – »Fehlt Ihnen nichts?« – »Nein, ausser einem groben Hunger nichts.« »Wirklich garnichts? Das ist sehr schade.«

Rundum Gelächter, und Leo Flamm steht verdutzt da. Re'uben klopf ihm auf die Schulter. »Machen Sie sich nichts daraus. Er sucht mit allen Mitteln Patienten. Wenn er irgendwo einen Kranken wittert, lässt er seine Hühner im Stich und läuft dahin.« Windmüller verteidigt sich: »Man will doch nicht aus der Übung kommen. Zwanzig Jahre lang bin
2090 ich Arzt gewesen. Aber hier sitzt nichts als Konkurrenz. Wir sind einhundert und vierzig Familienhäupter, darunter dreissig Ärzte und achtzig Seelen. Der Rest sind ehemalige Advokaten, Gemeindevorsteher und Vereinsvorsitzende. Bis auf ein par, die vom Schicksal vernachlässigt sind, haben alle den Dokortitel. Aber alle züchten Gemüse und richten Hühner darauf ab, maschinell Eier zu produzieren. So, nun wissen Sie, wo Sie sind.«

Die Männer, die hier um den runden Tisch auf der Terrasse sitzen, sind Leo Flamm alle bekannt. Nicht, dass er sie
2095 persönlich kennt, aber dem Typus jedes Einzelnen ist er irgendwann einmal begegnet: in einem Krankenhaus, in einem Gerichtsaal, in der Redaktion einer Zeitung, in einer Bank, in einem Laboratorium, einem Büro oder einer Fabrik. Hier sind sie alle um den runden Tisch versammelt: diese Ergebnisse aus einem fleissigen Studium, aus strebsamer Arbeit, aus einer Bildung, die ein klein wenig über der Grenze des Durchschnitts liegt; diese Menschen der achtlosen Überzeugung, man könne langsam und stetig auf der Leiter des sozialen Fortschritts aufsteigen; diese Opfer
2100 des gedankenlosen Glaubens, die Welt habe sich verändert und der Unsicherheit im Leben ihrer Vorväter sei für ihre Generation ein Ende gesetzt. Und er Leo Flamm, war einmal einer von ihnen.

Er was es. Jetzt ist er es nicht mehr. Jene sind ihm einen Schritt vorausgegangen: sie haben ihr Schicksal in die Hand genommen und sich ein neues Leben aufgebaut. Von diesem Leben erfährt er nur Bruchstücke, nur so viel, wie an kleinen Bemerkungen während des Abendessens ausgetauscht wird. Aber es ist genug, seine Bewunderung und seinen
2105 Neid zu erwecken. »Vielleicht haben Sie sich schon an dieses neue Leben gewöhnt« sagt er, »und Sie wissen garnicht mehr, wie gut Sie es haben.«

Die Menschen sitzen nachdenklich schweigend um den Tisch. Da sagt Re'uben: »Ein neues Leben? Vielleicht. Wenn nur nicht ein so grosses Stück altes Leben darin wäre. Wir tun andere Dinge, als wir gestern getan haben. Wir leben

anders, einfacher, ärmer. Wir haben Freuden, die wir gestern nicht gekannt haben. Und doch: wir sind ausgerissene
2110 Setzlinge. Ob wir so gut Wurzel schlagen werden, wie die Bäume, die wir gepflanzt haben? Wir wollen es abwarten.«

Flamm will sich seinen Glauben nicht antasten lassen: »Aber Sie haben doch Ihre eigene Welt. Eine Welt, die Sie selber formen können. Und das ist viel.«

Noomi sagt: »Wohl, es ist eine eigene Welt. Aber sie ist klein. Drüben beim nächsten Dorfe hört sie schon auf. Denn dort wohnen Menschen, die aus einer ganz anderen Welt kommen. Sie werden eines Tages verstehen, was das heisst.«

2115 Es kommen neue Gäste, und mit jedem der kommt – ob er nun spricht oder nicht – vertieft sich in Leo Flamm das Gefühl, dass jeder ihn begrüsst und aufnimmt, dass ihn keiner ausfragt: woher und wohin?, dass er einfach zu ihnen gehört, dass jeder ihn als Mitmensch und Bruder bejaht. Und noch eine andere Bestätigung wird ihm zuteil, eine, die er in diesem Lande und in dieser Umgebung am wenigsten erwartet hat. Ein schmaler, dunkelhaariger Mensch setzt sich neben ihn. Seine grossen Brillengläser funkeln, sodass man die Auge dahinter kaum erkennen kann. »Ich gehöre
2120 nicht zum Dorf« sagt er. »Ich habe hier einen Freund, bei dem ich zuweilen wohne. Ich bin kein Jude. Aber ich verkehre viel mit Juden. Ich freue mich über jeden Juden, der ins Land kommt. Es muss so sein. Die Verheissung der Propheten muss erfüllt werden. Und schliesslich ist es euer Land. Wer sich dem widersetzt, vergeht sich gegen die Vorsehung.«

Flamm weiss nichts darauf zu antworten. Aber Noomi enthebt ihn der Antwort. Sie sagt: »Es ist spät. Unser Gast soll
2125 schlafen gehen. Und wir müssen vorher noch etwas mit ihm besprechen.«

Sie bleiben zu viert um den runden Tisch sitzen. »Wir wollen jetzt darüber sprechen, was wir für Sie tun können. Hier unser Freund Mannheim ist so etwas wie Bürgermeister des Ortes. Der wird Sie am besten beraten können.«

»Sie müssen uns schon Ihre Wünsche mitteilen« sagt Mannheim. »An und für sich ist die Situation denkbar einfach. Sie sind ein Schiffbrüchiger wie die anderen auch. Sie könnten sich, wie die anderen, der Polizei melden. Dann wird
2130 man sie eine zeitlang festhalten, und dann wird man sie laufen lassen.« Leo Flamm antwortet spontan: »Eben das will ich nicht.« – »Schreckt Sie die Haft?« – »Nein. Ich bin nicht feige. Es ist etwas anderes. Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Wenn ich zu der Polizei gehe, dann bin ich ein Gegenstand der Verwaltung. Dann werde ich von Instanz zu Instanz weiter gegeben. Ich werde irgendwo hingestellt, irgendwo abgeliefert. Ich habe gar keine eigenen Entschlüsse. Und gerade daran liegt mir. Ich will von mir selbst aus an die Dinge herangehen. Ich will den Menschen
2135 selber begegnen. Das ist mir sehr wichtig. Ich möchte, dass Sie mich verstehen. Ich will auch ein neues Leben anfangen. Aber ich kann mich nicht hineinsetzen lassen. Ich muss jeden Schritt selber tun. Verstehen Sie, was ich meine?«

Mannheim nickt langsam mit dem Kopfe. Es ist eine höfliche Gebärde, und sie verrät, dass er Leo Flamm nicht verstanden hat. »Es kommt also darauf hinaus, dass wir Sie in die nächste Stadt befördern, ohne dass Sie von der
2140 Landstrassenkontrolle angehalten werden. Das wird möglich sein. Aber wenn Sie erst in der Stadt sind, müssen Sie für sich selber weiter sorgen. Haben Sie Verwandte im Lande?« – »Nein. Niemanden.« – »Aber Sie werden Freunde oder Bekannte haben?« – »Ich habe Niemanden.« Mannheim schüttelt den Kopf. »So etwas gibt es, dass ein Jude in Palästina keinen Menschen hat, der ihn kennt? Ist auch unter den Leuten vom Schiff niemand, dem Sie sich angeschlossen haben?«

2145 Leute vom Schiff? Wann war er eigentlich auf einem Schiff? Ach ja: das war damals, als er vor einem leeren Raum davonlief und einen ausgefüllten Raum suchte, den er nicht finden konnte. Das ist alles versunken. Das Gestern zählt nicht mehr. Und Karola? Karola ist nicht mehr mit der Fahrt auf dem Schiff verknüpft. Karola ist eine Welt für sich geworden, eine Welt, die noch irgendwo schwebt und keinen festen Raum hat. Zu ihr kann er noch nicht gehen. Man kann nicht in Welten hinein gehen, die man sich nicht erworben hat ...

2150 So sagt er: »Ich habe Niemanden im Lande und kann mit Niemandem rechnen.« Mannheim entscheidet: »Dann kann man hier nicht leben. Man muss Familie haben oder einen Verein oder eine Partei.« – »Und wenn man das alles nicht hat? Oder wenn man es nicht haben will?« Mannheim hebt bedeutungsvoll die Hand: »Dann muss man Geld haben. Wenn Sie Geld haben, werden Sie nie alleine sein. Aber wenn Sie einmal ganz alleine sein wollen, dann sagen Sie den Leuten, dass Sie Ihr Geld verloren hätten.«

2155 Noomi steht auf. »Geben Sie einem Anfänger keine Rätsel auf, Mannheim. Sagen Sie ihm, dass wir ein Kolonialland sind ... und dass wir keine besseren Menschen sind als alle Anderen. Und nun lassen Sie ihn schlafen gehen.« –

Am anderen Morgen – die Sonne ist eben aufgegangen und der Tau liegt noch über all dem vielen Grün – begegnet Flamm dem neuen Lande von Angesicht zu Angesicht. Er sitzt neben dem Chauffeur Jochanan auf dem Lastwagen, der das Gemüse zur Stadt bringt. Jochanan spricht nicht viel. Er überlässt es Leo Flamm, die Augen aufzumachen und
2160 selber zu entdecken, wie reich und wie geheimnisvoll die Schönheit dieses Landes ist. Aber irgend etwas muss ihn doch heimlich erregen, denn er fährt mit einer Geschwindigkeit, die zuweilen beklemmend ist. Und so verwandelt sich das Land mehr und mehr zu einem kreisenden Kaleidoskop.

Erst fahren sie noch vorsichtig vom Hof herunter. Das Dorf entfaltet sich. Es ist behaglich hingestreckt, mit breiten und neuen Strassen. Sie fahren über eine Brücke mit einem flachen, schnellen Wasser darunter. Der Wagen biegt, 2165 schneller schon, in eine Landstrasse ein. Hohe, alte Eukalypten rahmen sie ein. Alles Grün ringsum ist merkwürdig tief und vielfarbig und fruchtbar. Es fliesst alles zusammen, denn Jochanan beginnt zu jagen. Er überholt Automobile, er streift an arabischen Bauernwagen vorüber, an einem Zug von Kamelen, an Eseln, die mit Kisten und Körben behängt sind. Daraus leuchtet buntfarbig Gemüse. Der Weg beschreibt einen Bogen und gibt den Blick frei auf Hügelketten. Sie stehen im frühen Morgenlicht, rotviolett, unwirklich. Dann eine Wand von Bambus rechts und links. 2170 Wieder biegt der Weg ab. Für eine Weile ist das Meer mit einem breiten, blauen Streifen sichtbar. Es versinkt. Eukalyptus, Palmen, Zypressen. Sie werden ausgelöscht durch die nächste Wegbiegung. Und plötzlich schnellst ein Minarett in den Himmel hinein, schlank, hell, von Sonne umspielt. Es steht nur eine Sekunde da. Dann taucht unvermittelt eine schwere, blaugraue Mauer auf, bastionsartig, massiv und wuchtig. Gegen ihr Fundament schlägt das Meer mit flacher Brandung. Sie verschwindet. Flache Sanddünen drängen sich davor, vereinzelt stehende 2175 Dattelpalmen, die Reste einer römischen Wasserleitung, wieder Ebene, Dünen, blanke, zitternde Wasserlachen, blaue Hügelketten, grüne Baumreihen ...

Es ist ein berauschender, einlullender Rhythmus in diesem steten Wechsel von kleinen Dingen, von denen jedes seinen Charakter hat und jedes schön ist. Leo Flamm hätte es Stunden um Stunden über sich ergehen lassen mögen. Aber da hält Jochanan den Wagen scharf an. »Sehen Sie da drüben den kleinen schwarzen Schuppen? Da ist die 2180 Wegkontrolle. Jetzt muss ich schauen, wie ich Sie durchbringe.«

Er steigt ab und prüft die Fahrzeuge, die vorüber fahren. Sie scheinen ihm alle ungeeignet. Da kommt aus einem Sandweg, der schräg in die Landstrasse einmündet, ein Bauernwagen, von zwei Maultieren gezogen. Auf den Querstangen sitzen junge Burschen und Mädels. Ackergeräte liegen auf dem Wagen. Jochanan hält ihn an und spricht zu den jungen Leuten. Es ist ein kurzes, erregtes Gespräch. Dann winken sie ihm. »Kommen Sie schnell!« 2185 Auf dem Boden des Wagens wird Raum frei gemacht. Zwei Burschen heben ihn hinauf. Beide haben ernste, fanatische Züge. Es wird nicht viel gesprochen. Er muss sich niederlegen. Säcke und Strohbinden werden über ihn gehäuft. Er wird eingeeignet von Kannen und Geräten. Dann sagt jemand lachend: »Die Chawa wird sich auf Ihre Beine setzen. Aber das wird nicht lange dauern. Sie hält es nie lange bei einem Manne aus.«

Dann saust eine Peitsche durch die Luft. Mit rauhen Kehltönen werden die Maultiere angespornt. Sie reissen den 2190 Wagen über den blanken Asphalt. Eine Strecke Fahrt. Dann ein Halt. Unklare, vernebelte Stimmen. Die Fahrt geht wieder an, schütternd und ratternd, und plötzlich weich wie über Sand. Und schon reissen eifrige Hände die Barrikade von ihm herunter. Er setzt sich auf und reibt sich den Kopf, der ein paar harte Stösse abbekommen hat. Alle lachen ihn an, wie über einen gut gelungenen Streich. »Na, war es schlimm?« Er muss trotz seiner Erregung auch lachen. »Es war erträglich. Ich danke Ihnen von Herzen.« – »Wofür denn?« – »Was Sie da für einen fremden Menschen getan 2195 haben ...« Sie zucken nur die Achseln. Für sie ist da nichts zu bedanken und nichts zu bereden. Das sind Dinge, die man tut, weil man sie tun muss. Und es ist diese grosse Geste des Selbstverständlichen, die sich Leo Flamm als das Erlebnis des Anfangs einprägt.

Der Rest der Fahrt ist sachlich und ohne Abenteuer. Er wird zu einem Autobus geleitet. Man bezahlt für ihn die Fahrt. Man gibt dem Chauffeur Anweisungen. Leo Flamm ist das geworden, was er nicht werden wollte: einer, der von Hand 2200 zu Hand weiter gegeben wird. Aber er weiss: das ist nur das äussere Bild. Das innere Bild ist dieses: er wird von Mensch zu Mensch weiter gegeben, bis er an einem vorläufigen Ziel ist: einer Stadt am Mittelländischen Meere.

Der erste Eindruck, den er in den Strassen und zwischen den Zeilen der Häuser empfindet, ist der, dass er sich nicht in einer Stadt befindet. Eine Stadt ist ein Gewächs aus Jahrhunderten der Landschaft, der Tradition und der Notwendigkeit. Dieses hier ist keine Stadt. Es ist ein Jahrmarkt, dessen Buden aus Beton gegossen sind. Aus den 2205 Höhlen, die in diesem Betonguss freigelassen sind, schreit es unaufhörlich: Ich verkaufe dir etwas! Ich verkaufe dir, was du brauchst und was du nicht brauchst: amerikanische Automobile, japanische Räucherkerzen, englischen Whisky, deutsche Schreibmaschinen, schweizer Uhren, syrisches Obst, französische Seife, norwegische Sardinen, belgische Gemüse, marokkanischen Silberschmuck, czechisches Porzellan, ägyptische Taschenlampen. Was du willst! Ich bin der Schuttabladeplatz des Welthandels! Ich bin der grosse Krämer, der dir etwas schenkt, wenn du ihm dein 2210 Geld gibst. Erkenne den Zweck deines Lebens: zu kaufen, zu kaufen!

Leo Flamm rümpft die Nase. Er hat schon andere Jahrmärkte gesehen, die auf den Käufer lauern. Aber sie lauern prunkvoll, mit verhülltem Zweck, mit grossartigen Auslagen, mit dekorativen Gebärden. Sie verwenden ästhetischen Schmuck auf ihr Krämertum. Aber hier ist auf alles Dekor verzichtet. Hier ist aller Vorwand fallen gelassen. Die Strassen mögen so breit sein wie sie wollen: es sind doch die schmalen Gassen osteuropäischer Kleinstädte. Jede 2215 kleinste Höhlung beherbergt einen Verkäufer. Noch zwischen die Spalten der Häuser drängen sie sich mit provisorischen Verkaufsständen, dünnes Holz, mit Segeltuch und Säcken überzogen. Und sie haben noch nicht genug damit. Es könnte noch einer, der Geld zum Kaufen hat, achtlos an den Höhlen und an den Spalten zwischen den Höhlen vorbeigehen. Darum nehmen sie einen Koffer in die Hand oder hängen sich ein Brett an Riemen über die

Schultern oder beladen kleine Handwagen mit den billigsten Massengütern der Welt, von Gablonz bis Yokohama, und
2220 laufen dem pflichtvergessenen Käufer nach: du sollst kaufen! Du kannst dein Glück machen, wenn du kaufst.

Sie heften sich an Leo Flamm. Sie haben ihn sofort erkannt: Du bist doch ein Fremder. Du bist neu im Lande. Da der Koffer in deiner Hand, und der Anzug, und die Stiefel. Und wie du dich neugierig nach allen Seiten umschaust. Bei uns hat man nämlich keine Zeit zum umschaun. Das Geschäft drängt und die Konkurrenz ist gross. Und neugierig sind wir auch nicht. Wir sind diskret. Wir wollen nur eines wissen: kaufst du oder nicht? Vielleicht Zahnpasta,
2225 Schuhriemen, Rasierklingen? Ein Taschenkamm? Bei uns kämmen sich die jungen Leute mitten auf der Strasse. Oder einen diskreten Artikel? Eine Adresse für eine Pension? Auch sonstige Adressen, zuverlässige, garantiert ...

Leo Flamm vermag sich mit kleinen Opfern freizukaufen, mit einigen Gebrauchsgegenständen für den Alltag. Dabei tauscht er noch etwas ein: eine Erkenntnis und eine Adresse. Die Erkenntnis ist die, dass dieser Verkäufer mit dem tragbaren Laden vor der Brust nicht schlechthin ein Verkäufer ist. Er ist auch ein Mann deines Volkes. Und als solcher
2230 steht er dir nahe. Du magst es nicht wissen. Aber er sagt es dir. Er fragt dich, woher du kommst und was du hier tun willst und ob du Familie hast. Er fragt es so zwingend, dass du ihm die Antwort nicht verweigern kannst. Er fragt es mit dem Unterton der Überzeugung, dass ihr beide gleich seid, denn sein Vater ist Rabbiner in Kasrilowka gewesen und es ist nur Zufall, dass er der Verkäufer ist und du der Käufer bist. Den Respekt vor dem unbekannten Nächsten oder vor deinem privaten Bezirk kennt er nicht, denn eigentlich seid ihr ja mit einander verwandt. Und so kommt Leo
2235 Flamm zur Adresse der Vereinigung Westeuropäischer Einwanderer. »Da gehen Sie hin« sagt der Verkäufer. »Warum?« Der Mann zuckt erstaunt die Achseln. »Was heisst warum? Man geht. Darum.«

Und Leo Flamm geht. Wie er den Warteraum betritt, sieht er auf den schmalen Bänken einige Gesichter, die er kennt: es sind Menschen vom Schiff. Sie grüssen ihn. Aber sie tun es nicht so, als hätten sie viele Wochen auf dem gleichen Raum das Gleiche erleben müssen. Sie sind befangen. Sie sind sich schon entfremdet. Vielleicht mögen sie nicht
2240 daran erinnert werden, dass sie einmal hüllenlos neben einander gelebt haben.

Aus dem Nebenzimmer winkt ihm ein bleicher Mann mit Brille und spitzer Nase. Seine Stimme ist leise klagend. »Guten Tag. Dr. Siegmar ist mein Name. Wir haben schon auf Sie gewartet!« – »Ja, wissen Sie denn, wer ich bin?« – »Wir haben Ihr Signalement. Zwi hat uns angerufen, wir sollten uns um Sie kümmern. Natürlich gerne. Soweit das in unseren Möglichkeiten steht. Natürlich. Also was für Pläne haben Sie?« »Garkeine« gesteht Flamm offen. »Ich
2245 möchte die Dinge an mich herankommen lassen.« Siegmar lehnt diese Möglichkeit als regelwidrig ab. »Das geht nicht. Und wenn Sie Strassenhändler werden: zu etwas müssen Sie sich entschliessen. Haben Sie wenigstens einen brauchbaren Beruf erlernt? Ich meine: nicht Arzt oder Anwalt?«

»Ich glaube, dass ich ein guter Chemiker bin. Ausserdem bin ich als Tischler ausgebildet.« – »Alles nichts« klagt Siegmar leise. »Das ist nur für die Prosperity. Im Augenblick ist wieder mal Arbeitslosigkeit. Natürlich. Wir wechseln
2250 alle par Jahre ab. Mal Prosperity, mal Depression. Aber das muss so sein. Natürlich. Also was raten Sie mir?«

Leo Flamm hat Mitleid mit ihm. »Ich muss nicht unbedingt heute schon Geld verdienen. Ich habe etwas gerettet. Für die nächsten Monate ...« – Siegmar wird lebendig. »Grosse Erleichterung für uns. Wir sind sehr in Anspruch genommen. Natürlich. Unsere Mitglieder ... ja, sagen Sie ... natürlich ... falls Sie Mitglied werden wollen. Der Beitrag ist gering. Viele Vorteile. Verbilligte Kurse in Sprachen. Stellenvermittlung ...«

2255 Leo Flamm schüttelt den Kopf. Wenn er es hat vermeiden können, ist er niemals Mitglied geworden. Er hat nie das Bedürfnis verspürt, im Haufen geborgen zu sein. Aber das kann er Siegmar nicht sagen. Er weicht aus. »Ich möchte mich noch nicht binden. Mitglied sein, bedeutet für mich: mich einer Gruppe verschreiben, mich einem Interesse verschreiben, die Meinung des Vereins teilen, und damit: Verantwortung tragen ...«

Siegmar wehrt lebhaft ab: »O, das kommt bei uns alles nicht infrage. Natürlich. Wir haben garkeine Meinung ... ich
2260 meine: wir haben gar keine Weltanschauung. Auch das meine ich nicht. Natürlich. Wir unterstützen eben westeuropäische Juden. Bei uns brauchen Sie nur Mitgliedsbeitrag zu zahlen. Und da Sie in der glücklichen Lage sind ...« Flamm hebt höflich abwehrend die Hand: »Ich sträube mich nicht gegen den Beitrag ...« »Nun also. Irgendwo müssen sie doch Mitglied werden.« Das versteht Flamm nicht. »Warum muss man?« Siegmars Augenbrauen steigen hoch. »Aber lieber Herr, Sie müssen doch irgendwo hin gehören!« – »Ist das irgendwo hin gehören, wenn ich bei
2265 einem Verein Beitrag zahle?« – »Ja, Herr Flamm. Bei uns ja. Die Sache liegt tiefer. Jeder, der ins Land kommt, muss froh sein, dass man ihn irgendwo aufnimmt ...« Leo unterbricht ihn. »Ich bin überall sehr herzlich, sehr menschlich aufgenommen worden ...«

»Glaube ich. Natürlich. Die Leute sind rührend zu den Flüchtlingen. Sie sind ein Gegenstand der Liebe ... solange sie noch neu sind. Solange Sie nichts brauchen als ein Stück Brot und ein Glas Thee und ein par Hemden, oder ein Sofa,
2270 darauf zu schlafen. Das können Sie überall haben. Verhungern werden Sie hier nicht. Obdachlos brauchen Sie hier nicht zu sein. Aber wenn Sie erst in die Wirtschaft hineingehen, wenn Sie auf dem Arbeitsmarkt erscheinen, wenn Sie den engen Lebensraum der Anderen noch enger machen wollen ...«

Leo Flamm steht auf. »Ich werde es so spät wie möglich tun. Und ich will mir den guten Glauben noch nicht nehmen lassen. Übrigens ...« er sieht Siegmars dabei nicht an, »hat sich bei Ihnen eine Frau von unserem Schiff gemeldet? Karola heisst sie.« – »Wie heisst sie weiter?« – Flamm wird blutrot. Er weiss es nicht. »Unsere Listen sind noch unvollständig. Fragen Sie ein par Tage später. »Gut. Nur noch eines: wo wohnt Zwi?« Da wird Siegmars Stimme voll Respekt: »Nirgends. Er wohnt immer da, wo er gebraucht wird.«

Wie Leo Flamm das Büro verlässt, trägt er ein unbehagliches Gefühl mit sich. Irgend etwas hat einen kalten Hauch über die Freude der ersten Begegnung geworfen. Er weiss nicht, was es ist. Er steht in der heissen Mittagssonne da und fröstelt.

II.

Die Stadt ist laut. Wohin Leo Flamm sich wendet, dringt Lärm auf ihn ein. Es ist, als ob die Menschen keine leisen Stimmen hätten. Oder als hätten sie keine Hemmung, sich laut zu äussern. Auf dem Schiff mit seinem engen Raum war es nicht weniger lärmend als in diesen vielen Räumen. Selbst in das Zimmer, das er sich gegen Abend in einer kleinen Pension sucht, entsenden die Strasse, der Hof, die Nebenwohnung, die Küche, das Zimmer nebenan die Wellen von Lärm.

Leo Flamm sucht sich zu bereden, das sei die Geschäftigkeit, die Lebendigkeit, die Hurtigkeit einer jungen Stadt. Er beredet sich, es sei der Lärm aus dem Einströmen unverbrauchter Kräfte, die alle auf Arbeit und Leistung versessen sind. So gelingt es ihm, vor Übermüdung einzuschlafen.

In der Nacht hat er einen Traum. Er steht auf dem Deck des Schiffes. Er will aussteigen und kann es nicht. Karola hat den Landungssteg mit sich genommen. Da will er in das Wasser springen. Aber er fällt mitten in eine Strasse hinein. Rings um ihn schlängelt sich der Verkehr. Aber kein Fahrzeug trifft ihn, wie er da liegt. Und kein Mensch sieht ihn. Er steht verlegen auf. Er schämt sich. Aber das bemerkt keiner. Er schämt sich selbst noch vor denen, die ihn nicht wahrnehmen, für die er überhaupt nicht vorhanden ist. Da dringt ihm, lang und gedehnt, ein Schrei ins Ohr. Er versteht ihn nicht. Aber er wacht davon auf.

Der Schrei kommt von unten, von der Strasse. Es ist eigentlich eine Sammlung von Schreien. Jemand ruft etwas aus. Jemand preist etwas an und klingelt mit einer dünnen Glocke. Jemand spricht ganz laut mit jemandem gerade unter dem Fenster. Kinder sind laut. Automobile hupen laut. Wagen rattern laut. Der Tag hat wieder begonnen. Er steht daneben und weiss nicht, was er mit ihm anfangen soll. Für ihn ist kein Platz darin.

Bis zu seiner Flucht hat er einen Beruf gehabt. Jetzt geht er durch die Strassen und hat keine Betätigung. Bis zu seiner Flucht war sein Alltag – noch unter dem Zwang – eingefangen und geordnet. Hier geht er planlos. Dennoch hat er einen geheimen Zweck dabei. Wenn er nicht wieder vertrieben wird, ist das hier sein Lebensraum für später. Und die Menschen, die da rechts und links an ihm vorübertreiben, werden morgen oder übermorgen so etwas wie seine Brüder sein. Auf jeden Fall wird er mit ihnen leben. Und er möchte wissen, wie sie aussehen, welche Haltung sie haben, welche Gebärden, in welchen Zungen sie sprechen. So wie sich einer eine Landschaft ansieht, in die er verschlagen worden ist.

Aber das ist ein spielerisches Beginnen. Die Gesichter verwischen sich zu formlosen Eindrücken. Er kann aus ihnen nicht mehr herauslesen, als dass eines ihm gefällt und eines missfällt. Er gibt das Spiel auf. Einfältiger Gedanke, eine Gemeinschaft anders kennen zu lernen, als indem man ihren Alltag teilt. Denn an ihren Feiertagen, in ihren guten Stunden – und so hat er sie doch zuerst kennen gelernt, als jeder ihm half – da haben sie alle einen Hang zum Erhabenen. Es zeigt sich erst im Alltag, wie tief oder wie untief sie sind. –

Wie er von einem solchen Spaziergang durch die Gesichter in die Pension heimkommt, erwartet ihn der Inhaber schon im Flur. Er ist ein kleines buckliges Männchen mit verprügelten Gesichtszügen. Er trägt eine schwarze Seidenkappe. »Ich habe gehört« sagt er flüsternd, »dass Sie ein Flüchtling sind. Einer vom letzten Schiff.« Leo Flamm bejaht, obgleich das Wort Flüchtling jetzt für ihn einen schmerzlichen Beiklang hat. Die Flucht ist doch zuende. Aber für den kleinen Buckligen ist sie noch Gegenwart. Er spreizt die Hände. »Es tut mir leid, aber Sie können hier nicht bleiben.

Ich will nichts mit der Polizei zu tun haben. Ich riskiere meine Lizenz.«

»Das verstehe ich« sagt Flamm. Er packt seinen Koffer und steht wieder auf der Strasse. Wohin jetzt? Da fällt ihm der Strassenhändler ein, der ihm die Adresse der Vereinigung Westeuropäischer Einwanderer gegeben hat. Vielleicht wird ihm der nächste Händler die Adresse einer Pension geben? Vielleicht – überlegt er reumütig – ist es in diesem Lande sehr nützlich, dass der Einzelne indiskret ist und keine Distanz vom Nebenmenschen kennt?

Nach einer Stunde hat er eine neue Pension gefunden. Es ist eigentlich mehr als eine Pension: es ist eine grosse

Familie mit variierendem Bestand, deren Mitglieder die Teilnahme am Familienleben bezahlen. Es gibt keine Möglichkeit, sich dem zu entziehen. Hier ist die Grenze zwischen Neugierde und Teilnahme unscharf geworden. Jeder fragt, und er fragt alles. Ausweichende Antworten lässt er nicht gelten, weil er sich dann zum Beweise verpflichtet fühlt, dass ein Mensch wissen muss, was er will. Und wehe dem, der etwas verbergen will und sich in Widersprüche verwickelt. Starrende Zeigefinger rücken den logischen Bruch in das helle Licht der Kritik und des Gegenbeweises.

Leo Flamm nimmt das alles als Spiel hin. Er nimmt es sogar mit einem gewissen Behagen hin. Gewiss: es ist eine unscharfe Grenze; aber ist nicht auch in der Form Europas eine unscharfe Grenze? Dort erläuft sie zwischen Respekt vor dem Privatleben des Nebenmenschen und völliger Uninteressiertheit am Schicksal des Nächsten. Und Flamm zieht im Augenblick die Formlosigkeit dieser Familie vor.

Doch eines hat er nicht bedacht: dass das Leben dieser Familie sich in Wellen über den Raum der Pension hinaus fortsetzt. Er erfährt es schon nach wenigen Tagen. Ein Mann wünscht ihn zu sprechen. Er hat ihm ein Projekt anzubieten: die Beteiligung an einer chemischen Fabrik. Flamm greift die Idee begeistert auf. Aber in der Masse, wie er Einzelheiten nachgeht, wird er ernüchtert. Es ist alles ungenau durchdacht; es ist zu vieles ungewiss; entscheidende Voraussetzungen sind der Möglichkeit, dem Zufall, dem Wunder vom Himmel überlassen. Es stellt sich am Ende heraus: eine gute Idee, aber ein Produkt der Phantasie, ein Hirngespinnst ohne reale Grundlage. Er lehnt ab.

Er sitzt drei Tage später über ein neues Projekt gebeugt. Er prüft es mit der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, die er in seiner Heimat von gestern kennen gelernt hat. Und siehe da: das Projekt ist gut. Und doch lehnt er ab. »Ich bin nicht Fachmann« sagt er. Der Andere schüttelt verwundert den Kopf: »Wozu müssen Sie Fachmann sein? Wir sind doch auch nicht Fachleute. Die kaufen wir uns aus dem Ausland. Wenn wir nur das Geld haben.« – »Aber so kann man doch keinen Wirtschaftszweig aufbauen!« – Der Andere lacht ihn einfach aus. »Glauben Sie denn, dass die Leute, die hier Häuser gebaut haben, Fachleute waren? Keine Ahnung haben sie gehabt. Sie haben es sich zeigen lassen. Mit der Zeit lernt man von den wirklichen Fachleuten. Wenn wir gewartet hätten, bis wir etwas können, stände die Stadt heute nicht da.«

Flamm bleibt bei seinem Entschluss: »Ich fasse nur an, was ich verstehe.« Der Andere erhebt sich mit einem Seufzer: »Ihr deutschen Juden habt keine Phantasie.«

Dieser Vorwurf geht Leo Flamm lange nach. Ist er phantasielos? Kann er sich nicht vorstellen, was morgen sein wird? Kann er Dinge nicht träumen, ehe sie Wirklichkeit werden? Er glaubt, dass er es kann. Aber er ist überzeugt: träumen darf nur, wer die Herrschaft über die Elemente der Wirklichkeit hat, denn aus ihnen gewinnt der Traum Gestalt. Alle anderen sind Phantasten, und wenn sie in den Alltag hineingehen: Spekulant.

Und dann ist er eines Tages selber mitten in einem solchen Traum. Wieder kommt ein Besucher. Es ist ein kleiner, gedrungener Mann mit einem schütterten weissen Vollbart. Über seinen hellgrauen Augen stehen die Augenbrauen wie dichte, sperrige Büsche. Er legt eine Mappe auf den Tisch, streicht nachdenklich über den Bart und sagt mit Bestimmtheit: »Sie sind neu im Lande. Sie werden nicht ewig in einer Pension sitzen. Sie werden hinausgehen und sich umschauen, was Sie mit Ihrem Geld und Ihren Fähigkeiten anfangen können. Ich werde Ihnen etwas zeigen. Wenn es Ihnen gefällt, können wir weiter darüber reden. Wenn es Ihnen nicht gefällt, gehe ich wieder, und es hat Sie nichts gekostet. Dann haben Sie Herschl Grabscheit kennen gelernt ... und eine grosse Idee.«

Leo Flamm ist von dem Mann und seinem Pathos entzückt. »Zeigen Sie mir.«

Herschl öffnet geheimnisvoll die Mappe und legt eine Photographie auf den Tisch. »Was ist das?« Flamm nimmt sie auf. Da ist eine nackte Strecke Land zu sehen, mit Felsen und niedrigem Buschwerk bestreut. Ein Feldweg. Hügel im Hintergrunde und ein Abendhimmel mit geballten Wolken. »Ich würde sagen: das ist ein Stück wüstes Land.«

»Richtig« ruft Herschl. »Sagen wir kurz: eine Wüste. Und was ist das?«

Er wirft eine zweite, sehr grosse Photographie auf den Tisch. Flamm beugt sich darüber und sieht: ein weitgedehnter Komplex von Häusern und grossen Bauten, nach einem strengen Plan um einen Mittelpunkt geordnet. Es ist alles halb aus der Vogelschau gesehen, und so enthüllt sich mit Strassenzügen und Alleen und Kuppeln das Bild einer reichen, geräumigen Stadt modernster Architektur.

»Das ist eine Stadt« sagt Flamm anerkennend. »Eine sehr schöne Stadt.«

Herschl hebt im Triumph die erste Photographie hoch: »Die Stadt steht hier, auf dieser Wüste!« Flamm staunt: »Das sieht ja aus wie über Nacht gebaut!« Herschls Gesicht ist verklärt: »Man wird sie über Nacht bauen!« – »Man wird?« Flamm betrachtet das Bild genauer: es ist die geschickte Photographie eines ausgezeichneten Modells.

Er ist etwas enttäuscht, aber Herschl lässt ihm keine Zeit dafür. »Wir sind ein Volk im Anfang« sagt er. »Im Anfang sind die ersten Worte der Bibel. Es kommen immer mehr Menschen. Und die Jungen im Lande – Gott sei gelobt – vermehren sich. Das steht auch in der Bibel: seid fruchtbar und mehret euch. Man braucht Raum für alle die vielen Menschen. Hier wird er sein. Und unsere reichen Brüder aus Amerika werden kommen und die Stadt besuchen, weil

sie so schön ist. Ein Paradies auf Erden.«

2380 Er nimmt eine Zeichnung aus der Mappe und breitet sie auf dem Tisch aus. »Hier ist der Plan, von den ersten Architekten des Landes entworfen. Vergleichen Sie mit dem Bild, damit Sie sehen, dass alles stimmt. Im Mittelpunkt ist die Synagoge. Hier, wo die Strassen auf das Zentrum stossen, sind die öffentlichen Gebäude: das Rathaus, mit Zimmern für alle Parteien und Gesellschaftsräumen, die National-Oper, ein Prachtgebäude, das Gymnasium auf den Namen vom zukünftigen Bürgermeister, das Grand-Hotel Hohes Lied, alles mit Schweizer Kellnern, das Museum, die
2385 Gemälde-Galerie, ein grosses Kaffee, ganz durchsichtig. Das Glas erzeugen wir selbst am Kischon. Und rund um die Stadt lauter Wälder. Da ist das grosse Krankenhaus, und hier ein Sanatorium. Ich sage Ihnen das alles nur in grossen Zügen, damit Sie die Idee kennen lernen, damit Sie einen Begriff bekommen, was in der Sache steckt, welche Zukunft sie hat ...«

»Und wie sieht es mit der Gegenwart aus?« wagt Flamm einzuwerfen.

2390 Herschl legt die Hand auf die erste Photographie: »Das alles gehört uns schon.« – »Und der Rest?« – »Den werden wir von den Arabern kaufen.« – »Und die Häuser?« – »Die werden wir aus dem Kapital der Aktiengesellschaft bauen. Sie müssen wissen: wir sind keine Spekulanten. Wir verkaufen die Häuser nicht, damit es keine Preistreibereien gibt. Wir vermieten sie nur. Solange diese Stadt steht, solange werden die Aktionäre gut davon leben, und noch ihre Kinder und Kindeskinde!«

2395 Das alles ist blühende Phantasie. Aber sie hat ihre Reize. Vielleicht hat sie sogar reale Möglichkeiten. Es lohnt, ihnen einmal jenseits des Phantastischen nachzugehen. Und je mehr Flamm es tut, desto erstaunlichere Dinge erfährt er. Es gibt wirklich Menschen, die da schon Grund gekauft haben. Es gibt wirklich schon Zeichnungen auf die Aktien von morgen. Es fahren wirklich schon Sendboten in aller Herren Länder, um die Idee von morgen zu propagieren.

Aber inmitten dieser Traumfahrt begegnet ihm etwas, das ihn davon abdrängt. Eines Tages liest er in der Zeitung, dass
2400 die Schiffbrüchigen der Emma entlassen und auf verschiedene Punkte des Landes verteilt worden sind. Und damit steht das Schicksal Karolas wieder vor ihm. Er geht zur Vereinigung Westeuropäischer Einwanderer. Hat man dort jetzt vollständige Listen? Ja; er kann sie einsehen. Und er findet heraus, dass Karola sich in einer genossenschaftlichen Siedlung, Giwath ha'ilanoth befindet.

Sein erster Impuls ist, zu ihr zu fahren. Aber er ist gehemmt. Er weiss, dass alles zwischen ihnen noch ungelöst ist.
2405 Der Zufall hat sie auf dem Wege zusammen geworfen. Was hat er bislang getan, um dem Zufall Dauer und Tiefe zu geben? Er hat ihr Geld in den Koffer gelegt, eine billige und ungütige Geste des Abschieds, und ist trotzig und eigensüchtig auf dem Schiff geblieben. Wie kann Karola wissen, dass es kein Abschied für immer sein sollte?, dass er nur für eine Spanne Zeit Abstand gewinnen wollte, um zu wissen, ob er über den Zufall hinaus wirklich den Weg zu ihr gehen kann? Und was hat er dafür bislang getan? Er hat Projekte studiert und ist Phantasieplänen nachgelaufen.
2410 Und inzwischen gehen seine Gefährten von gestern in das Land hinein, die meisten in Dörfer und Siedlungen, und tun reale, nützliche, ihnen und dem Lande dienende Dinge. Und Karola, dieses Kind der Stadt und der Freude an den trivialen Behaglichkeiten der Stadt, geht in eine genossenschaftliche Siedlung, und es wird für sie dort keine leichtere Arbeit geben als für alle anderen ...

Er schreibt ihr spontan einen Brief. Er sagt ihr, wo er ist und was er bislang getrieben hat. Er sagt nichts von der
2415 Zukunft, aber ganz zum Schluss, aus einem Anfall von Unsicherheit und halber Angst, schreibt er: »Wenn du willst, dass ich zu dir kommen soll, dann lass es mich wissen.«

Er schickt den Brief ab und wartet auf Antwort. Er wartet vergebens. Nach einer Woche beginnt das Warten ein Druck zu werden. Er schreibt noch einmal. Er fragt nicht mehr, ob er kommen soll, denn er hat inzwischen eines verstanden: solange er noch fragt, ob er kommen soll, hat er noch keine Entscheidung getroffen, dass er kommen will. Und in dem
2420 Schweigen Karolas liegt eben diese Antwort. Und so fragt er nur: wie geht es dir?, was tust du?, fällt es dir schwer?, brauchst du meine Hilfe? – Er schickt auch diesen Brief ab und wartet. Und wartet wieder vergebens. Aber dieses mal treibt ihn das Warten in einen Trotz hinein. Karola schweigt, als wären sie Fremde, die nicht einmal einen Zufall mit einander geteilt haben. Soll dieses Schweigen die Ankündigung sein: ich gehe meinen Weg; geh du den deinen?

Gut, das wäre eine Lösung ... wenn er überhaupt einen Weg ginge. Aber er geht nicht. Er treibt verspielt und
2425 gedankenlos auf der Bahn, die andere ihm zeigen. Er treibt in dieser Familienluft der Pension, wohin der Strom gerade geht, und wenn er es einmal klar bedenkt, geht alles in einer Richtung: die Menschen wollen Geld verdienen, und er ist eines der Objekte, das sie sich ausgesucht haben. Er ist garnicht mehr Leo Flamm. Er ist auch nicht mehr der Flüchtling, für den Herzen und Hände offen waren. Er ist eine wirtschaftliche Möglichkeit, die Herr Flamm heisst und die das Konto meint, das er sich bei einer Bank eingerichtet hat. Er macht niemandem daraus einen Vorwurf als sich
2430 selbst. Wer sich zum Objekt der Ereignisse machen lässt, hatte keinen eigenen Willen einzusetzen.

Um diesen Willen zu bekunden, greift er zu einem primitiven Mittel. Ganz unvermutet kündigt er und verlässt die Pension. Das Ergebnis ist, dass er wieder einmal, bestürzt und hilflos, mit seinem Koffer auf der Strasse steht. Einen

Plan hat er nicht. Aber er spürt plötzlich den heftigen Wunsch, Menschen von denen zu sehen, mit denen er auf dem Schiff zusammen war. Es müssen noch einige im Heim für Einwanderer sein. Er hat davon gehört. Es mögen
2435 gleichgültige Menschen sein, aber sie sind doch mit seinem Gestern viel mehr verbunden, als er es sich bisher eingestanden hat. Und so eilig hat er es jetzt, sie zu sehen, dass er sich ein Taxi nimmt. Wie er aussteigt, wird er von rückwärts angerufen. Aus der Türe eines Autobus winkt der junge Haller heraus. Sie strecken sich beide Hände entgegen, so freuen sie sich. Aber der Chauffeur drängt: »Ich muss abfahren. Wir haben keine Zeit.« Haller zieht Flamm kurzerhand in den Wagen hinein. »Fahren Sie eine Strecke mit. Sie haben ja Zeit. Sie können irgendwo
2440 unterwegs aussteigen.«

Irgendwo unterwegs aussteigen, denkt Leo Flamm, das ist ja gerade das, was ich die ganze Zeit tue. Also kann ich mitfahren. Haller ist glücklich. Er ist auf der Fahrt in eine der Gemeinschaftssiedlungen. Damit beginnt für ihn das Leben. Diesen Abend schon ist er irgendwo Kamerad, irgendwo zugehörig, irgendwo mit Arbeit an das Land gebunden. »Und wohin gehen Sie?« fragt er. Leo Flamm fühlt Neid in sich brennen. »Es ist noch in der Schwebel. Ich
2445 suche ...« Haller wird eifrig. »Sie suchen Frau Karola?« Er schämt sich plötzlich. »Ich dachte nämlich, Sie würden zusammen nach Giwath ha'ilanoth gehen.« Flamm sagt mit unsicherer Stimme: »Gewiss. Ich wollte dieser Tage fahren. Ist es weit?« – »Nein, garnicht. Wir fahren daran vorüber. Fahren Sie doch gleich mit!«

Flamm wird feige. Er gibt nach. Aber er ist für den Rest der Fahrt sehr unaufmerksam. Warum hat Karola nicht geantwortet? Vielleicht ist ihr Instinkt richtiger als der seinige? Sie verankert sich vom ersten Tage an. Sie lässt es
2450 nicht darauf ankommen, ziellos durch die Gassen zu gehen und Phantasiegebilden nachzujagen. Und folglich: was für einen Sinn hat es, dass er zu ihr geht und ihre Ruhe stört? Sie hat gesagt, dass sie ihn nicht binden will. In Wirklichkeit hat sie die einzige Bindung aufgehoben, die für ihn bestanden hat.

Sie fahren wieder durch eine offene Landschaft. Es mag sein, dass sie schön ist. Flamm sieht sie nicht. Er treibt und lässt sich treiben. Er ist wie ein abgelöstes Blatt, das auf den Wind wartet, der es aufhebt oder fallen lässt.
2455 Da hält der Chauffeur den Wagen an und wendet sich zu den Reisenden. »Jetzt kommt die Wegkontrolle. Hat jeder seinen Ausweis?« Flamm meldet sich verlegen. »Ich habe ... ich habe meinen vergessen.«

Sofort sind alle an ihm interessiert. Niemand glaubt, dass er den Ausweis vergessen hat. Jeder weiss, dass man hier einem Menschen helfen muss. Einer raunt ihm zu: »Steig hier aus. Dann geh hier rechts den Feldweg. Siehst du da hinten die einzelne Zypresse? Da musst du wieder auf die Landstrasse kommen. Jeder Autobus, der da fährt, bringt
2460 dich nach Giwath ha'ilanoth.«

Wieder steht Leo Flamm mit seinem Koffer irgendwo am Wege. Er geht von der Landstrasse herunter in den Acker. Der Boden ist trocken und steinig. Hohe, weissgraue Diesteln stehen darauf. Nutzloses Gewächs. Nutzlos wie er selbst. Mehr noch: er macht eine lächerliche Figur, wie er da geht: ein europäischer Reisender, einen gestrichenen Koffer in der Hand, in der Sonne eines frühen Sommers auf einem Steinacker zu Füßen biblischer Berge. Das
2465 Gewicht von so viel Unstimmigkeit lässt ihn nicht weiter gehen. Er hockt sich auf einen grossen Stein und öffnet den Koffer. Es ist nur ein wenig Wäsche und ein leichter Sportanzug darin. Er beginnt, sich mitten auf dem Felde umzukleiden. Er hat sich vor niemandem zu schämen, denn eigentlich ist er garnicht vorhanden. Er fühlt sich in den Traum zurückversetzt, den er in der ersten Nacht geträumt hat: irgendwo fallen gelassen und von niemandem wahrgenommen.

2470 Seinen europäischen Anzug schnürt er mit seinem Gürtel zusammen und macht daraus ein handliches Bündel. Den Koffer aus der Grenadierstrasse zu Berlin lässt er auf diesem biblischen Acker liegen und geht weiter.

Jetzt geht es sich schon leichter und er fügt sich der Landschaft besser ein. Ein Zaun hindert ihn. Er geht daran entlang. Jenseits des Zaunes wachsen junge Rebstöcke. Ihr Grün deckt die ganze Fläche. Es verdriest ihn, dass er zwischen Steinen und Diesteln gehen muss, während drüben das helle Laub wächst. Er steigt über den Drahtzaun und
2475 geht zwischen tief gepflügten Furchen weiter. Die Kurven schmiegen sich der Rundung an, mit der das Gebirge auf die Ebene stösst. Das Grün wird dichter, voller, saftiger. Und dann steht er mit einem male in Spalieren, die voll mit blauroten Trauben behängt sind. Er ist offenbar in ein fremdes Revier eingebrochen.

Er schaut auf und sucht nach der einzelnen Zypresse. Er kann sie nicht finden. Da drüben, jenseits, sind viele Bäume und viele Zypressen. Sie stehen so im Blickfeld, als wären sie ein Wald. Vielleicht verläuft dort die Landstrasse.
2480 Vielleicht auch nicht. Es drängt ihn nichts, sie zu erreichen, denn er hat kein Ziel. Es treibt ihn nichts, nach Giwath ha'ilanoth zu gehen. Er treibt diese Richtung nur, weil Haller sie ihm gewiesen hat, und weil er ihm nicht hat erklären können, dass Karola ihren eigenen Weg geht. Nein, es hat keinen Sinn, zu ihr zu gehen.

Er will zur Landstrasse zurück. Gräben halten ihn auf und ändern seine Richtung. Er trifft auf Feldwege und geht ihnen nach. Die Sonne drückt ihn. Er möchte gerne im Schatten von Bäumen sein. Da drüben, gegen den Berg zu, sind
2485 Bäume, ein ganzes Gehölz. Er wird dort eine Weile rasten. Da tritt plötzlich aus dem Baumschatten ein Mann mit einem Gewehr über der Schulter. »Wohin?« – Leo Flamm erschrickt. Er ist so sehr mit sich und dieser fremden

Landschaft allein gewesen, dass ihm die Existenz anderer Menschen abhanden gekommen ist. »Ich habe wohl den Weg verfehlt« sagt er schuldbewusst. Aber der Wächter gibt sich damit nicht zufrieden. Er fragt jede Einzelheit aus ihm heraus. Und wie er alles weiss, lacht er. »Nun, kommen Sie. Ich bringe Sie auf den Weg.«

2490 Sie gehen durch das Gehölz. Jenseits ist wieder ein Weinfeld. Da ist die Ernte im vollen Gang. Viele Frauen hocken in den Furchen, einen Korb neben sich, und legen die Trauben hinein, die sie von den Stöcken schneiden. Sie tragen farbige Blusen und breite Strohhüte. Für den Fremden, der da in ihr Gehege geraten ist, haben sie kaum einen Blick. Von Zeit zu Zeit steht eine Frau auf – jetzt sieht Flamm, dass die meisten jung sind – und bringt ihren Korb, mit blauen Trauben bis an den Rand gefüllt, zum Ende des Feldes. Dort ist aus Binsenmatten ein grosses Schattendach
2495 errichtet. Flache Kisten stehen in Stapeln und werden mit den Trauben gefüllt.

»Sie können hier warten« sagt der Wächter, »bis der Autobus kommt. Da ist die Landstrasse. Sag ihm Bescheid, Rachel.« Er wendet sich wieder zum Feld.

Rachel ist zart und dunkel. Sie hat schwarze Augenbrauen, die über der Nase zusammenstossen. Sie schiebt Leo Flamm eine leere Kiste als Sitz hin und gibt ihm eine Traube. »Wohin wollen Sie?« – »Nach Giwath ha'ilanoth.« –

2500 »Gut. Ich werde Ihnen Bescheid sagen.«

Unter dem Schattendach ist ein süsser Geruch wie von frischem Most der Trauben. Bienen und Wespen summen daher. Die Mädchen von den Feldern bringen Korb um Korb. Rachel legt sie, ungute Stellen sorgsam ausschneidend, in die Kisten. Ein alter Mann nimmt die Kisten, schliesst sie mit breiten Leisten und stapelt sie am Rand der Landstrasse auf. Das ist ein sommerliches, fruchtbares Bild, von einem ruhigen, farbigen Gleichklang.

2505 Rachel arbeitet geschwind und gleichmässig. Das ist eine Arbeit, die man Stunde um Stunde verrichten kann, ohne sie wahrzunehmen und ohne daran müde zu werden. Sie lässt die Gedanken ganz unbeschwert. Und nicht einmal die Augen sind voll in Anspruch genommen. Und das ist es, was Rachel liebt: nicht müssig gehen und doch frei sein; ihre Pflicht tun gegenüber der Gruppe und ihr doch entrinnen. Es ist kein körperliches Entrinnen. Als die Kameradin, als die Genossin Rachel sitzt sie da unter dem Schattendach und füllt Kisten mit ausgelesenen Weintrauben. Sie ist eine
2510 gute Arbeiterin und wird in der Rechnung der Gruppe sehr hoch gewertet.

Sie sitzt da in ihrer blauen Bluse und den kurzen Kakhiosen. Zuweilen gönnt sie ihren Beinen einen Blick, weil sie so schön sind. Aber das nimmt niemand wahr. In der Gruppe werden solche Dinge nicht wahrgenommen. Die Gruppe spricht von Wirtschaft und Aufbau, von Kindererziehung und Kultur, von Weltanschauung und Politik. Aber von Beinen spricht sie nicht, schon weil sie nur Kameraden kennt. Kameraden haben keine Beine. Im besten Falle, wenn
2515 sie jung sind, haben sie einen Körper.

Rachel ist sehr früh in die Gruppe gegangen. Sie ist zu früh hineingegangen. Sie hat Chemie studiert und das Studium nicht beenden können. Sie ist in das Land gekommen und hat die Gemeinschaftssiedlungen kennen gelernt. Sie hat vor diesen Gruppen und ihren Ideen, vor dem Mass der Arbeit, der Selbsteinsetzung, der Opferbereitschaft einen tiefen Respekt empfunden. Sie hat einen Augenblick geglaubt, hier sei das Problem des Zusammenlebens der
2520 Menschen gelöst. Aus diesem Glauben hat sie sich der Gruppe angeschlossen. Sie hat alle Arbeit gewissenhaft auf sich genommen. Sie hat auch den Mann auf sich genommen, der eines Tages von ihr verlangte, dass sie zusammen lebten. Jehuda ist ein guter Kamerad der Gruppe, ein guter Bauer, einfach, ohne Bildung, ohne den Wunsch nach anderem als Wirtschaft, Ernte, Prosperität der Gruppe, Versammlung der Genossen. Ihr Zusammenleben beschränkt sich auf die Nächte. Sie haben sich wenig zu sagen. Und wenn es nicht das Schicksal der Felder und der Gruppe ist,
2525 haben sie nichts, wovon sie gemeinsam träumen könnten.

So ist Rachel auch da nur räumlich gebunden. Ihre Seele ist frei geblieben. Und dann erkennt sie eines Tages, dass sie ihre Neugierde nach dem Leben zu früh eingespart hat. Sie ist noch nicht tot und klopft gegen die Wände, Sie lugt durch jede Spalte nach draussen. Im Winter ist es ein Buch, in das sie flieht und Welten weiter baut, die sie nicht sehen darf. Im Sommer ist es das Arbeiten auf den Feldern und in der Nähe der grossen Strasse. Sie nennt es vor sich
2530 selber in den Türen stehen. Denn zuweilen geht draussen anderes vorüber als der Alltag und sein Abbild. Zuweilen geht dort die Welt vorüber. Was ist Welt? Welt ist alles, was man noch gestalten kann; und sei es nur in der Zuckung eines Hungers nach Leben, den nicht der Kamerad stillt, sondern der Mensch ...

Als sie jung war, hat sie einmal geträumt, sie gehe durch eine Landschaft, die Leben heisst. Sie ist allein, und entschlossen, allein zu bleiben. Bis irgendwo – unter einem Baum, an einem Felsen, in einem Weinberg – ein Mensch
2535 ihr entgegentritt und ihr sagt: »Ich weiss, was du träumst«. Und da er es weiss, bekommt er Gewalt über sie, und sie gehen zusammen weiter durch die Landschaft, die Leben heisst ...

Sie sieht auf die Landstrasse. Da fährt ein Autobus vorüber. Er fährt nach Giwath ha'ilanoth. Sie hat sein Kommen überhört. Sonst hätte sie dem Besucher rechtzeitig Bescheid gegeben. Nun mag er noch bis zum nächsten Autobus warten. Er scheint es nicht eilig zu haben. Er sitzt da, als wäre Zeit für ihn kein Begriff. Vielleicht ein unbeschäftigter
2540 Tourist. Es ist nicht wahrscheinlich. In diesem Jahre kommen wenig Touristen. Man lässt sie nicht herein. Sie könnten

im Lande bleiben wollen, und das ist nicht erwünscht. Und dann: ein Tourist wird nicht einen Anzug im Riemen mit sich schleppen. Der Sportanzug, den er trägt, ist neu. Er sitzt gut. Die Figur wirkt schlank und gleichmässig darin. Im Ganzen: ein Mann, der gut aussieht. Sein Gesicht ist ebenmässig, beinahe schön. Es verrät nicht viel. Wenn er sprechen würde, liesse sich erkennen, wes Geistes Kind er ist. Aber er spricht nicht. Er hat die Hände über die Knie
2545 gefaltet und sieht vor sich hin. Es sind angenehme Hände. Sie mögen Sport getrieben haben. Arbeit haben sie nie geleistet. Aber es sind unruhige Hände. Sie verraten mehr als das gleichmässige Gesicht. Einmal, ganz unbewusst, lösen sie sich von einander. Die rechte Hand öffnet sich zu einer fragenden Gebärde, zu einer Frage, die ungeheuer reich an Ausdruck ist. Es ist eine Frage vollkommener Hülfslosigkeit. Dann schliesst sie sich wieder und kehrt an ihren Ort zurück.

2550 Rachel ist von dieser Gebärde seltsam angepackt. Wie verräterisch Hände sein können! Wenn er sprechen würde ... Aber er sitzt zeitlos da und sieht vor sich hin. Nein, er sieht schon lange auf ihre Hände. Wie lange hat er schon ihre Hände beobachtet? Sie sind fleckig von Traubensaft und tragen Spuren der Stiche, die Bienen und Wespen ihnen zugefügt haben. Sie schämt sich. In Traumbegegnungen gibt es nur Hände, die vollkommen sind. Sie dürfen keine Flecken aufweisen. Sie will ihn zwingen, von ihren Händen wegzuschauen. Sie hat ein schönes, dunkles Gesicht.
2555 Warum schaut er das nicht an? Vielleicht kann sie ihn mit ihrem Blick zwingen, die Augen zu heben und ihre Hände loszulassen. Sie hebt den Kopf und schaut ihm auf die Stirne. Da hebt auch er, wie von einer Hand gehoben, den Kopf. Es geschieht, was in solchen zeitlosen Augenblicken geschehen darf: dass plötzlich Augen in einander fallen, so gerade und ungehemmt, dass sie vor einander erschrecken und sich im Schreck an einander verlieren.

Das Herz klopft ihr bis an den Hals. Sie weiss, dass sie etwas Verbotenes tut. Aber es ist ihr gleich. In diesen Augen
2560 hat sie etwas gesehen: Weite Abenteuer, ein Leben, das in Bewegung geraten ist. Dabei sind es scheue Augen, mit einem verlorenen, fast heimatlosen Blick. Sie wollen schon wieder weglaufen und sich senken. Sie will es nicht dulden. Zwar der Schreck haftet noch in ihr, aber sie will diesen Schrecken nicht fahren lassen. Denn eben ist ihr eine Erkenntnis aufgedämmert: dort in der Gruppe wird nicht das Zusammenleben von Menschen geordnet, sondern von Genossen. Dem Menschen begegnet sie nur, wenn sie in den Türen steht. Und hier ist einer. Darum klammert sie sich
2565 mit ihrem Blick weiter an ihn.

Er wird unruhig. Dieser plötzliche Angriff verwirrt ihn. Er fragt: »Wann, meinen Sie, wird der Autobus kommen?«

Jetzt hat Rachel es in der Hand, die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit zu überschreiten, oder zaghaft diesseits zu bleiben. Sie überschreitet sie. »Er ist schon vorüber. Ich wollte, dass Sie noch hier bleiben.«

Er sieht ungläubig auf. Diese Frau gehört zu jenen, die da drüben in den Weinreben hocken und kaum aufschauen,
2570 wenn einer vorübergeht, der nicht zu ihren Feldern gehört. Er hat verstanden was der junge Haller meinte, als er ihm sagte: »Da lebt man in einer gebundenen Welt.« Und wie kann ein Mensch aus einer gebundenen Welt wollen, dass ein Zufälliger, einer ohne Welt noch nicht fortgehe? Aber das alles sind romantische Ideen. Hier spricht nur das, was er schon anfangs im Lande gefunden hat: die Gastfreundschaft, die etwas Schatten und etwas Ausruhen anbieten will. Darum sagt er: »Ich bin vollkommen ausgeruht.« Sie lächelt und drängt seine Worte nach dahin ab, wohin sie ihn
2575 drängen möchte: »Sind Sie ausgeruht? Wollen Sie damit sagen: zur Ruhe gekommen? Ihr Wanderbündel sieht nicht darnach aus.«

Diese Frage belustigt ihn mehr, als dass sie ihn beunruhigt. Wenn Worte mehr als einen Sinn haben, darf man nicht gleich ein Symbol aus ihnen machen, darf man nicht gleich ein Geheimnis hineintragen. Denn Geheimnis verpflichtet. Ein geheimer Sinn, den der andere nicht herausgefordert hat, ist eine Indiskretion. Und er hat kein Geheimnis
2580 herausgefordert. Er will hier nur einen Augenblick sitzen und warten, bis der Autobus nach Giwath ha'ilanoth kommt. Warum fängt dieses dunkle Kind an, zu spielen?

Denn es ist ein Spiel. Aber es ist doch ein angenehmes Spiel. Es bewegt sich in den Worten, Wendungen, Begriffen, die er aus seiner Welt der Bildung von gestern kennt. Es ist erstaunlich, einer Landarbeiterin zu begegnen, die mit ihm die gleiche Stufe der Bildung hat. In anderen Ländern findet man das nicht. Da gehört zum Lande und zur Arbeit auf
2585 dem Lande eine Schlichtheit, eine Einfachheit des Denkens, eine verhaltene Armut der Worte, eine natürliche Enge des Geistes. Aber hier findet er seine eigene Ebene wieder, und ehe er es noch gewollt hat, nimmt er die Richtung an, in die hinein sie ihn drängen will. Es ist aber nicht schwer, ihn abzudrängen. Jeder Mensch hätte ihn jetzt anrufen können, und er wäre gekommen. Er hat kein Ziel. Also ist es gleich, wohin er treibt. Hier ist zudem die Verführung doppelt stark: ein Zauber aus Landschaft, Unruhe, Geborgenheit, Sommerlichkeit. Und Rachel ist ihm vielfach
2590 überlegen. Sie hat etwas, was er nicht besitzt: eine Zuflucht, die ihr den Mut gibt, einen Menschen anzugreifen. Wenn er antwortet, wenn er mehr antwortet, als sie will, kann sie sich immer in ihren eigenen, sicheren Kreis der Gruppe zurückziehen.

So lockt sie aus ihm heraus, was sie will. Sie meint dabei garnicht ihn selbst. Sie meint das, was er erlebt hat, was ihm geschehen ist. Sie meint einfach die Welt, in der er gelebt hat, weil sie auf Welten neugierig ist. Und er lässt alles aus
2595 sich herauslocken, da er nicht weiss, dass sie einen geheimen Zweck verfolgt. Er sagt viel mehr, als er sich selbst bis

zu diesem Augenblick hat eingestehen wollen. Und bei allem, was er sagt, meint er auch nicht Rachel, die vor ihm sitzt, sondern er meint die Möglichkeit, endlich einmal aus sich heraus zu sagen, was ihn schon lange bedrückt hat. Alles, was er sagt, ist also ganz ohne Verpflichtung. Es ist in die sommerliche Luft hineingesagt, und wenn er will, kann er jeden Augenblick schweigen und gehen.

2600 Aber während beide noch meinen, sie könnten jeden Augenblick abrechen und heimgehen, sind sie beide schon gebunden. Es kommt wieder ein Autobus daher gefahren. Flamm möchte fragen: »Muss ich jetzt fahren?« Und Rachel möchte sagen: »Da ist Ihr Autobus.« Aber beide wenden den Blick ab und wollen nichts sehen. Rachel ist verwirrt. Sie kann diesen Menschen noch nicht freigeben. Die Begegnung ist zu stark; stärker, als sie gewollt hat. Aber jetzt hat sie schon keine Herrschaft mehr darüber. Es ist ihr, als hätte sie ihn in einen Traum mit hineingenommen, und über
2605 Träume herrscht man nicht. Ihre Träume sind Tagträume, nicht Nachträume. Und so möchte sie diesen Tagtraum und diese Gestalt des Tagtraumes noch bis in die Dämmerung hineinnehmen. Vielleicht sogar bis in die Dunkelheit. Und im Dunkel mag es sein, dass dann die vielen Fesseln abfallen, mit der sich einer fesselt, der in die Gruppe geht. Es ist nicht klar und bewusst, was sie dann tun könnte. Fortgehen? Sich das Leben wieder erringen? Wieder frei sein, Menschen zu begegnen?

2610 Aus der Ferne hämmert eine Glocke. Sie steht mechanisch auf. Und da kommt ihr der erlösende Gedanke. »Kommen Sie mit und essen Sie mit uns zu Mittag. Bei uns ist jeder Gast, der Gast sein will.«

Leo Flamm steht zögernd und unentschlossen auf. Er bleibt vor ihr stehen und sieht sie an. Er sagt: »An sich ist es gleich, wohin ich gehe. Ich bin auf dem Wege. Das ist alles, was ich sagen kann. Also kann ich auch mit Ihnen gehen.«

2615 »Das klingt nicht sehr freundlich« sagt Rachel verwirrt. »Also Sie wollen nicht?« Ihr Traum will sich vorzeitig auflösen. Flamm sagt: »Ich bin erst kurze Zeit im Lande, und habe schon viel Gastfreundschaft genossen. Ich weiss jetzt, dass die Menschen gastfreundlich gegen Flüchtlinge sind. Aber es ist jetzt genug damit. Davon kann ich nicht leben. Und davon will ich nicht leben. Ich meine: innerlich leben. Ich will hier nicht immer Gast sein. Denn ein Gast ist nicht gleichberechtigt. Wenn ich nur immer Gast sein soll, dann ist es besser, ich gehe weiter.«

2620 Um sie her ist die tiefe Stille des Mittags. Alle Menschen sind von den Feldern fortgegangen. Sie stehen allein im Schatten des Daches. Um sie her duftet es und summt es. Leos Stimme klingt in dieser Stille sehr ernst und feierlich. Rachel hat kaum auf den Sinn geachtet. Die Musik der Stimme hat es ihr angetan. Dass ein Traum so voll von Wohlklang sein kann! Was wird ihr da drüben in der Gruppe geboten, das so klangvoll ist und der Phantasie so viel Raum frei lässt? Da streckt Leo Flamm ihr die Hand hin: »Leben Sie wohl, und vielen Dank für die

2625 Gastfreundschaft.«

Jetzt ist der Traum zuende. Jetzt wird sie wieder in den Türen stehen und verstohlen von Bildern und Geräuschen und Bewegungen naschen. Und wird, wenn sie abends heimgeht, immer wieder fahren lassen müssen, was sie tagsüber aufgelesen hat. Da sie Leo Flamm so entschlossen sieht, nichts Halbes anzunehmen, erkennt sie, dass sie selber Halbes tut. Aber wie tut einer das Ganze? Indem er zugreift oder indem er verzichtet? Zum Verzicht ist sie noch zu
2630 jung. Und so greift sie zu. Sie legt ihm beide Hände auf die Arme. »Sie sollen noch nicht gehen. Ich brauche Sie noch ...« »Wozu?« drängt Leo Flamm. Sie klammert sich an ihn. »Vielleicht nur dazu, um über mich selbst ins Klare zu kommen. Ist das zu wenig?« Sie sieht voll Angst und Unruhe zu ihm auf. Aber er lächelt. »Das kann sehr viel sein. Ich weiss es noch nicht. Aber Sie sind der erste Mensch, der mir sagt, dass er mich braucht. Und das ist viel.«

Sie gehen durch das Gehölz, als gäbe es nichts auf der Welt als sie. Rachel ist glücklich. »Jetzt weiss ich erst« sagt sie,
2635 »dass in allen Träumen ein Stück Wirklichkeit steckt. Wenn einer den Mut hat, ja zu sagen, auch wenn alles ganz unwahrscheinlich ist ...« Sie sieht zu ihm auf mit grossen, dunklen Augen: »Ist das alles nicht ganz unwirklich?« Er nimmt ihren Kopf und streicht mit beiden Händen über ihr Haar. »Für mich ist es ganz wirklich. Ich habe keine Angst ...« Sie atmet tief und lang auf. Dann packt sie seine Arme und drückt ihren Kopf an seine Brust, als wolle sie sich in ihm zur Welt hin retten.

2640 Eine schwere Glocke läutet ganz aus der Nähe. Rachel macht sich los und fährt sich über die Stirne. Sie schaut um sich und wacht auf. »Kommen Sie schnell. Es wird schon zur zweiten Schicht geläutet.« – »Zur Arbeit?« – »Nein, zum Essen. Wir sind so viel Menschen, dass wir in zwei Schichten essen.« Sein Gesicht drückt Befremden aus. Sie beschwichtigt ihn. »Das muss Sie nicht stören. Je mehr Menschen da sind, desto mehr kann man alleine sein. Unter dreihundert Menschen werden wir beide ganz alleine sein.« Und sie zieht ihn mit sich, während er denkt: unter
2645 dreihundert Menschen zwei, die ganz alleine sind ... das waren doch er und Karola. Und jetzt ...?

Gebäude tauchen vor ihnen auf, lang und gleichmässig in Reihen geordnet. »Das sind die Wohnhäuser« erklärt Rachel. »Wir haben sie erst seit zwei Jahren. Alle die anderen Jahre haben wir in Holzhäusern gewohnt. Es war mehr als primitiv.« Sie erklärt mit einem Stolz, als sei sie die Besitzerin aller dieser Häuser. »Sie sind gerne hier?« fragt er. Sie presst seine Hand. »Eben das weiss ich nicht. Vielleicht sollte man weggehen ... fliehen. Mit jemandem fliehen,
2650 der den Mut dazu hat ... Wie ist das, wenn man flieht? Ist es schwer?« Er nickt ernst. »Ja. Man muss die Seele

entwurzeln. Und dann ist die Frage, ob man sie wieder einwurzeln kann ...«

Am Ende einer Häuserzeile erhebt sich auf einer niedrigen Bodenerhebung ein grosses, breites Gebäude mit einer langen Reihe von Fenstern. Es ist von Sträuchern und Blumen eingerahmt und liegt schön, schwer und gelassen da. »Da essen wir« sagt Rachel. »Und da sind die Versammlungen. Auch das ist neu. Wir sind alle sehr stolz darauf. Jeder hat im Jahr zehn Ruhetage dafür geopfert und hat beim Bau geholfen.«

Sie gehen langsam den schrägen Weg hinauf. Durch die breiten Schwingtüren des Saales strömen Menschen aus und ein. Fast alle tragen Arbeitskleidung und fast alle scheinen jung zu sein. Es sind wenig alte Gesichter darunter. Aber weder in diesen noch in jenen findet Leo Flamm den Ausdruck, der ihm als Ausdruck von Bauerngesichtern geläufig ist. Auch dieses hier sind Gesichter der Stadt, gebräunter, ernster, müder. Aber doch Gesichter, die von der Reihe der Stadthäuser mehr geprägt sind als von der Reihe der Ackerfurchen.

Sie gehen in den Saal. Der Raum ist gross und hell, von schönen Dimensionen, mit Tafelungen an den Wänden und schweren Balken in der Decke. Es ist ein Raum von künstlerischem Gefüge, und mit seiner Harmonie der Form, dem Gleichmass der Farben und der Flut von Licht lädt er zu Festen und ernsten Versammlungen ein; fordert er Menschen und Stimmen und Gebärden, die ihm ebenbürtig sind. Statt dessen ist er bis in die Winkel gefüllt mit Unruhe, mit dem Auf und Ab von Menschen, dem Klappern von Geschirr, mit Stimmen aller Grade, mit Farben aller Schattierungen, mit Alltag und Geschäftigkeit. Aber Leo Flamm ist bereit, diese Diskrepanz auf sein eigenes Konto zu schreiben. Vielleicht ist in diesem jungen Lande das noch nicht möglich, was in Ländern alter Tradition möglich ist: dass ein Raum mit seiner Atmosphäre die Menschen zu der Form zwingt, die in ihm wohnt ...

Rachel drängt ihn zu einem Tisch am äussersten Ende des Saales. Dort sitzen Menschen auf einer langen Bank. Sie rücken stillschweigend zusammen und machen den Ankömmlingen Platz. Sonst nehmen sie von ihnen mit keinem Blick Notiz. Sie essen weiter. Leo Flamm fühlt sich nicht sehr behaglich. Der Tisch vor ihm gleicht einem Schlachtfeld, bestreut mit Gabeln, Löffeln, halb geleerten Tellern, Brotresten. Aber er wird schnell von diesem Anblick erlöst. Ein Mädchen in weisser Schürze hat die beiden neuen Esser erspäht. Sie rollt einen Wagen heran, räumt die Überreste vom Tisch und stellt ihnen zwei gefüllte Teller hin.

Leo Flamm kann von seinem Platz aus den ganzen Saal überschauen. Er versucht die Gesichter einzeln zu erfassen und auszudeuten. Es ist für ihn von brennender Wichtigkeit, denn – nicht wahr? – hier sind Menschen, die irgendwo an der Peripherie seines Lebens von morgen stehen werden. Vielleicht wird er einmal gar zu ihnen gehören. Und folglich müsste man wissen, wer sie sind, was sie tun, was sie zusammenhält, was sie bindet. Man müsste schon aus dem Anblick dieser Gesichter ablesen können, was sie mit dir gemeinsam haben oder du mit ihnen. Zwar der Glaube, dass gleicher Raum und gleiches Geschehen Menschen ohne weiteres in Brüder verwandelt, ist ihm schon auf dem Schiff abhanden gekommen. Aber vielleicht sind hier Landsleute, Volksgenossen, Mitbürger. Wenn er seinem Gefühl nachhorcht, sind das nichts als Worte. Wenn er sich ganz auf sein Empfinden verlässt, steht er irgendwo in einem Winkel und sieht unbeteiligt auf fremde Menschen herab. Er ist hier fremd. Es ist ein Gefühl der Fremdheit, das mit jeder Sekunde stärker wird und ihn beunruhigt. Rachel hat gesagt: zwei Menschen unter dreihundert ganz allein. Das ist nicht richtig. Er ist ganz allein und abgesondert unter den dreihundert. Und was ist aus Rachel geworden? Ist sie noch da?

Ja, sie sitzt da neben ihm. Sie hat beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt. Ihr Kinn liegt in den offenen Händen und sie schaut durch den Saal. Ihr Blick ist dunkel. »Da hinten sitzt Jehuda« sagt sie. »Wer ist Jehuda?« fragt Flamm. – »Der Mann, mit dem ich zusammen lebe.«

Flamm sieht überrascht zu ihr hin. Aber er sagt nichts. Er wundert sich nur, warum er nicht aufsteht und fortgeht. Rachel hat ihm gesagt, dass sie seiner bedarf. Aber die Rollen haben sich vertauscht. Er bedarf jetzt ihrer. Ohne sie ist es nicht zu ertragen, in diesem Saal der Unruhe zu sitzen, Menschen essen zu sehen, sich bewegen zu sehen, reden zu hören, ihr Gast zu sein und doch nicht einer von ihnen zu sein. Er sollte jetzt gehen, um seinetwillen und um ihretwillen. Denn wenn Rachel einen Menschen unter ihnen hat, der mit ihr das Leben teilt; was kann sie dann mit ihm teilen? Wozu braucht sie ihn dann?

Rachel sieht ihn nicht an, obgleich ihr sein Blick auf den Wangen brennt. Sie sieht auch Jehuda nicht an, denn am Tage ist er nichts als einer unter vielen Genossen. Sie nimmt nichts klar und abgesondert wahr. Sie empfindet nur diesen Raum wie an jenem Tage, da sie zum ersten male darin gegessen haben. Da war ein grosses Fest und alle Menschen waren auf einen gleichen Klang gestimmt. Man hatte gearbeitet und man hatte jetzt die Frucht der Arbeit in die Scheuer gebracht. Und sie fühlt jenseits des Saales die Reihe der Gebäude, die langsam gewachsen sind, als Lohn der Mühe vieler Tage und als ein Versprechen guter Tage für morgen und übermorgen. Die Felder sind da, wachsend von Jahr zu Jahr, und immer einmal im Ablauf der Jahreszeiten ist Erntefest und Feiertag. Und zwischen Häusern und Feldern sind die Menschen, die das bauen. Es ist keiner darunter, dem sie ihr Herz in die Hand legen könnte, so wie sie es eben noch diesem Wanderer über die Meere in die Hand gelegt hat. Sie liebt keinen von ihnen. Aber alle zusammen, als Gruppe, sind ihr nahe. Nichts hat sie je berührt von dem, was ein Einzelner getan hat. Aber von dem,

was sie alle tun, sind doch schon viele Spuren über ihre Seele gegangen. Die Gruppe bindet, auch wenn sie den Einzelnen auslöscht. Und die Gruppe packt mit hundert Armen nach ihr. Ihr Herz hält niemand, und wenn sie es will, kann sie auch vor diesen hundert Armen noch fliehen. Man muss die Seele entwurzeln, hat Leo Flamm gesagt. Sie kann es. Sie schaut noch einmal zu Jehuda hinüber. Er sitzt breit vor seinem Teller, und isst gelassen und vertieft. Ja, sie kann die Seele entwurzeln. Aber sie wieder einwurzeln? Noch einmal einen Boden suchen und unter die Steine graben, um bis auf das Erdreich zu gelangen? Alles das fahren lassen, worin auch ihre Arbeit, ihre Mühe, ihre Not und ihre unrastigen Träume stecken? Ein neues Haus wird eines Tages dastehen, ein neues Feld grün aufleuchten, neue Ernte eingebracht sein ... und sie wird jenseits des Tores stehen? ...

Die Gruppe fasst mit hundert Armen nach ihr, und wenn die Arme sie auch nicht halten können, eines können sie: ihr ewig den Weg zu neuer Verwurzelung versperren ...

Sie lässt die Hände sinken und schliesst sie um einander. Mit dieser Gebärde hat sie das Herz wieder an sich genommen, das sie dem Fremden in die Hand gelegt hat. Mit einer langsamen, verhaltenen Bewegung steht sie auf, streift die Hände über die Brust, als wolle sie einen Schmerz beschwichtigen und geht davon, langsam und ohne Hast, ohne Wort und Gruss und Blick, aufrecht und zart, durch den Saal in seiner ganzen Länge, durch die schwingenden Türen und hinaus ...

Auch Leo Flamm hat kein Wort gesagt, und mit keiner Gebärde, mit keinem Zucken der Hände hat er versucht, sie aufzuhalten. Er sieht ihr nach, zweigeteilt wie immer in den Augenblicken, da Erlebnisse für ihn den Knoten schürzen. So sieht er sich da sitzen, eine reglose, fremde Gestalt. Sie ist leicht vornüber geneigt. Sie schaut eine Sekunde zu den Nachbarn am Tisch hinüber, was sie wohl sagen oder tun, wo solche unerhörten Dinge unter ihren Augen geschehen. Sie essen. Das ist alles. Sie haben nichts wahrgenommen. Vielleicht ist nichts wahrzunehmen, weil solche Dinge hier nicht geschehen. Und dem steinernen Gast wird mit jedem Augenblick zweifelhafter, ob wirklich etwas geschehen ist. Da geht Rachel, so langsam und gelassen, dass für tausend Gedanken Zeit ist, sie einzuholen und sie hinaus zu begleiten. Wie schön sie in ihrem Gang ist. Ihre Hüften spielen graziös, wie sie da geht. Sie wird wieder unter das Schattendach an der Landstrasse gehen und ausgelesene Trauben in flache Kisten legen. Sie wird die Mädchen sehen, die die vollen Körbe aus den Weinbergen bringen, und dem Alten zuschauen, wenn er die Kisten am Wegrand aufstapelt. Sie wird wieder, wenn einer aus der Ferne und aus dem Abenteuer kommt, ihm das Herz in die Hand legen und wollen, dass er es bis in die Dämmerung festhält, oder bis in die Nacht; bis in jene Dunkelheiten, in der die Entscheidungen leichter fallen. Dann wird von irgendwo eine grosse Glocke anschlagen, ein Ruf, eine Mahnung, ein Befehl ihres Alltages. Sie wird ihm folgen. Sie wird ihr Herz wieder an sich nehmen und ihn, der es eben noch halten wollte, am Wege liegen lassen. Und sie wird, wie eben jetzt, durch die Schwingtüren gehen, zu ihrer Arbeit, unberührt, unvermindert, unangetastet.

Lange, nachdem die Türe sich hinter Rachel geschlossen hat, steht Leo Flamm auf. Niemand hält ihn. Niemand sagt etwas, und niemand erwartet, dass er etwas sage. Er geht mit einem Strom der Menschen hinaus, die sich wieder zur Arbeit begeben. Er wird in diesem Strom von niemandem wahrgenommen. Wie der Strom sich draussen verteilt, steht er leer und allein gelassen da. Jede Bewegung ringsum hat ihre eigene, zielbewusste Richtung. Zu ihm geht keine und er ist von keiner gemeint.

Er geht einen Weg hinunter, von dem er glaubt, er werde zur Landstrasse führen. Er kommt an ein grosses, eisernes Tor. Davor stehen Menschen mit kleinen Koffern und Bündeln und warten. Er gesellt sich zu ihnen. Aus der Ferne rollt ein Autobus heran. »Nach Giwath ha'ilanoth?« fragt Flamm. – »Ja.« – Man lässt ihn zuerst einsteigen, denn man sieht ihm an, dass er ein Fremder, ein Gast im Lande ist.

Von dieser Fahrt nimmt er keinen Eindruck auf. Er dämmert vor sich hin. Er schrickt auf, als an einer Haltestelle Mitfahrer ihn anrufen: »Sie wollen doch nach Giwath ha'ilanoth. Hier ist es.« Er dankt und steigt hastig aus. Ihm ist heiss vor Erregung. Warum hat er nicht die Fahrt dazu benutzt, zu bedenken, was er Karola sagen wird? Wie kann er es rechtfertigen, dass er ihren Entschluss nicht respektiert? Aber er hat ihn ja längst respektiert. Nur eine Art von Pflichtgefühl hat ihn einen Augenblick revoltieren lassen, dass sie gegangen ist. Imgrunde seines Herzens weiss er, dass es die richtige Lösung ist, für ihn und für sie. Und darum ist nichts zu sagen. Die Trägheit des Zufalls hat ihn hierher getrieben. Es ist Zeit, wieder umzukehren. Er steht noch vor dem Tor. Aber er geht hindurch. Die gleiche Trägheit des Zufalls treibt ihn weiter. Und wie eine schwere eiserne Kette hängt die Frage an ihm: was soll ich ihr sagen?

Er fragt den ersten besten Menschen, der ihm über den Weg kommt. Es wird ihm ein kleines, mit Schlingpflanzen überwachsenes Haus gezeigt: »Dort ist die Verwaltung.« Leo Flamm geht hinein. Er fragt nach Karola. Der Verwalter denkt nach. »Das junge Mädchen vom letzten Schiff?« – »Ja.« – »Die ist nicht mehr hier. Wir konnten nicht so viele neue Menschen aufnehmen.« Leo Flamm fühlt, dass er blass wird. »Wissen Sie, wo sie jetzt ist?« Der Verwalter schüttelt den Kopf. »Das weiss ich nicht. Übrigens sollen Sie nicht meinen, wir hätten sie weggeschickt. Sie ist freiwillig gegangen. Ich erinnere es genau. Sie hat eines morgens einen Brief bekommen. Sie hat ihn hier im Büro gelesen. Und dann hat sie gesagt, dass sie doch lieber gehen möchte.«

Leo Flamm steht wieder an der Landstrasse und wartet auf den Autobus, der ihn in die Stadt zurückbringen soll. Diesesmal ist er bei der Umgehung der Kontrolle vorsichtiger. Er verirrt sich nicht wieder. Er lässt sich nicht wieder von Zufall und von Traum verlocken. –

2765

III.

Leo Flamm ist wieder in der Stadt. Sie ist ihm jetzt schon sehr bekannt, obgleich er immer noch vor ihrem Lärm zurückschreckt. Für die erste Nacht sucht er sich ein Unterkommen in einer kleinen Pension. Er verlässt sie früh am nächsten Morgen, denn er will nicht wieder in diesen Strom von Vertraulichkeit und Geschäftigkeit hinein geraten. Er hat in der Nacht, als die ausdünstende Wärme der Häuser und das Gesumme der Moskitos ihn nicht schlafen liessen, einen Feldzugsplan für die nächste Zeit ausgedacht. Von wenigen zufälligen Menschen abgesehen, kennt er in diesem Lande Niemanden. Er kann also zu Niemandem sagen: Hilf mir. Er muss für sich selber sorgen. Und er muss es so tun, wie alle anderen: mit dem einen einzigen Gedanken an den Erwerb.

Er hat zwei Möglichkeiten. Er ist ein guter Chemiker, und er versteht viel von Tischlerei und der Technik des Bootsbaus. Also wird das eine oder das andere ihn ernähren müssen. Er stellt diese Frage energisch in den Vordergrund: das tägliche Brot verdienen, und es reichlich verdienen. Der Reiz der Armut ist eine Erfindung von Schwächlingen. Armut ist unproduktiv. Solche und ähnliche Maximen produziert er in dieser schlaflosen Nacht in Mengen. Sie dienen ihm dazu, seinen Entschluss zu bestärken, dass man das Leben zunächst einmal in seinem materiellen Quantum meistern muss. Das haben selbst die im Auge gehabt, die ihm phantastische Pläne vorgelegt haben. Aber sie waren alle Phantasten nur in der Idee. In der Praxis, in dem, was sie damit erreichen wollten, waren sie alle ganz unsentimental. Und Leo Flamm will auch unsentimental sein. Er will ein Mensch der Wirklichkeit werden, und hätte er nicht Furcht gehabt, sich vor sich selber lächerlich zu machen: er hätte sich in dieser Nacht zum historischen Materialismus bekannt.

Aber im Untergrunde seines Wesens hockt etwas ganz anderes, und er spürt nicht, dass alle seine Entschlossenheit ihm nur dazu dienen muss, dieses Ändere zu verschleiern. Dieses Ändere ist eine brennende Neugierde auf die Menschen dieses Landes. Von vielen Völkern der Welt hat er ein klares Bild: das ist ihre Sprache, jenes ist ihre Kultur, so sieht ihr Land aus und das ist der Typus des Menschen. Er liebt den Schweizer, weil er so zuverlässig ist; aber er findet ihn über die Massen langweilig. Er lehnt den Engländer als Einzelnen heftig ab, aber er lässt sich zuweilen von der Haltung der Gesamtheit imponieren. Den Russen liebt er, obgleich er ihn nie ganz versteht. Aber von den Menschen dieses Landes hat er weder ein Bild noch eine Vorstellung. Dass sie aus hundert verschiedenen Strömen weltweiter Zerstreuung hereingeflossen sind, weiss er. Aber zu welcher Form und Gestalt sie sich wandelten, als sie auf einander stiessen, als sie in den Boden dieses Erblandes eindringen: das weiss er nicht. Und das zu wissen, brennt in ihm. Aus einer Welt entlaufen, in der die Masse gilt, sehnt er sich nach einer Welt, in der der Mensch gilt. Und sagen nicht die Sprachrohre dieses Volkes von ihm aus, es sei ein Hort des Menschen und der Menschlichkeit?

Am andern Morgen begibt er sich auf die Suche nach einer Wohnung. Er sucht die Strassen ab, aber nicht so sehr nach dem Schildern, die dem Mieter alle Bequemlichkeiten der Welt versprechen, als nach ihrer Lage, ihrer Stimmung, ihrer Ruhe und Schönheit. Aber er merkt sehr bald, dass das ein Luxus ist, den er aus Europa mit sich herüber geschleppt hat. Hier unterscheiden sich die Strassen im Stil, in ihrem inneren Gehabe, wenig von einander. Sie sind zumeist moderne, ausdrucksarme Schablonen. Hier hat kein Volk gebaut. Hier gibt es keine Tradition. Hier haben europäische Architekten ihre Schulkenntnisse angewendet. Und dann findet er heraus, dass auch die Räume selbst im wesentlichen gleich sind. Also lohnt es die Mühe der Auswahl nicht, und das Zimmer mit Balkon, im zweiten Stock bei Frau Simson, genügt seinen Ansprüchen. Es hätte eben so gut das Zimmer bei Frau Olmanowicz sein können.

Aber in Wirklichkeit hätte es nicht das Zimmer bei Frau Olmanowicz sein können. Leo Flamm unterliegt einer Selbsttäuschung, wenn er daran glaubt, dass er allen Menschen im Lande mit gleicher Voraussetzungslosigkeit begegne. Ohne dass er es klar weiss, mutet der östliche Jargon der Frau Olmanowicz ihn fremd an, und ohne es klar zu wissen, klingt ihm die Sprache der Frau Simson sehr vertraut. Denn es ist die Sprache seines Herkommens, und vor diesem Gefühl zerbricht alle Objektivität. Und es ist klar, dass auch Frau Simson nicht objektiv ist. Es sieht aus als habe sie entschlossen darauf verzichtet. Aber vielleicht hat sie sie nie besessen. Sie pflanzt sich in aller stattlichen Fülle vor Leo Flamm auf. »Ich nehme nur Landsleute von mir in die Wohnung. Mit den Anderen verstehe ich mich nicht. Russen, Polen, Rumänen, Ungarn, Litauer, Czechen: um Gotteswillen, was soll ich damit? Nette, liebe Leute, aber Art soll bei Art bleiben.« Leo Flamm ist beinahe belustigt: »Und das soll in aller Ewigkeit so weiter gehen?« Frau Simson sagt: »Für die Kinder nicht. Die mischen sich schon auf der Schulbank.« – »Und was glauben Sie, wird daraus?« – »Ein Brei« antwortet Frau Simson entschlossen.

Vom ersten Tage an merkt Flamm, dass er hier wieder in die Atmosphäre einer Familie hineingeraten ist. Er wäre

davor geflohen, wenn er nicht verspürt hätte, dass Frau Simson es gut mit ihm meint. Sie hat einen vehementen Drang zu Mütterlichkeit und Häuslichkeit, zur Ordnung und zur Organisation. Sie fragt, wie die Menschen in der Pension, alles aus ihm heraus. Aber, sie tut es nicht wie die anderen: um für sich etwas zu profitieren. Sie kann einfach nicht an
2820 einem Menschen vorübergehen ohne ihm zu helfen, schon garnicht an einem Menschen wie diesen da, den sie heimlich für sich das Waisenkind nennt. Sie redet zuweilen zu ihm, wie man zu einem Kinde redet, das man in die Fremde schicken will. Leo Flamm gerät darüber in einen merkwürdigen Zwiespalt, der bald komisch, bald tragisch ist. Ihre Fürsorge rührt ihn, aber sie verletzt ihn, weil er doch entschlossen ist, ganz selbständig und unsentimental seinen eigenen Weg aufzubauen.

2825 Aber Frau Simson nimmt das nicht zur Kenntnis. Sie macht Pläne für ihn. »Sie müssen sofort irgendwo eintreten, in einen Verein oder eine Partei. Es ist ganz gleich, welche. Sie sorgen alle für ihre Mitglieder, und das ist die Hauptsache. Von Weltanschauung können Sie nicht leben, junger Mann.« Leo Flamm stimmt ihr zu, denn er hat ja bei sich beschlossen, die Begründung einer Existenz über alles zu stellen. Aber er wehrt sich doch gegen diesen sachlichen, gesunden Menschenverstand mit dem Frau Simson urteilt. »Aber es gibt doch Weltanschauungen in den
2830 verschiedenen Parteien, nicht wahr?« fragt er. Frau Simson hebt die schweren Schultern. »Wahrscheinlich, denn sie beschimpfen sich gegenseitig.«

Immer wieder muss er versuchen, sich gegen sie zu behaupten. Sie sorgt für ihn wie eine Mutter. Sie behütet ihn vor allzu schnellen Entschlüssen, und er weiss, dass er ihr hätte dankbar sein sollen. Dennoch kommt er aus einer stillen Revolte nicht heraus. Sie sieht eines Tages ein Bankbuch auf seinem Tische liegen. Mit einer fast ängstlichen
2835 Bewegung legt sie es in den Schrank. »Sagen Sie niemandem, dass Sie Geld haben! Lassen Sie nichts davon merken!« Zum zweiten male begegnet ihm jetzt diese merkwürdige Warnung, und er sagt ungehalten: »Aber wir leben doch nicht in einem Raubstaat.« – »Nein« sagt sie gelassen, »aber in einem Kolonialland.«

Jetzt dämmert es Leo Flamm auf, warum er sich gegen Frau Simson wehrt: sie raubt ihm jene stillen Illusionen, mit denen er vor den Toren einer noch unbekannten Gesellschaft steht. Wenn Menschen aus den vier Winden der Welt
2840 sich in dieses Land begeben, tun sie es dann nicht, um eine bessere Welt gegen eine mindere einzutauschen? Und wenn sie gezwungen nach hier kommen, schulden sie dann dem Land nicht Dank für die Zuflucht? Und wird nicht das Beste ihres Menschentums in ihnen wachgerufen, um hier eingesetzt zu werden? Frau Simson hört ihm staunend zu. Sie hat beide Arme in die Hüften gestemmt. Ihre Augen bekommen langsam einen feuchten Glanz. Aber ihre Stimme ist barsch und männlich. »Herr, auf welchem Planeten leben Sie eigentlich? Ich habe kürzlich in der Zeitung gelesen,
2845 dass es in Brasilien eine Überproduktion von Kaffee gibt. Aber ich habe nirgends gelesen, dass es eine Überproduktion an Menschlichkeit gibt.«

Seit dem Tage herrscht zwischen ihnen Kriegszustand. Sie haben beide einen unausgesprochenen Schlachtruf. Während Frau Simson mit aller Güte und Hingebung für ihn sorgt, scheint sie zu sagen: »Der Mensch ist böse!« Und während er vergeblich versucht, irgendwo eine Beschäftigung zu bekommen, während ihm hundert Angebote gemacht
2850 werden, sich an irgend etwas mit Geld zu beteiligen, während er um so schneller an den Türen abgewiesen wird, je einfacher und schlichter er sich gebärdet – scheint er doch zu sagen: »Der Mensch ist gut!« Sie belauern sich gegenseitig, wer zuerst seine Niederlage zugeben muss. Aber die Wagschale neigt sich von Tag zu Tag mehr zugunsten von Frau Simson.

Er hat inzwischen alle Versuche erschöpft, als Chemiker tätig zu sein. Die kleinen Werke des Landes brauchen keine
2855 Kräfte. Und die grossen Werke, Zweige ausländischer Trusts, fragen nach seiner Staatsangehörigkeit und dann nach seiner Religion, um alsdann mit Bedauern abzulehnen. Und so entschliesst sich Leo Flamm, einen Begriff auf sich anzuwenden, den er überall mit vielem Pathos und vielem Stolz gehört hat: sich umzustellen. Er ist schon vielen Menschen begegnet, die mit verhaltener Rührung von sich aussagten, sich hätten sich in diesem Lande umgestellt. Es hat ihn nicht sehr beeindruckt, denn von den meisten hat er den Eindruck gewonnen, sie hätten unter dem Einfluss
2860 ihres Milieus von gestern nur einen unnützigen Umweg gemacht und es wäre ihnen bekömmlicher gewesen, wenn sie gleich ein nützliches Handwerkszeug betätigt hätten, statt mit Aktenbündeln in einer Kanzlei zu sitzen. Und diese Erkenntnis macht es ihm selber leicht, seinen Nebenruf zum Hauptberuf zu machen: Bootsbauer zu werden.

Bei seinen Wanderungen hat er unten in der Bucht Werften gesehen, klein und primitiv, wie ein junges Land sie hervorbringt. Aber es ist Arbeit da und es werden Fachleute gesucht. Schon der Anblick von Kielen und Spanten und
2865 Planken und Helgen lässt sein Herz klopfen. Er liebt das Meer. Er liebt Schiffe und Boote. Er liebt Seefahrer und die Fährnis der See. Aber er erfährt bald, dass es hier nicht um die Romantik der Seefahrt geht, sondern um die Sachlichkeit des Arbeitsplatzes.

Gleich in der ersten Werft ist man bereit, ihn einzustellen. Man verlangt sein Arbeitsbuch zu sehen. Aber er hat keines. Man ist bereit, sich mit der Vorzeigung der Mitgliedskarte zu begnügen. Er hat auch das nicht. Man fragt ihn
2870 erstaunt: »Sind Sie denn nicht Mitglied?« Er schüttelt den Kopf: »Ich bin nirgends Mitglied.« Der Inhaber sieht ihn verwundert an: »Aber das geht doch nicht. Sie müssen doch Mitglied der Arbeiterorganisation sein.« – »Wieso? Ist es Zwang, ihr anzugehören?« – »Gesetzlich nicht. Praktisch ja.« – »Das heisst« erwägt Flamm, »dass Sie mir keine

Arbeit geben, wenn ich nicht Mitglied der Organisation bin?« – »Gewiss nicht.« – »Auch dann nicht, wenn ich zu den gleichen Bedingungen arbeite?« – »Auch dann nicht.« – »Gibt es so viel Arbeitslose in diesem Beruf?« fragt Flamm.
2875 »Im Gegenteil. Es mangelt an Fachleuten. Ich könnte Sie dringend gebrauchen. Aber ...« Leo Flamm ist schon ungeduldig. Er vollendet den Satz, da er nichts mehr zu verlieren hat: »Aber Sie haben Angst vor der Organisation?« Der Mann zuckt die Achseln: »Wie Sie es nennen wollen.«

Leo Flamm geht weiter. Frau Simson scheint recht zu haben: man muss einem Verein oder einer Partei angehören. Und je mehr er es bedenkt, desto weniger versteht er, gegen was er sich eigentlich wehrt. Warum sollte er nicht einer
2880 Organisation der Arbeiter beitreten? In der ganzen Welt gibt es solche Vereine, in denen sich Menschen der gleichen Berufe zusammen schliessen, um ihre Interessen zu schützen und um die Tradition ihres Handwerks zu pflegen. Er will auch Handwerker sein. Also muss er sich Leuten seines Handwerks anschliessen. Der Gedanke ist eigentlich erfreulich, denn dann wird er einen Ort haben, wohin er mit seinem Können und mit seinen Interessen gehört.

Er ist schon im Begriff, wieder umzukehren und dem Werftsbesitzer zu sagen: morgen werde ich in die Organisation eintreten. Aber ein kindlicher Trotz hält ihn zurück. Er will nicht dort arbeiten, wo man ihn einmal abgewiesen hat. Er
2885 hat die Auswahl. Also wird er zur zweiten Werft gehen.

Vor dem Tor der zweiten Werft stehen einige Arbeiter. Einer hält eine Stange in der Hand mit einem Schild darauf. Es trägt eine hebräische Aufschrift, die Leo Flamm nicht lesen kann. Er geht in den Werfthof und niemand hindert ihn daran. Drinnen im Hof ist es still. Die Arbeit scheint zu ruhen, obgleich zwei grosse Fischerboote halb fertig auf den
2890 Helgen liegen. Hinter einem Schuppen her kommt ein baumlanger Mensch auf ihn zu, eine hagere, sehnige Gestalt mit fanatischen Meeraugen. Er sieht ihn böse an. »Was wollen Sie hier?« Flamm lässt sich nicht abschrecken. Er glaubt an Meeraugen. »Ich suche Arbeit« sagt er einfach. Der Hüne kommt näher: »Wieso?« – Die Frage erstaunt Leo Flamm. »Wieso? Nun, ich bin Bootsbauer. Ich bin neu im Lande und brauche Arbeit. Das ist alles.«

In die Meeraugen kommt ein stilles, listiges Funkeln. »Neu im Lande? So so. Und Fachmann? Kommen Sie mal her.«
2895 Er führt ihn an eines der Fischerboote heran und lässt sich von ihm einzelne Teile benennen. Er nickt befriedigt. »Theoretische Kenntnisse scheinen gut zu sein. Den Rest werden Sie morgen beweisen. Die Bedingungen sind die üblichen.«

Leo Flamm kennt die üblichen Bedingungen nicht. Aber er nimmt sie stillschweigend hin. In der Freude, Arbeit vor sich zu wissen, hätte er vielleicht auch unübliche Bedingungen angenommen. Der Hüne begleitet ihn bis zum Eingang
2900 zurück. Er stellt sich in das Tor und sagt ganz laut, während das listige Funkeln in seinen Augen sich verstärkt: »Also morgen früh um acht Uhr treten Sie zur Arbeit an.« Dann wirft er lachend die Pforte hinter sich zu.

Leo Flamm versteht nicht ganz, was es da zu lachen gibt. Aber ehe er noch irgend etwas versteht, springt einer der Männer, die da vor dem Tore stehen, hinter ihm her und packt ihn im Genick. »Du Schuft!« schreit ihm jemand ins Ohr. Leo Flamm reagiert rein mechanisch. Er stösst mit aller Macht beide Fäuste hinter sich, dass der Angreifer ihn
2905 loslassen muss und zurücktaumelt. Flamm wendet sich und will sich auf ihn stürzen. Aber da sind schon die anderen zwischen ihnen und wehren Leo Flamm ab. »Keine Gewalt!« sagt einer. In Leo Flamm ist noch die natürliche Wut dessen, der ohne Grund angegriffen wird. »Mit welchem Recht fällt der Kerl mich an?« Der andere lenkt ein: »Es war nicht Recht ...« Plötzlich erinnert sich Leo Flamm: »Und warum hat er ›Schuft‹ gesagt! Was habe ich ihm getan?« – »Auch das war nicht Recht. Gewiss nicht. Vielleicht hätte sagen müssen: Streikbrecher ...«

2910 Leo Flamm lässt die Fäuste sinken. Ihm dämmert ein Zusammenhang auf. »Stehen Sie hier denn Streikposten?« Der Arbeiter weist auf das Schild. »Ja, da steht es doch. Über den Betrieb ist der Streik verhängt.« Flamm zuckt die Achseln. »Das kann ich nicht lesen.« – »Das ist nicht unsere Schuld. Wir hätten Sie ja garnicht erst hineingelassen, wenn wir gewusst hätten, dass Sie Arbeit wollen. Wir dachten, Sie sind ein Lieferant. Mit Ihrem Anzug ...«

»So« sagt Flamm gedehnt. »Sie hätten mich nicht hineingelassen. Sie hätten mich also daran gehindert, mir Arbeit zu
2915 suchen?« – »Ja.« – »Und mit welchem Recht?« Der Arbeiter reckt sich auf: »Mit dem Recht der Solidarität.« – »Welche Solidarität meinen Sie?« fragt Flamm. – »Die Solidarität der arbeitenden Klasse. Ist das nicht klar?«

Leo Flamm ist schon wieder gelassen. Sein Zorn ist verflogen. Er hat Mitleid mit dem Angreifer, der an der Mauer hockt und sich den Magen hält. Und er ist bereit, darüber nachzudenken, was ihm der Arbeiter gesagt hat. Hier geht es also scheinbar um ganz andere Dinge als um Organisation der Handwerker, der Menschen gleicher Berufe und
2920 gleicher Berufstradition. Er sagt: »Solidarität der arbeitenden Klasse? Aber ich gehöre nicht zu der Klasse.« Der Andere deutet mit dem Daumen über die Schulter: »Er hat doch gesagt, dass Sie morgen zur Arbeit antreten sollen!« – »Nun gewiss.« – »Dann gehören Sie doch zur arbeitenden Klasse. Da gibt es doch nichts zu diskutieren!« – Auch Flamm wird etwas schärfer im Ton. »Aber das ist doch Unsinn. Ich suche Arbeit und Brot. Gehöre ich damit einer Klasse an? In Deutschland habe ich einer Klasse angehört: der Parias, der Gehassten, der Vogelfreien. Muss ich hier
2925 sofort wieder in eine andere Klasse hinein? Und ehe ich noch eine Klasse gewählt habe, bin ich schon klassifiziert: Schuft, Streikbrecher« Der Andere wehrt ab: »Ich sage Ihnen ja: das war ein Missverständnis ...« – Aber Flamm gibt nicht nach. »Vielleicht ein Missverständnis in der Technik, aber doch wohl nicht in der Gesinnung, nicht wahr?« Jetzt

trotzt auch der Andere: »Richtig. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns! Das ist ein Gesetz des Klassenkampfes ...«

2930 Flamm nickt. »Aha, darauf kommt es hinaus. Hören Sie: ehe ich da durch das Tor ging, hatte ich beschlossen, dass ich Ihrer Organisation beitreten wollte. Jetzt muss ich mir die Sache noch sehr überlegen. Vielleicht sagen Sie mir noch eines: haben Sie Streitigkeiten mit dem Werftmann wegen Lohn?« – »Nicht wegen Lohn.« – »Oder weil er die Arbeiter schlecht behandelt?« – »Auch nicht. Aber er weigert sich, einen Kollektiv-Vertrag mit der Organisation abzuschliessen. Er will auswählen können, wen er will. Und das dulden wir nicht. Er hat zu nehmen, wer an der Reihe ist und wen wir ihm schicken.«

2935 Flamm nickt noch einmal: »Jetzt verstehe ich.« Er wendet sich zum Gehen. Der Arbeiter ruft ihm nach: »Sonst haben Sie nichts mehr zu sagen?« –

»Nein. Nichts, als dass ich morgen früh die Arbeit antreten werde.«

Er geht und sie schimpfen hinter ihm drein. Er versteht es nicht, weil es hebräisch ist. Aber er ist doch sehr nachdenklich und bedrückt. Vielleicht haben die Anderen Recht und er ist im Unrecht? Er kennt das Land noch nicht. 2940 Er weiss noch nichts von seinem gesellschaftlichen Bau. Vielleicht muss es hier Klassen und Klassenkampf geben. Vielleicht ist es normal, dass jedes Volk sich aufteilt in Feinde von verschiedenem Besitzstand. Warum sollen es die Juden anders machen als andere Völker? Aber – da ist ein Aber das ihm den Weg des kühlen Nachdenkens versperrt – aber wie kann er sich einem Volke anschliessen, wie kann er Menschen zu Genossen seines Lebens machen, wenn er ihnen von vornherein als Genosse einer Klasse begegnet? Wenn er sie von vornherein scheidet in Gut und Böse, in 2945 Arbeiter und ... Schufte? Er war das nicht gewohnt, solange er noch in der fremden Heimat war. Vielleicht sind die anderen es von jeher so gewohnt gewesen. Er lehnt es ab, sich daran zu gewöhnen, ehe er nicht entscheiden kann, ob es keinen anderen Weg gibt.

Er schleicht sich beinahe nach Hause. Er hat Angst vor Frau Simson. Sie schaut ihn nur an und weiss genau, was er am Tage erlebt hat und durch welche Enttäuschungen er gegangen ist. Vor dem, was heute geschehen ist, schämt er sich tief. Aber er weiss nicht: schämt er sich für sich selbst oder für die Anderen? Frau Simson wird er auf keinen Fall 2950 berichten. Aber sie fragt schon von der Küche her: »Arbeit gefunden?« – »Ja. Ja der Werft von Gottlieb. Morgen fange ich an.« – »Hm Und sind Sie jetzt Mitglied geworden?« fragt sie weiter. – »Noch nicht.« – »So so« brummt sie. »Noch nicht.«

Sie weichen sich aus. Sie spüren beide, dass jetzt etwas auf dem Spiele steht. Frau Simson weiss, dass sie siegen wird. 2955 Darum ist ihr Mitleid grenzenlos. Es lässt sie beinahe den grossen Kummer ihres Lebens vergessen, dass man ihre Sohn aus dem Hinterhalt erschossen hat.

Früh am anderen Morgen fährt Leo Flamm in die Bucht hinaus. Er hat sich Arbeitskleidung gekauft, und er bemüht sich, wie die anderen auszusehen, die mit ihm im Autobus sitzen. Wie er zur Werft kommt, sieht er den Mann mit dem Plakat dort wieder stehen, aber jetzt abseits. Das Tor ist geöffnet, und darin steht lang, hager, mit bösem Gesicht der 2960 Hüne Gottlieb. Aber neben dem Tor – Leo Flamm wird blass vor Aufregung, wie er es gewahr wird – steht ein Polizist. Gilt das ihm, der ohne formales Recht hier im Lande ist? Rächt sich jetzt die Maschinerie der Ordnung an ihm? Es ist zu spät, umzukehren. Gottlieb hat etwas zu dem Polizisten gesagt und hat mit der Hand auf Leo Flamm gezeigt. Der Polizist nickt und sieht den Mann im Arbeitsanzug gleichgültig an. Leo Flamm nähert sich dem Tor, unsicheren Ganges. Gottlieb grinst. »Da sind Sie ja. Guten Morgen.« Er gibt ihm den Weg frei und lässt ihn eintreten. 2965 Dann schliesst er das Tor hinter ihm. »So« sagt er. »Ich habe mir die Polizei bestellt, damit Sie nicht wieder angefallen werden. Aber das muss man schon in Kauf nehmen, wenn man hier selbständig bleiben will.«

Die Arbeit geht Leo Flamm gut von der Hand. Aber bei aller Freude wird er ein zwiespältiges Gefühl nicht los. Er war erlöst, als er herausfand, dass dieser Hüter der Ordnung nicht ihm gegolten hat. Aber jetzt fühlt er sich bedrückt, dass er gleichsam unter dem Schutze der Polizei den Weg zur Arbeit gefunden hat. Er wird den Gedanken nicht los, dass 2970 dieser Polizist zwischen ihm und den anderen Arbeitern steht. Er versucht sich zu bereden, er stehe nur zwischen ihm und einer Klasse, die ihn nichts angeht und die ihn doch vom ersten Augenblick an befeindet hat. Das Unbehagen bleibt dennoch.

Mittags verlässt er die Werft nicht. Er isst sein Brot, auf einem Bretterstapel sitzend, und schaut über das Meer. Gottlieb sitzt neben ihm. Er hat den ganzen Morgen wie ein Wütender gearbeitet. Nur jetzt gönnt er sich eine kurze 2975 Pause. Leo Flamm sieht ihn von der Seite her an und muss plötzlich lachen. »Sie sehen nicht aus wie ein Jude. Wenn sie nicht so lang wären, könnte Rembrandt sie entworfen haben.« Gottlieb grinst zufrieden. »Aus der Gegend komme ich. Seit Generationen haben wir an der Zuider-See gesessen. Mein Vater hat Boote gebaut. Mein Grossvater hat Boote gebaut. Das ist schon Tradition. Das steckt im Blute.« Nach einer Weile sagt er: »Das ist eigentlich der Grund für den Streik. Für mich ist ein Boot kein Stück Ware. Ein Boot ist ein Lebewesen. Und wer daran arbeitet, muss es in 2980 den Fingerspitzen haben. Er muss das Material fühlen. Holz muss man am Geruch unterscheiden können. Eine Niete muss man mit den Nerven eintreiben, nicht mit dem Hammer. Ich kann mir nicht zehn Arbeiter nach der Liste liefern lassen. Ich muss sie aussuchen können. Und das verstehen sie nicht. Sie sind unendlich primitiv. Sie sind noch keine

Handwerker. Sie sind Verkäufer von Arbeitskraft. Schade. Es sind gute Typen darunter.«

2985 Kurz vor dem Ende der Arbeitszeit sagt Leo Flamm zu Gottlieb: »Falls Sie für heute Abend wieder den Polizisten bestellt haben, sagen Sie ihm bitte, es sei alles in Ordnung. Er brauche nicht zu warten.« Gottlieb sieht ihn zweifelnd an. Dann zuckt er die Achseln: »Wie Sie wollen. Sentimentalist ...«

Abends steht niemand mehr vor dem Tor, weder ein Polizist noch ein Arbeiter. Aber an der Haltestelle des Autobus sieht Flamm den Streikposten. Er hat das Plakat, das den Boykott über Gottlieb ankündigt, zusammengerollt unter den Arm. Er sieht Flamm von der Seite an. Dann nickt er, verlegen lächelnd, einen halben Gruss. Flamm erwidert den 2990 Gruss. Als sei es Zufall, kommt der Andere näher, und wie er neben Flamm steht, sagt er plötzlich: »Guten Abend. Adamson heiss ich.« Und streckt ihm zögernd die Hand hin. Flamm nimmt sie. Beide sind befangen, weil sie nicht wissen, wie sie das Gespräch fortsetzen sollen. Aber im Autobus setzen sie sich neben einander.

Adamson kämpft lange darum, etwas zu sagen. Endlich überwindet er sich. »Sie haben den Polizisten fortgeschickt?« – »Ja.« – »Warum?« – »Weil ein Polizist kein Mittel zur Verständigung ist.« – Adamson sieht ihn mit grossen Augen 2995 an: »sie wollen sich mit uns verständigen?« – »Ich möchte versuchen« sagt Flamm bedächtig, »euch zu verstehen. Das Gespräch von gestern will mir nicht aus dem Kopf. Da ist scheinbar eine ganz andere Welt, die ich nicht verstehe.« – Adamson schüttelt den Kopf. »Ich glaube nicht, dass es da viel zu verstehen gibt. Ich bin in der Partei, weil ich sonst keine Arbeit bekomme. Das ist alles. Für mich ist es eine Gewerkschaft.« – »Aber Sie stehen Streikposten.« – »Das muss ich. Sonst werde ich aus der Liste gestrichen. Ich ... ich bin auch Bootsbauer. Und ich habe bei Gottlieb 3000 gearbeitet.« »Er hat Sie entlassen?« fragt Flamm eifrig. – »Nein. Mich wollte er behalten. Aber ich darf nicht. Solidarität, verstehen Sie?«

Flamm versteht nicht. Er sagt nach einer Weile: »Glauben Sie, dass Gottlieb Recht hat? Ich meine, dass nicht jeder Bootsbauer ist, der ein Brett sägen kann?« Adamson erregt sich: »Natürlich hat er Recht. Die meisten müssten ihm Lehrgeld zahlen. Keine Ahnung vom Fach. Keine Tradition. Wenn ich sehe, wie einer eine Schraube mit einem 3005 Hammer einschlägt, werde ich wild. Und sagen Sie ihm das, pocht er auf seine Intelligenz. Ein jüdischer Arbeiter ist immer nach zwei Tagen ein alter Fachmann ...« Er unterbricht sich: »Aber das führt zu nichts. Solidarität ist Solidarität.« – Leo Flamm sieht ihn masslos erstaunt an: »Und so wollt ihr eine Gesellschaft aufbauen?« Adamson zuckt die Achseln und schaut zum Fenster hinaus. »Oder wollt ihr nur eine Partei eurer eigenen Mitglieder aufbauen?« Aber Adamson antwortet nicht mehr. –

3010 Die nächsten Wochen verlaufen ohne Ereignis. Die Arbeit an den Booten schreitet langsam fort, denn mit zwei arbeitenden Menschen ist nicht viel zu schaffen. Eines Tages sagt Gottlieb: »Wir werden das eine Boot fertig machen und abliefern. Dann schliesse ich den Betrieb.« Leo Flamm erschrickt. »Sie resignieren?« Gottlieb lacht hell auf. »Im Gegenteil. Ich trotze es durch. Ich gehe für einige Zeit an den Tiberias-See und bilde mir dort eine Gruppe von Fachleuten aus. Und ich mache sie alle zu Mitarbeitern, zu Unternehmern. Dann habe ich mit der Organisation nichts 3015 mehr zu tun.«

Es ist für Leo Flamm ein unerträglicher Gedanke, sich von der Arbeit zu trennen. Sie ist das einzige, was er im Lande hat. Sie füllt seinen Tag aus und befriedigt ihn. Sie stellt seinen Halt im Lande dar. Einige Tage denkt er nach. Dann kommt ihm eine Lösung. Er fragt Gottlieb: »Ist das zweite Boot erkäuflich, wenn es fertig ist?« – »Ja. Sofort. Da ist eine Gruppe von Fischern, die schon darauf wartet.« – »Dann bin ich bereit, es auf eigene Kosten fertig zu stellen.« – 3020 »Sie sind wahnsinnig« erklärt Gottlieb. »Das bedeutet, dass Sie wochenlang keinen Lohn bekommen, dass Sie sich neues Werkzeug kaufen müssen, denn meines geht mit nach Tiberias, dass Sie für Beschläge, Tauwerk, Segel Geld investieren müssen. Und das alles lohnt nicht für ein Boot.« Aber Leo Flamm bleibt entschlossen. »Das Werkzeug ist mir ja nicht verloren. Ich habe etwas Geld gerettet. Ich kann es wagen.«

3025 Er wagt es. Und er liebt dieses Wagnis. Es ist keines, in dem es um Gewinn oder Verlust von Geld geht, sondern um Gewinn oder Verlust der inneren Existenz. Ein Stück Arbeit in die Hände nehmen, einen Gegenstand fertig stellen, etwas beenden und beschliessen: das bedeutet, sich selber Zweck und Sinn zu beweisen. Er hebt sein ganzes Geld von der Bank ab. Er bezahlt der erstaunten Frau Simson für einen Monat Miete und Kostgeld im voraus. Er kauft alles Werkzeug und Material zugleich, damit alles, bis auf das Letzte, vorhanden ist. Er will auf alles vorbereitet sein und 3030 setzt alles auf eine Karte.

Wie Gottlieb abfährt, hämmert er mit grimmigen Schlägen ein Schild an das Tor: »Auf unbestimmte Zeit geschlossen,« – Aber die Arbeiter, die täglich an der Werft vorübergehen, hören drinnen Geräusche von Arbeit. Bald wissen sie: der Streikbrecher, der Aussenseiter arbeitet dort weiter. Und eines Tages schicken sie Adamson hinein, zu erfragen, was das bedeutet. Sie erfahren: Flamm arbeitet auf eigene Rechnung. Flamm ist also Unternehmer 3035 geworden. Das ändert für sie das Bild vollkommen. Bislang hat er ihnen einen Arbeitsplatz fortgenommen. Jetzt hat er möglicherweise einen Arbeitsplatz zu vergeben. Wieder muss Adamson ihn aushorchen. Aber Flamm will noch keinen Arbeiter einstellen. Er will dieses Boot alleine beenden. Es ist sein persönliches Werk.

Man lässt ihm keine Ruhe. Andere Arbeiter kommen und bieten ihm seine Dienste an. Er lehnt ab. »Ich habe kein Geld, Lohn zu zahlen. Vielleicht später einmal, wenn ich das Boot verkauft habe.« Er bereut diese Äusserung, denn
3040 wenige Tage später kommt ein Vertreter der Organisation zu ihm und bietet ihm im Namen der Organisation ein verzinsliches Darlehen an. Flamm ist milde erstaunt. »Seid ihr unter die Kapitalisten gegangen?« Der Vertreter sagt: »Wir schaffen für unsere Leute Arbeitsplätze. Die Mittel sind gleich. Alle sind gleich gut.«

Flamm erbittet sich Bedenkzeit. Er tut es, um Zeit zu gewinnen. Und ehe er noch in der Hingabe an die Arbeit daran vergessen kann, erwartet ihn abends in seiner Wohnung ein Besuch: Zolker, der Besitzer der zweiten Bootswerft.
3045 Zolker geht gerade auf das Ziel los. Er hat Leo Flamm arbeiten sehen. Er hat ein wenig Werkspionage getrieben. Einen Mann wie Flamm kann er gebrauchen. Und zwar nicht als einfachen Arbeiter. Ein Mann mit Geld ist kein einfacher Arbeiter. Er kann ihn gebrauchen als ... Gesellschafter. Denn – nicht war? – das ist nur ein Geschäftstrick, dass Gottlieb Inhaber der Werft geblieben ist und Flamm Unternehmer für ein einzelnes Boot. Warum sich gegenseitig Konkurrenz machen? Es gibt nur einen Weg: die beiden Betriebe zusammenlegen. Dann sind sie vereint
3050 jeder Konkurrenz gewachsen.

Leo Flamm weiss mit untrüglicher Sicherheit, dass Frau Simson an der Türe zum Nebenzimmer sitzt und teilnehmend das Gespräch belauscht. Er darf ihr keinen strategischen Sieg einräumen. Er verspricht Zolker, dass er sich mit Gottlieb in Verbindung setzen und sich bald entscheiden werde. Zolker geht hoffnungsvoll. Flamm bleibt mit dem Beschluss zurück, nach einer Woche abzulehnen. Aber auch diese Woche ist voll von Störungen. Es ist, als sei die
3055 Werft von Gottlieb mit einem male, von Reklame angekündigt, Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden. Lieferanten erscheinen: brauchen Sie nicht dieses und jenes? Versicherungsvertreter fragen drohend: gegen Brand, Diebstahl, Naturgewalten, Aufruhr und Krieg genügend versichert? Kleine Kapitalisten erscheinen und wollen wissen, wieviel Prozent er geben wird, und welche absolute Sicherheit er stellen kann; wenn sie sich beteiligen?

Leo Flamm geht durch diese Tage mit einem dumpfen Gefühl der Verdrossenheit und Verwirrung. Er will so gerne
3060 glauben, dass er dem normalen Strom des Wirtschaftslebens begegnet sei, der durch jedes Land fliesst und in einem jungen Lande doppelt heftig fliessen muss. Wer wird nicht verkaufen, versichern, finanzieren, fusionieren wollen? Lebt nicht davon die Wirtschaft eines Landes? Und doch fühlt er sich bedrückt. Denn wer immer etwas von ihm will und erwartet, hat sich den möglichen Vorteil schon vorher ausgerechnet. Es ist etwas Abstraktes, etwas Wesenloses, etwas kalt Gieriges im Verhalten dieser Menschen. Er selbst, Leo Flamm als Leo Flamm, existiert garnicht für sie.
3065 Der Verein der Westeuropäer braucht nicht ihn, sondern ein zahlendes Mitglied. Die Organisation der Arbeiter braucht nicht ihn, sondern einen Genossen, der ihre Front gegen den Unternehmer stärkt. Die zionistischen Gruppen, in die Frau Simson ihn zu drängen versucht, brauchen nicht ihn, sondern eine Stimme zu den Wahlen. Der Konkurrent, der Versicherungsagent, der Lieferant, der kleine Kapitalist; alle brauchen nicht Leo Flamm, sondern die Verdienstquote, den wirtschaftlichen Faktor Leo Flamm. Und selbst die dunkle Rachel hat nicht ihn gebraucht,
3070 sondern eine Wand, um davon ihr eigenes Echo aufzufangen. Keiner kann ihn alleine lassen; aber alle lassen ihn einsam.

Er arbeitet mit geringerer Freude weiter. Das Boot nähert sich der Vollendung. Gottlieb hat ihm schon den Käufer und den Preis mitgeteilt. Noch zehn Tage Mühe, lange zehn Tage, denn was sie so lang macht, ist der Umstand, dass seine Mittel erschöpft sind. Gottlieb hat Recht gehabt: um dieses eine Boot zu vollenden, hat er so viel investieren müssen,
3075 wie für den Betrieb einer ganzen Werft notwendig ist. Wie weise, dass er bis Ende des Monats Frau Simson bezahlt hat. So sind ihm Obdach und Nahrung gesichert. So kann er den Rest seiner Kraft auf die Arbeit verwenden und dazu, abzulehnen, was immer dringender an ihn herangetragen wird. Zolker stellt eine Frist, während derer er sich entscheiden soll, ob er Gesellschafter oder Konkurrent sein will. Die Organisation verlangt von ihm, da er das Darlehen nicht nehmen will, den Abschluss eines Tarif-Vertrages für später und für alle Fälle. Leo Flamm ist vom
3080 vielen Nein schon erschöpft.

Er ist auch erschöpft von der Arbeit, und den heissen Winden, die Tag für Tag aus der Wüste her wehen und die Luft zum Kochen bringen. Er fühlt sich zuweilen fiebrig, erschöpft, wirr vor den Augen. Frau Simson zwingt ihn zwei Tage ins Bett, und er ist zu schwach, Widerstand zu leisten. Aber am Nachmittag des dritten Tages hält es ihn nicht mehr zuhause. Er fährt in die Bucht hinaus, um nach dem Boot zu sehen.

3085 Die Luft ist schwer und dunstig. Die Sonne will in Staub und rotem Dunst untergehen. Aber je näher er an die Bucht heranfährt, desto greller wird das Rot, fiebrig, mit Flammen geladen. Einer sagt plötzlich: »Da hinten brennt es!« Alle drängen sich zu den Fenstern. Rauch und Funken und Feuerfetzen fahren in schräger Garbe irgendwo hoch, vom Ostwind gepackt und belebt. »Wird eine der Werften sein« meint einer gleichmütig. Und dann jagt hinter ihnen ein Automobil der Feuerwehr grell läutend daher, überholt sie, eilt voraus.

3090 Leo Flamm hat die Lippen zusammengepresst. Die Hände zittern ihm. Er kennt den Ort, von dem das Feuer aufsteigt. Er weiss genau, wo es brennt. Er schluckt trocken vor Aufregung. In diesem Augenblick verbrennt mehr als Fischerboot und ein Holzlager.

In einigem Abstand vom Tor, von Polizei zurückgehalten, steht eine Masse von Zuschauern, die das Feuer bewundern. Leo Flamm will sich hindurchzwängen. Da packt ihn jemand am Arm. Es ist Adamson. Er flüstert ihm
3095 erregt zu: »Gehen Sie nicht dahin! Kommen Sie mit mir!« – Flamm lässt sich willenlos zurückführen. »Wer hat das
getan?« fragt er stotternd. – »Wer kann das wissen?« fragt Adamson zurück. »Vielleicht niemand. Vielleicht
Selbstentzündung. Aber das ist jetzt gleich. Sie müssen sich verstecken!« Leo Flamm bleibt stehen. »Warum muss ich
mich verstecken? Ich habe doch nichts getan!« – »Das ist gleich« sagt Adamson. »Wenn es irgendwo brennt, wird
zunächst einmal der Besitzer eingesperrt. Wegen Verdacht der Brandstiftung.« – »Aber ich bin doch garnicht
3100 versichert!« – »Das können Sie nachher im Gefängnis beweisen. Und ausserdem ...« Leo Flamm versteht. Ja, es ist
besser, nicht sichtbar zu werden. Wie heissen Sie? Flamm? Der Name Flamm ist ja nirgends notiert. Wann sind Sie
eingewandert, Herr Flamm? Wie? Garnicht offiziell eingewandert? ...

Leo Flamm hält die offenen Hände vor sich hin. »Aber wohin soll ich gehen?« – »Sie kommen zu mir« sagt
Adamson. »Ich habe eine geschlossene Terrasse. Im Sommer schläft sich da sehr gut.« Flamm nickt dankbar. Er kann
3105 nicht viel sagen. Da ist wieder die grosse Gebärde, die er anfangs im Lande traf. Aber er kann darüber nicht sprechen,
und Adamson drängt ihn nicht zum Reden. Aber wie sie vor dem kleinen einstöckigen Arbeiterhause stehen, fällt Leo
Flamm plötzlich ein Gedanke schwer auf das Herz. »Ich kann nicht mit Ihnen gehen. Ich weiss, Sie meinen es gut.
Vielleicht für diese Nacht nur. Denn ... ich habe kein Geld mehr. Das Boot ist hin. Alles Werkzeug wird hin sein. Ich
habe nichts mehr. Alles verbrannt ...« Adamson schiebt ihn voran durch die Haustüre. »Sie bleiben solange bei mir,
3110 bis Sie Arbeit gefunden haben. Und wenn Sie dann viel Geld verdienen, können Sie mir etwas für das Essen
bezahlen.«

Adamson hat eine Frau und eine erwachsene Tochter. Sie sind alle drei freundlich und menschlich zu ihm, und was sie
ihm geben, ist gerne und mit grosser Selbstverständlichkeit gegeben. Sie erklären nicht einmal, warum sie es tun. Bin
Mensch ist in Not, und sie geben ihm, Leo Flamm hat längst vergessen, was er an heimlichen Widerständen in sich
3115 aufgesammelt hat gegen Adamson den Streikposten. Er kommt zu der Erkenntnis: das eine ist Organisation, Apparat;
das andere ist Menschlichkeit.

Aber der Apparat siegt.

Leo Flamm ist zwei Tage in diesem menschlichen Versteck. Dann berichtet Adamson, was er durch vorsichtiges
Befragen erfahren hat. Zolker hat die Polizei auf die richtige Spur gesetzt. Sie hat bei Frau Simson Nachforschungen
3120 angestellt. Aber Frau Simson hat nur die Achseln gezuckt. Flamm? Ja, der hat hier gewohnt. Ist schon vor zwei
Wochen ausgezogen. Wohin? Weiss sie nicht. Man hat Haussuchung gehalten. Keine Spur; nichts; nicht ein Stiefel
oder eine Krawatte. Eine tapfere Frau, die Frau Simson.

Und was wird jetzt? Jetzt wird Flamm ruhig einige Tage abwarten und dann zu arbeiten beginnen. Zu arbeiten
beginnen? Aber wo? Adamson lacht: »Nun, bei Zolker!« – »Bei dem ...?« – Adamson nickt. »Natürlich. Er braucht
3125 Facharbeiter. Er lässt Ihnen sagen, Sie könnten nächste Woche anfangen. Jetzt sind Sie ja keine Konkurrenz mehr.«

Leo Flamm schüttelt nachdenklich den Kopf. Er ist sich nicht darüber im Klaren: soll er sich empören, oder soll er für
Zolker Respekt empfinden, wenn auch einen zweifelhaften Respekt? Adamson sieht dieses Kopfschütteln. Er deutet
es auf seine Weise und sagt mit leisem Nachdruck: »Eine andere Wahl haben Sie nicht. Es nimmt Sie sonst niemand
an.« – »Aber Zolker nimmt doch nur Arbeiter an, die in der Organisation sind.« Eine Weile Schweigen. Frau und
3130 Tochter verlassen das Haus zu einem Spaziergang. Flamm spürt, dass sie es nicht ohne Absicht tun. Er spürt auch,
dass Adamson befangen ist, dass ihn etwas drückt. Wie sie alleine sind, fragt Flamm: »Also nun gerade heraus: was
ist mit Zolker?« – »Mit Zolker? Mit dem ist nichts. Der wird Sie einstellen ... sobald Sie in der Organisation sind.«
Leo Flamm wehrt ab. »Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich es nicht tue, und warum nicht.« – »Sie sollten es
sich noch einmal überlegen. Nicht nur der Arbeit wegen. Auch ... meinetwegen.«

3135 Leo Flamm ist aufgestanden. »Was heisst das?« Adamson wendet sich ab. »Es fällt mir sehr schwer, es Ihnen zu
sagen. Aber ... ich muss es ja einmal sagen. Man macht mir einen Vorwurf daraus, dass ich einen aufgenommen habe,
der nicht organisiert ist, der den Streik durchbrochen hat ...«

»Gut gut« sagt Flamm heiser. »Ich verstehe schon. Sie haben schon so viel für mich getan ... ich darf Sie nicht noch
mehr belasten. Ich gehe.«

3140 »Warten Sie noch, Flamm. Seien sie nicht so schnell. Heute Abend kommen einige Genossen von der Organisation.
Sie wollen mit Ihnen sprechen. Das tun wir sonst nicht. Aber bei Ihnen will man eine Ausnahme machen. Sie sind ein
guter Fachmann. Je mehr Fachleute wir in der Organisation haben, desto stärker sind wir. Und dann sind Sie ja auch ...
ein Flüchtling.« Flamm nickt vor sich hin: »Freilich.« Dann sitzen sie beide stillschweigend und nachdenklich am
Tisch.

3145 Flamm träumt über die Zeit hinweg, bis er draussen Schritte hört. Er springt auf. »Die Richter!« sagt er. Adamson
sieht ihn mit grosser Frage an. Dann erhebt er sich und lässt die Genossen herein. Sie sind zu Dritt. Sie grüssen kaum.

Sie setzen sich um den Tisch, während Flamm stehen bleibt. Man muss vor seinen Richtern stehen. Der Mittlere von den Dreien, ein Graukopf mit einem harten, russischen Gesicht, sieht zu ihm auf. »Nun hören Sie mal zu, Herr Flamm ...«

3150 Flamm unterbricht ihn. »Verzeihen Sie, ich will es Ihnen bequemer machen. Ich weiss ja alles, was Sie sagen wollen. Ich habe mit Adamson gesprochen, und mit anderen, die zu mir auf die Werft gekommen sind ... ehe sie in Flammen aufging. Und ich sage Ihnen dasselbe: ich gehöre nicht in die Organisation hinein. Denn sie ist keine Gewerkschaft. Sie ist eine politische Partei. Und ich bin Bürger ...« Der Graukopf sagt: »Das sind bei uns sehr viele.« Flamm antwortet mit einiger Schärfe: »Dann sind sie nicht aufrichtig. Dann verkaufen sie ihre Gesinnung. Denn ihr Kampf, 3155 ihre politische Gegnerschaft gilt eben diesen Kleinbürgern ...«

»Ach was« sagt der Graue ruhig. »Um diese Dinge handelt es sich garnicht. Es handelt sich darum, dass unsere Leute Arbeit bekommen.« – »Und um die Frage der Gesinnung handelt es sich nicht?« Einer der Richter sagt: »Es geht uns um eine gerechte Verteilung der Arbeit und der Plätze.« Der Graue nickt. »Ja. Und da muss eine gewisse Strenge herrschen. Und wer uns da im Wege steht, der muss es sich gefallen lassen, dass wir ihn bekämpfen. Wir kämpfen für 3160 die Einheit der Arbeiter ...«

Flamm fällt ihm ins Wort. »Was ist das: die Einheit der Arbeiter? Worin sollen sie einig sein? In ihrem Kampf gegen alle anderen? Oder in dem Glauben, dass ihre Interessen die obersten im Lande sind? Dafür bin ich nicht hierher gekommen. Ich habe gedacht, dass sich hier Menschen brüderlich vereinigen wollen, dass sie durch ein gemeinsames Leben die Sünde der Fremdheit abwaschen wollen, die sie in der Welt auf sich geladen haben. Dass ihr für die Einheit 3165 der Parteigenossen kämpft, mag euer gutes politisches Recht sein. Mich interessiert das nicht. Denn ich sehe, dass ihr genau dasselbe tut wie alle anderen. Ihr sucht Mitglieder. Aber Menschen, Menschen sucht ihr doch nicht ...«

Er wartet ihre Antwort nicht ab. Er sieht an den Gesichtern, die sich im Eifer spannen, dass sie sich zu jener Antwort rüsten, zu der der Geist ihrer Gruppe sie erzogen hat. Und es gelüstet ihn nicht darnach, statt einer menschlichen Gebärde ein politisches Glaubensbekenntnis entgegen zu nehmen.

3170 Er reicht Adamson die Hand. »Verzeihen Sie mir alle die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen bereitet habe.« Dann geht er hinaus.

Die Nacht ist hoch und blau und voll sanfter Winde. Die Sterne am Himmel sind nicht zu zählen vor Menge. Sie schauen klar und strahlend aus ihrer Unendlichkeit in die Unendlichkeit hinein. Sie sind der Welt so fern, dass sie dem Weltfernen gleichen: dem Frieden. Und darum geht es sich gut und leicht unter ihnen. Ohne dass es Flamm bewusst 3175 wird, schlägt er die Richtung zum Meere ein, zur Bucht, zu der Rundung am Strand, in der vor einer Woche noch ein Stück Arbeit auf den letzten Hammerschlag gewartet hat. Aber der Instinkt der Vorsicht hält ihn in einiger Entfernung. Er wadet durch den Sand. Das Meer atmet gleichmässiges Rauschen. Das klingt wie Heimat. An einer Düne, unter spärlichem Strandhafer, wühlt er sich eine Mulde in den warmen Sand und schmiegt sich hinein. Er schliesst die Augen, löscht mit einem grossen Akt des Willen alle Gedanken aus und fällt in den Schlaf.

3180 Er wacht spät am anderen Morgen auf. Da ist keine Morgenkühle, die ihn frühzeitig geweckt hätte. Wie er sich aus dem Schutz der Düne erhebt, streicht ihm der heisse Wind dieser Gluttag wieder über das Gesicht. Er legt sich wieder in die Mulde. Da ist noch ein Hauch von Kühlung. Aber er hält es nicht lange aus. Er verspürt Hunger. Seine Barschaft ist zwischen zwei Fingern zu zählen. Wenn er sorgfältig damit umgeht, wird sie für zwei, drei Tage reichen.

Drüben, auf der anderen Seite der Landstrasse, wohnt ein Bäcker. Aber er wagt sich nicht dorthin. Der Weg führt zu 3185 dicht an die Werft heran. Er hat eine Scheu vor dieser Grabstätte. Und wer weiss: vielleicht wartet dort noch ein Polizist und will das Individuum fangen, dem dieses Unglück geschehen ist. So wadet er durch den Sand und geht einen grossen Bogen und erreicht die Landstrasse, wo weit und breit nur kleine Fabrikgebäude sind. Es ist fast Mittag, bis er sich ein Stück Brot kaufen kann.

Dann schleppt er sich in die Stadt zurück. Auf dem Wege kommt er an zwei, drei Tischlereien vorüber. Er beobachtet 3190 sie unauffällig. Dort werden billige Möbel auf die primitivste Art zusammengeschlagen. Er hätte diese Arbeit besser machen können. Aber wer wird ihm Arbeit geben? Er versucht es. An zwei Stellen wird er abgewiesen, an der dritten wird er die alte Frage gefragt: »Von der Organisation?« Da geht er stillschweigend weiter.

Wenn die Sonne ihn zu sehr bedrückt, stellt er sich eine Weile in den Schatten der Haustore. Aber selbst der Schatten ist heiss und trocken. Seine Zunge klebt vor Durst. Er trinkt aus einem Wasserkran, den er unter dem Gerüst eines 3195 Neubaus entdeckt. Den Mittag verschläft er auf einer Bank in einem Garten.

Dann nimmt er seine Wanderung wieder auf. Er denkt nicht darüber nach, wo er jetzt bleiben wird. Er denkt nur unaufhörlich an das Wort, das man ihm in der Vereinigung der Westeuropäer einmal gesagt hat: »solange Sie nichts brauchen als ein Stück Brot und ein Glas Thee ... verhungern werden Sie nicht ...« Das ist schön gesagt. Aber es setzt voraus, dass man jemanden um ein Stück Brot und ein Glas Thee bittet. Wer solches Bitten nicht gewohnt ist, der 3200 muss es lernen. Man muss lernen, die Hand auszustrecken. Dann wird einem gegeben. Denn der Mensch ist gut ...

- Auf diesen Wanderungen ohne Ziel lernt er ein gutes Stück der Stadt kennen. Es ist immerhin eine Bereicherung seiner Kenntnisse. Aber das verdrängt den Hunger nicht. Und es macht doppelt Appetit, zu sehen, dass jeder dritte Mensch auf der Strasse irgend etwas isst: Sonnenblumenkerne, Erdnüsse, Maiskolben, Weintrauben, Gefrorenes in Oblatentüten, Würstchen. Mit den wenigen Münzen, die er noch in der Tasche hat, gesellt er sich zu den
- 3205 Strassenessern und kauft sich einen Maiskolben. Es ist nur ein dummer Rest europäischer Erziehung, dass er sich damit in ein Haustor stellt und verstohlen Korn um Korn abknabbert.
- Damit ist der Tag für ihn beendet. Das Unterkommen für die Nacht ist gesichert, auch wenn es sehr fern liegt: draussen in der Bucht, wo die Dünen sind. Er geht fast eine Stunde, bis er dort ist. Aber die Nachtruhe ist herrlich und unbeschwert. Er ist frisch und unternehmungslustig, wie er aufwacht.
- 3210 Diesesmal wagt er sich in die Nähe der Werft. Er sieht durch die halb verbrannten Bretter der Umzäunung, dass sich jemand auf den Platz bewegt. Es ist Gottlieb. Er muss unbedingt mit Gottlieb reden. Vielleicht lässt sich etwas neues beginnen. Aber auf halbem Wege kehrt er um. Was wird sein, wenn Gottlieb von ihm Entschädigung fordert? Denn der Arbeitsplatz ist zerstört, und er war seiner Obhut anvertraut. Und es ist allzu beschämend, in dieser Situation des Nichts vor ihn hinzutreten und zu bekennen: ich bin daran gescheitert. So geht er wieder in die Stadt zurück.
- 3215 Mit ein wenig Brot zum Frühstück und einem Maiskolben zum Mittag sind seine Mittel erschöpft. Seine Suche nach Arbeit ist ebenso ungeschickt wie erfolglos. Er bietet sich als Austräger an, aber die kleinen jeminitischen und sfardischen Jungen sind viel geeigneter dafür, und billiger. Er bietet sich als Portier in einer Nachtbar an, aber es scheitert daran, dass er nicht Hebräisch spricht. Und so oder ähnlich scheitert auch alles andere.
- Gegen den späten Abend kommt er durch eine halbdunkle Strasse, in der aus einer niedrigen Reihe von Fenstern und
- 3220 aus einer weit offenen Türe auffallend helles Licht dringt. Er geht neugierig heran. Neben der Türe ist ein Schild in mehreren Sprachen: Lesehalle der Bibelgesellschaft. Eintritt frei.
- Er wagt einen Blick durch die Türe. Er sieht Reihen von Büchern und einen langen Tisch, der mit Zeitungen und Zeitschriften bedeckt ist. Einige Menschen sitzen in breiten, bequemen Sesseln und lesen versunken. Es ist wie eine Lesehalle in Europa. Es verlockt sehr, eine Stunde behaglich dazusitzen, zu lesen, sich in Ruhe zu fühlen und alles zu
- 3225 vergessen. Er geht zögernd hinein. Niemand sieht auf. Niemand fragt ihn und niemand stört ihn. Er setzt sich, immer noch unsicher. Es ist nichts hörbar als das leise Geräusch von Blättern, die umgewendet werden. Er nimmt wahllos eine Zeitung vom Tisch, sieht blind in die Zeilen hinein und ruht sich aus.
- Aber etwas stört ihn doch. Er fühlt, dass irgend jemand ihn beobachtet. Er weiss nicht, aus welcher Richtung der Blick kommt, der ihn immer wieder anstösst und stört. Mit gespielter Unbefangenheit legt er die Zeitung zurück, um eine
- 3230 andere aufzunehmen. Dabei schaut er auf. Hinter einem Pult, das an der Schmalseite des Saales steht, sitzt ein Mann mit dunklen Haaren und einem fanatischen Gesicht und sieht ihn an. Leo Flamm weiss, dass er dieses Gesicht schon einmal gesehen hat, und zwar nahe, in einem Gespräch, im Zusammenhang einer Situation.
- Der Mann grüsst, steht langsam auf und setzt sich neben Leo Flamm. »Sie erkennen mich nicht? Altmann. Wir haben uns an dem Abend gesehen, als Sie landeten.« Jetzt erinnert Leo Flamm sich. Es war der Mann, der es begrüsst hat,
- 3235 dass Juden in das Land kommen, weil das im Einklang sei mit den Verheissungen der heiligen Schriften. Flamm wusste damals schon nichts zu antworten. Jetzt macht es ihn doppelt befangen, dass er Altmann in dieser Umgebung sieht. Er sagt, um etwas zu sagen: »Sie leiten hier die Lesehalle?« Altmann wiegt den Kopf: »Nicht eigentlich. Ich bin nur an manchen Abenden hier, um Fragen zu beantworten, wenn jemand etwas zu fragen wünscht. Ich ... leite die Mission hier am Orte.«
- 3240 Leo Flamm kann sich nicht vorstellen, wie in einem Lande, das von Juden aufgebaut werden soll, Raum für eine Mission ist. Altmann lächelt nachsichtig. »Es ist Raum dafür. Glauben Sie mir. Denn glauben Sie wirklich, dass dieser Aufbau eine Sache der Wirtschaft und der Kolonisation sei? Er ist eine Frage des Glaubens. Ohne Glauben werdet ihr nichts aufbauen.«
- »Das heisst also« sagt Flamm, »dass Sie mit uns um die Frage kämpfen wollen, mit welchem Glauben wir aufbauen müssen?« Altmann nickt. »Ja. Das ist unsere Aufgabe hier. Eine schwere Aufgabe. Denn wenn die meisten von euch auch garkeinen Glauben haben, verteidigen sie ihren Glauben doch hartnäckig. Aber es ist zwecklos. Ich weiss es von mir selber. Ich war auch einmal Jude. Aber jetzt habe ich heimgefunden ...«
- 3245 Leo Flamm erhebt sich. »Ich glaube nicht, Herr Altmann, dass ich ein geeigneter Partner für ein solches Gespräch bin.« Altmann sagt: »Ein Partner ist jeder, der unter dem Leben in diesem Lande leidet. Jeder, der – wie Sie – abends verlassen und heimatlos durch die Strassen geht, um sich irgendwo Unterschlupf zu suchen. Jeder, der mit Hoffnungen kam und jetzt am Abgrund geht ...«
- Flamm unterbricht ihn: »Ich danke Ihnen für die Gastfreundschaft, Herr Altmann. Ja, ich bin hungrig und obdachlos. Aber daran ist niemand schuld als ich selbst. Und wenn es zwischen mir und den anderen eine Rechnung auszutragen gibt, dann trage ich sie selber aus. Ich brauche keinen Vermittler. Gute Nacht.«

3255 Das wird die dritte Nacht in den Dünen. Der folgende Tag ist schwer. Leo Flamm marschiert durch die Strassen. Die Häuserzeilen sind nicht immer klar zu erkennen. Und zuweilen will er sie nicht klar sehen. Das ist immer dann, wenn in einem Schaufenster Lebensmittel ausgestellt sind. Einmal geht er durch eine Strasse, die ihm vertraut scheint. Er denkt nach. Voll Schrecken kommt ihm die Erkenntnis: da wohnt ja Frau Simson. Dass sie ihn sehen könnte, obdachlos, hungrig, durstig – das ist ein Gedanke, der seine Schritte beschleunigt. Er gerät in Strassen, in denen er nie
3260 zuvor gewesen ist. Die Stadt ist grösser, als er gedacht hat. Ganz unbekannte Wohnviertel tun sich vor ihm auf. Hier ist es auch leichter zu gehen, denn alle Strassen scheinen bergab zu führen.

Die Stunden sind ein fiebriger Kreislauf. Es dämmt. Es wird Abend. Er spürt den Hunger nicht mehr. Er ist in einer grossen, nebelhaften Schwäche untergegangen. Hier und da sitzen Menschen vor kleinen Kaffeehäusern, in hellen Anzügen, die wie weisse Flecken sind. Er geht an den Tischen vorüber und sagt in Gedanken: bitte geben Sie mir ein
3265 Stück Brot und ein Glas Thee. Dann versucht er, die Menschen anzuschauen, ob sie ihn wohl verstanden haben. Aber keiner sieht ihn an. Sie haben ihn offenbar nicht gehört. Er denkt seine Bitte noch lauter. Aber es ist wohl nicht laut genug. Er geht weiter und späht nach anderen Kaffeehäusern aus. Es ist unlogisch, denkt er. Es müsste ein Theehaus sein, denn ich habe nur Anspruch auf Brot und Thee.

Dann sieht er eine Aufschrift: Theestube. Das gefällt ihm. Aber es sitzt niemand draussen auf der Strasse. Er späht vorsichtig durch den dünnen Vorhang der Türscheibe. Er sieht einen kleinen Raum, mit schönen, hellen Möbeln. Alle
3270 Tische sind besetzt. Im Hintergrunde des Raumes ist ein Buffet, elfenbeinweiss, und darüber, farbig, Vitrinen, in denen Gebäck ist. Flamm sieht es ganz deutlich. Eine Frau geht am Buffet vorüber und trägt auf einem Tablett ein glänzendes hochrotes Theegeschirr. Es ist eine grosse, schöne Frau mit dunkler Haut und reichem braunen Haar. Auch das sieht er deutlich, und er glaubt, dass er sie schon einmal gesehen hat ...

Aber das sind Hungerphantasien. Er nimmt seine Wanderung wieder auf. Es ist an der Zeit, dass er sich einen
3275 Unterschlupf für die Nacht sucht. Er möchte wieder an den Strand gehen und im Schutz der Dünen schlafen. Aber er hat die Richtung verloren. Das Gehen wird immer mühsamer. Plötzlich steht er wieder vor der Theestube. Die Türe wird geöffnet. Gäste kommen heraus. Er sieht durch den Türspalt, dass drinnen nur noch ein Tisch besetzt ist. Da kommt ihm ein rettender Gedanke: er wird an der Hauswand neben der Türe stehen bleiben und warten, bis die letzten
3280 Gäste fortgegangen sind. Dann wird er hineingehen, ein nächtlicher Bettler, und von der Wirtin ein Glas Thee erbitten und ein Stück Gebäck, denn es ist ja noch etwas vom Tage übrig geblieben ...

Er steht an die Hauswand gelehnt und schaut vor sich hin. Er möchte in den Himmel schauen und in die Sterne. Aber wenn er den Kopf hebt, wird ihm schwindlig und er fürchtet, dass er zu Boden fällt. Er schläft für Sekunden ein. Dann wacht er mit einem Schrecken auf, mit einer Panik, er könne das Fortgehen des letzten Gastes überhört haben und die
3285 Türe wird geschlossen und er hat nicht Thee und Gebäck bekommen! Aber nein: noch ist Licht in der Theestube. Noch sitzen Gäste an einem Tisch.

Es scheint Stunden zu dauern, bis sie fortgehen. Aber dann stehen sie in der offenen Türe, müde und gähmend und schlendern langsam die Strasse hinunter. Die Türe bleibt hinter ihnen offen. Leo Flamm rüstet sich zu seiner Bitte. Er streicht an seinem Anzug herunter, als müsse er Staub abstreifen. Dann geht er mit wankenden Knien in die Theestube
3290 hinein.

Die braune Frau steht am Tische und räumt das rote Geschirr zusammen. Wie sie den Schritt hört, wendet sie sich um, wendet sie ihr Gesicht Leo Flamm zu, sieht Karola aus grossen, braunen, unmässig erschreckten Augen auf Leo Flamm. Es drückt ihm etwas die Kehle zusammen. Er will sprechen ... Thee ... und Gebäck. Aber sein Mund verzerrt sich nur. Ein Lächeln aus Krampf und Ohnmacht kriecht über sein Gesicht. Der Raum, tanzt. Er lässt sich
3295 hineinfallen. Er hört noch als letztes das Schmettern von Geschirr und einen Aufschrei: »Liebster! Liebster!« ...

IV.

3300 In dem gleichen Hause, in dem die Theestube ist, im Süden der Stadt, hat Karola sich eine stille, schattige Wohnung eingerichtet. Eine volle Woche verbringt Leo Flamm dort. Die ersten Tage sind fiebrig und verdämmt. Dann sind sie gelassen, friedlich ausruhend. Er ist die meiste Zeit allein, liegt auf der Terrasse und schaut gedankenlos über das Meer. Wenn Karola aus der Theestube heraufkommt – zuweilen ist es schon nach Mitternacht – erzählt sie von dem Alltag, den sie da unten verbringt. Sie tut es halb wie im Spiel, mit Spöttereien gegen Gäste und Karikaturen von
3305 Lieferanten; und halb tut sie es sachlich, als wollte sie ihm Rechenschaft darüber ablegen, wie das Geschäft steht und was es einträgt.

Aber von sich selbst sagt sie nichts, was er nicht zu wissen verlangt; und sie fragt nichts aus ihm heraus, was er nicht sagen will. Er will nicht viel sagen, denn er kann nicht viel sagen. Wären die Ereignisse von gestern in ihm

abgeschlossen, dann hätte er darüber sprechen können. Aber sie sind noch ungeordnet. Er ist noch nicht mit ihnen
3310 fertig. Je mehr er sich erholt, desto hartnäckiger wird in ihm die Vorstellung, dass er eine Niederlage erlitten hat. Er
hat sich beiseite drängen lassen. Er hat das Feld geräumt. Er hat sich nicht behauptet. Aber was hätte er tun sollen? Er
weiss die Antwort: er hätte in den Kreis dieser Menschen hineingehen und zusammen mit ihnen arbeiten sollen, um
hinter das Gesetz, hinter die Triebkraft, hinter das Geheimnis ihres Lebens und ihres Verhaltens zu kommen.

Aber statt dieses Opfer zu bringen, ist er seiner Wege gegangen. Das ist bequem. Karola hat es sich nicht so bequem
3315 gemacht. Sie hat einfach die Dinge angepackt, wie sie sind, ohne etwas in sie hineinzutragen, was nicht in ihnen ist.
Es ist ein Irrtum, zu glauben, dass hinter jedem Ding des Alltags eine Idee steckt. Es ist Sache der Narren und
Phantasten, auf Enthüllungen zu warten, wo nichts zu enthüllen ist. Darum sind sie untüchtig für das Leben. Karola ist
anders. Sie hat ihren Weg gefunden. Und er ... steht ausserhalb ...

Er weiss: das ist nicht wahr. Er spürt: sie ist in jeder Sekunde für ihn da, und sie hält immer unsichtbare Hände
3320 ausgestreckt. Aber er weiss nicht, wie er diese Gebärde der Bereitschaft und der Liebe annehmen soll. Dass einer von
ihnen einen Weg gefunden hat, ist doch nicht genug, es sei denn, er sei so stark, dass er den anderen mit sich auf
diesen Weg nehmen kann. Hier wäre es an ihm, stark zu sein, sich einen Weg zu bahnen und Karola zu sagen: Komm.
Und da er das nicht sagen kann, schweigt er, während sein Herz immer schwerer und bedrückter wird.

Karola lebt alle diese Schwankungen seines Denkens und Fühlens mit. Es geschieht ihr zum ersten male in ihrem
3325 Leben, dass sie ohne jede Bedingung zu einem Menschen Ja sagt, und das gibt ihr Kräfte, von denen sie gestern noch
nichts gewusst hat. Für sie hat das Leben in diesem Lande nicht damit begonnen, dass sie nach irgend welchen Ideen
gesucht hat, dass sie irgend etwas von den Menschen erwartet und erhofft hat. Für sie hat es damit begonnen, dass sie
einen Menschen liebt. Für sie liegt in dieser Begegnung mit Leo Flamm alles eingeschlossen, was ihr Herz vom Leben
erwartet. Wenn sie es jetzt noch meistern könnte, ihn zur Ruhe zu bringen, ihn bei sich zu behalten, ihn innerlich und
3330 äusserlich frei zu machen: dann könnte man dieses Leben anpacken und gestalten.

Eines Abends, wie sie früher als sonst in die Wohnung hinaufkommt, legt sie ihm ein par Hefte hin, einfache
Schreibhefte, wie Schüler sie benutzen. Sie sagt lachend: »Ich verstehe nicht viel von Buchführung. Aber ich habe
gewissenhaft alles aufgeschrieben. Willst du es dir nicht einmal ansehen?«

Er öffnet erstaunt das erste Heft. Da sind mit grossen, deutlichen, etwas ängstlichen Schriftzügen Notizen und Ziffern
3335 eingetragen. Vornean steht ein Datum. Es ist das Datum, an dem das Schiff an die Küste gekommen ist. Darunter
steht: »Empfangen von L. F. ...« und dahinter eine Summe Geldes.

Er lässt das Heft sinken. »Was ist das?« fragt er mit halber Stimme. Sie neigt sich vor. »Das? Das ist das Geld, das ich
für dich mitgenommen habe.« – »Für mich mitgenommen?« – »Ja. Du hast es mir doch in den Koffer gelegt. Ich sollte
es doch für dich aufheben, nicht wahr?« Er schweigt beklommen. Karola nimmt seine Hand. »War es nicht so
3340 gemeint? Du wolltest mir doch nicht Geld in die Hand drücken und mich auf den Weg schicken, nicht wahr? Du hast
doch gesagt: Wir sehen uns später ...« Er nickt und fühlt eine unendliche Scham in sich brennen.

»Ich habe gewusst, Liebster, dass du eine zeitlang alleine sein wolltest. Inzwischen bin ich dahin gegangen, wohin
man mich geschickt hat. Es war sehr schön in Giwath ha'ilanoth. Ich liebe Bäume und Tiere. Ich bin damit
aufgewachsen. Ich habe Freude an der Landarbeit. Sie ist nicht zu schwer für mich. Ich wäre auch sehr gerne dort
3345 geblieben ...«

Leo Flamm erinnert sich seines Besuches in Giwath ha'ilanoth. Da ist noch eine Frage in der Schweben geblieben, die
er nicht fragen konnte. Vielleicht ist es besser, sie ungefragt zu lassen. Aber das ergäbe eine Unsicherheit, die dieses
einfache, offene Gespräch nicht verträgt. »Warum bist du fortgegangen?«

Karola seufzt, so wie eine Mutter über ein Kind seufzt, das ihr Sorgen macht. »Wie konnte ich da bleiben? Wie ich
3350 deinen zweiten Brief gelesen habe, da habe ich dich plötzlich ganz deutlich vor mir gesehen, dich und die Pension und
die Menschen darin, und die Pläne, die sie alle machen, und wie du ihnen doch glaubst ... mit dem Herzen, weisst du,
nicht mit dem Gehirn ... Ich habe mir gesagt: irgend etwas wird er tun, was seine Phantasie reizt, was schön ist und gut
... und unvernünftig. Und da habe ich Angst bekommen: wenn ich das Geld einmal verliere, das er mir anvertraut hat
Ich habe auch Angst gehabt, es irgendwo anzulegen. Ich weiss ja nicht, wem ich trauen kann. Und so habe ich es
3355 selber angelegt. Das schien mir am einfachsten und sichersten.«

Karola hat sich in Eifer geredet. Sie durchlebt alle Stadien dieser Sorgen und Entschliessungen noch einmal, und sie
verrät damit, wie sie alles auf ein Ziel abgestellt hat: ihm ein Stück Sicherheit vorzubereiten, als Ausgleich für die
Möglichkeiten, die sie für ihn befürchtet hat. »Weisst du: man kann die Theestube jeden Tag verkaufen, sogar mit
Gewinn. Sie hat einen guten Namen. Aber es eilt nicht. Du kannst es dir in Ruhe überlegen. Wenn es in den
3360 chemischen Fabriken keine Arbeit für dich gibt, kannst du dir vielleicht eine Drogenhandlung dafür kaufen. Aber es
eilt nicht. Wir haben ja Zeit ...«

Sie sagt es immer wieder: »Wir haben ja Zeit.« Es klingt zuversichtlich. Aber sie hat doch Angst dabei. Sie horcht

vergeblich in sich hinein. Irgend etwas will sich nicht so fügen, wie sie es erwartet hat. Leo Flamm blättert in den Heften, als wolle er das Plus und Minus der Theestube ergründen. Aber seine Gedanken sind anderswo. Er weiss
3365 wohl: was Karola ihm vorschlägt, ist gut und praktisch und vernünftig. Es sichert seinen Alltag. Es würde ihn sichern ... wenn er nicht viel zu verschlossen und trotzig wäre, Hilfe anzunehmen. Es würde ihn über alle Konflikte und Probleme hinausheben ... wenn er nicht zugeben müsste, dass er garnicht den Willen hat, ihnen auszuweichen. Er hat mit der Sachlichkeit kokettiert. Jetzt grinsen ihn alle seine sachlichen Entschlüsse höhnisch an: na, wie wäre es, Freund Flamm, wenn wir jetzt auf dem Markt des Lebens erscheinen, und mit Fäusten und Ellenbogen um uns
3370 schlagen?, wenn wir uns Platz machen, uns Stellung, Beruf, Verdienst, Sicherheit erkämpfen?, wenn wir uns um niemand kümmern als um uns selbst?, wenn wir uns mit tiefem Pathos sagen: ich habe die moralische Pflicht, für das eigene Nest zu sorgen?, wenn wir uns ein wenig in den Phrasen des Gemüts und der Rechtlichkeit üben, mit denen die Gemütlosen und die Unrechtlichen Fangball spielen?

Leo Flamm legt die Hefte beiseite. »Glaubst du, Karola: wenn ein Mensch eine Welt verloren hat, in der er einmal
3375 gelebt hat ... ich meine: eine Welt, in der er wirklich gelebt hat ... mit seinen Gedanken und seiner Liebe, mit seinen Wünschen und Hoffnungen ... was glaubst du: kann er sich dann eine andere Welt dadurch aufbauen, dass er sich ... einen Laden einrichtet, und an dem vorüber geht, was ein neues Leben sein kann?«

Karola senkt den Kopf. Jetzt weiss sie, was in ihm vorgeht. Sie sagt mit tiefer Stimme: »Nein. Er kann es nicht.«

Wie sie am folgenden Abend in die Wohnung hinaufkommt, ist Leo Flamm nicht mehr da. Sie weiss: er ist
3380 fortgegangen. Sie erschrickt nicht. Kaum, dass sie es anders erwartet hat. Jetzt wird er noch einmal versuchen, sich in das Leben hineinzubeissen. Er wird noch einmal den Zusammenstoss erleben, der eintreten muss, wenn ein Glaube und eine Wirklichkeit sich treffen. Und dann wird er zu ihr heimkommen. Sie weiss es. Und sie beginnt, alles auf diesen einen Tag auszurichten. –

Leo Flamm ist schon in den Morgenstunden fortgegangen. Dieses Fortgehen ist ein Ausweichen vor einer neuen
3385 Niederlage. Er hat gegen die Versuchung anzukämpfen, sein Leben auf eine Bahn ohne Widerstand, auf ein totes Geleise zu schieben. Aber die Verlockung darin ist dennoch gross. Sie wächst mit jeder Minute, da er wieder durch die heissen Strassen geht. Es gelüstet ihn nicht, die Erfahrung der letzten Woche zu wiederholen. Wenn er jetzt noch einmal trotzig davon geht, dann muss es schon einen greifbaren Sinn haben. Aber der Sinn ist nicht da, weil er sich keine klare Aufgabe gesetzt hat. Was will er jetzt eigentlich beginnen? Wenn er den Mut hätte, jetzt zurückzugehen,
3390 dann würde Karola es ihm sagen. Aber er hat den Mut nicht. Zum Mut gehört, dass einer volles Vertrauen zu sich selbst hat, und auch dieses Vertrauen hat er nicht.

Er steht vor einem Hause und sieht nachdenklich in den Korridor hinein. Das Haus scheint ihm bekannt. Da hört er über sich eine Stimme rufen: »Ja, ist schon richtig.« Er schrickt zusammen. Das ist Frau Simsons Stimme. An Frau Simson hat er in all diesen Tagen nicht gedacht. Gewiss hat er den Gedanken an sie verdrängt, weil sie gesiegt hat.
3395 Aber er neidet ihr den Sieg nicht mehr, da er bereit ist, aus seiner Niederlage zu lernen.

»Sie wollten zu mir, nicht wahr?« ruft Frau Simson vom Balkon herunter. Er will nicht ja und nicht nein antworten. Er sagt statt dessen: »Kann ich einen Augenblick zu Ihnen hinaufkommen?« – »Zu mir können Sie immer kommen« schreit sie mit ihrer barschen Stimme.

Frau Simson hat zum ersten male ihre Gelassenheit verloren. Sie schluckt vor Aufregung. Sie nimmt ihn wie ein Kind
3400 bei der Hand und führt ihn in das Zimmer, in dem er gewohnt hat. Sie sieht ihn mit einer verdrossenen Nachdenklichkeit an. »Na, weggelaufen?«

»Von wem weggelaufen?« fragt er überrascht. Frau Simson hat wieder ihr altes Gleichgewicht der Aggressivität gefunden. »Na, tun Sie doch nicht so dumm. Von Karola natürlich. Ja, jetzt sperrt er den Mund auf. Sie meinen wohl, ich wüsste von nichts? Merken Sie sich eines: Frauen sind die geborenen Detektive. Aber wenn Sie sich da nur
3405 aufpöppeln lassen, um nach acht Tagen wieder wegzulaufen, dann hätten Sie ja gleich zu mir kommen können. Aber ich bin ja nur eine Zimmervermieterin ...«

Leo Flamm nimmt ihre schwere Hand. »Ich muss etwas mit Ihnen bereden. Etwas sehr ernstes und dringliches. Darf ich?« – »Eigentlich nicht« brummt sie. »Es ist unfair gegen Karola.« Er schüttelt den Kopf. »Das sind zwei ganz getrennte Gebiete. Hier handelt es sich um ein Problem ...«

Sie äfft ihm nach. »Problem! Sie haben sich ja schon ganz gut eingewöhnt. Sie reden ja schon genau so wie die anderen. Problem! Wenn die nicht gerade Stroh oder Ziffern im Kopf haben, haben sie Probleme darin. Wenn ihr wüsstet, wie komisch ihr wirkt, ihr ... Gehirnakrobaten! Könnt ihr überhaupt noch unbefangen leben, so wie ein normaler Mensch lebt: mit dem Herzen und mit dem Gefühl und mit dem Gewissen?«

Leo Flamm ist tief betroffen. »Vielleicht ist etwas richtiges darin. Wahrscheinlich sind wir alle schon sehr degeneriert.
3415 Aber man muss doch auch damit fertig werden, nicht wahr? Wenn Sie mich nur einmal anhören wollten, dann möchte ich Ihnen etwas erzählen ...«

Er beginnt zu erzählen, sehr zögernd, sehr sachlich, und ohne sich selbst dabei zu schonen. Frau Simson hat den Kopf seitwärts geneigt und hört aufmerksam zu. Dann sagt sie: »Alles, was Sie da treiben, ist Kinderei. Ich persönlich bin nicht objektiv, denn ich liebe solche Kindereien. Und ich bin dafür, dass Kinder ihren Willen bekommen, damit sie aus der Erfahrung lernen. Das Vernünftige wäre, sich jetzt eine Drogerie zu kaufen und langsam Kalk anzusetzen, Schön ist es nicht.«

»Und was wäre schön?« fragt Flamm. – »Schön wäre es, die andere Seite von Palästina kennen zu lernen. Gehen Sie auf das Land. Arbeiten Sie dort. Unsere Städte liegen alle in Europa. Und in keinem guten Europa. Aber auf dem Dorfe finden Sie hier und da Spuren ... vom Heiligen Lande.«

Flamm fragt vorsichtig: »Sie meinen wirklich, ich sollte in eine Gemeinschaftssiedlung hineingehen ...« »Das meine ich nicht. Da passen Sie nicht hinein. Es gibt private Dörfer, wo Sie bei Bauern arbeiten können. Ich werde Sie nach Bejt Amal schicken. Da ist es gut. Da sind Sie auch nicht so ... fremd. Da sind Menschen, die aus Ihrem Milieu kommen. Da werden viele als Bauern trainiert. Ich gebe Ihnen einen Brief mit. Mein Junge hat da auch gearbeitet.«

Leo Flamm hat lebhaftere Erinnerungen an den Tag seiner Landung. »Ja, auf ein Dorf möchte ich gehen. Aber bitte: ich möchte schnell gehen. Ich kann die Strassen nicht mehr sehen. Ich muss vom Pflaster herunter kommen! Es bringt mich um!«

Schon am frühen Nachmittag macht er sich auf die Fahrt. Frau Simson bringt ihn an den Autobus. Da hilft kein Wehren. »Meinen Jungen habe ich immer zum Autobus gebracht. Warum soll ich ein fremdes Kind nicht auch hinbringen?«

Der Tag ist noch hell, wie der Autobus von der Landstrasse in den Dorfweg einfährt. Bejt Amal liegt auf einer geringen Anhöhe. Es ist in grossen Kreisen mit vielen Häusern, vielen Bäumen und vielen Wegen um einen Mittelpunkt aufgebaut. Es wirkt wie ein wohlhabendes, geschäftiges Dorf. Es hat den guten Geruch von Land und Stallungen. Es hat die guten Farben von Gärten und Beeten, von Obstbäumen und Blumen. Es hat ein Gesicht von Mühe und Ertrag, von Arbeitsamkeit und Fruchtbarkeit. Leo Flamm gewinnt es schon lieb, wie er da in den Strassen steht, den Brief in der Hand, etwas ungenlenk und freudig aufgeregt.

Er fragt sich nach dem Hofe des Bauern Salman Neiger durch. Er liegt im mittelsten Ring des Dorfes, im Bau und in der Anlage ganz gleich den übrigen Häusern und Stallungen, und doch von ihnen unterschieden. Das Tor ist offen, da die Torpfosten zur Seite gesunken sind. Im Hofe sieht es aus, als habe seit Monaten kein Besen ihn berührt. Über dem Hause liegt ein leichter Hauch von Verfall. Hier und da ist der Verputz von den Wänden gefallen, eine Stufe eingesunken, eine Bank in sich zusammen gefallen. Es sind alles nur kleine Dinge. Aber zusammen ergeben sie einen ersten Eindruck: hier fehlt eine arbeitende, ordnende Hand.

An der Seite des Hauses ist eine offene, hölzerne Veranda. Dort sitzt eine Frau an einem Tisch und putzt Gemüse. Sie tut es mechanisch. Neben ihr auf dem Tisch liegt ein Buch, in dem sie gleichzeitig liest. Sie hört Schritte im Hof und hebt graue, verschleierte Augen. Sie sieht einen jungen Menschen dort stehen, der nicht zum Dorfe gehört. Mechanisch glättet sie die Haare, leicht grau getönte Haare, die einmal blond gewesen sein mögen. Leo Flamm geht auf sie zu und steht diesseits der Holzbrüstung. Er hält den Brief in der Hand. »Hier wohnt Salman Neiger?« Sie nickt. »Neiger ist noch auf dem Feld. Wollen Sie etwas von ihm?« – »Ja. Ich möchte bei ihm arbeiten. Hier ist ein Brief.«

Riwka Neiger nimmt den Brief, reisst ihn sorglos auf und fliegt darüber hin. Ihre Augen verschleiern sich noch mehr. Sie sieht Leo Flamm prüfend an. Der Blick ist beinahe feindselig. »Anstelle von Hans Simson?« fragt sie. Flamm versteht nicht. »Frau Simson hat mir den Brief gegeben ...« Sie unterbricht gereizt: »Das sehe ich ja. Also Sie wollen Hans Simson ersetzen?« Er weiss keine Antwort. Er will niemanden ersetzen. Er will arbeiten. Frau Neiger sieht wieder auf ihre Arbeit. Es kämpft etwas in ihrem Gesicht. Sie fragt: »Was hat Frau Simson Ihnen erzählt?« – »Worüber denn?« – »Ist schon gut« sagt Riwka Neiger leise. Aber dann stösst sie plötzlich heraus: »Für Hans Simson gibt es keinen Ersatz!«

Leo Flamm spürt Zusammenhänge. Aber er will sie nicht zur Kenntnis nehmen. »Soll ich hier auf Neiger warten?« fragt er. Sie nickt. Da wendet er sich dem Hofe zu, den Stallungen, den Hühnerhaus. Es ist alles so interessant, dass es ihm nicht in den Sinn kommt, Frau Neiger könne ihm anbieten, auf der Veranda Platz zu nehmen, etwas zu trinken, etwas zu essen.

Neiger kommt bald. Er ist ein gedrungener, vierschrotiger Mann mit bedachten und langsamen Bewegungen. Ein grauer, dichter Bart reicht ihm bis an die Brust. Er hält eine Zigarette zwischen den Lippen, und sie bleibt dort hängen, während er spricht. Dann dringt der Rauch in aufgelösten Schwaden durch die Barthaare. Seine Augen sind in unendlich viele Falten eingebettet und blicken scharf, misstrauisch, schlau. Er prüft zunächst einmal die Gestalt des neuen Arbeiters, ob sie wohl Kraft genug verrät. Die Prüfung geht gut aus. Dann geht er direkt auf das Ziel los. »Lohn kann ich nicht zahlen. Sie sind Anfänger. Und der Hof bringt nicht viel ein. Sie bekommen ein Zimmer und Essen. Frau Neiger ist eine gute Köchin ...« Seine Stimme hat nichts von ihrer bedächtigen Langsamkeit verloren. Es ist nicht

zu unterscheiden, ob sie ernsthaft oder spöttisch ist. Leo Flamm sieht nur an Frau Neigers unwilliger Gebärde, dass hier ein Spott beabsichtigt war.

»Ich bin bereit, ohne Lohn zu arbeiten« sagt er. Neiger lässt Rauchwolken aufsteigen. »Ihr Vorgänger, der Hans Simson, hat Lohn bekommen. Er war ein guter Fachmann. Schade, dass man ihn totgeschossen hat. Er konnte den
3475 Salman Neiger vertreten, in jeder Beziehung.« Wieder ist die Stimme langsam und unbeteiligt. Aber Frau Neiger steht auf und geht in das Haus. Neiger fährt fort. »Es arbeitet noch ein Bursche aus der Jugendgruppe bei mir, der Nachum. Er wird Sie anlernen. Und nun will ich Ihnen Zimmer zeigen.«

Das Zimmer ist nicht im Hause. Es ist auch nicht eigentlich ein Zimmer. Es ist einer jener Möbelverschläge, in denen Einwanderer der Urväter Hausrat mitzubringen pflegen und die im Lande den Namen Lift führen. Er steht im
3480 Obstgarten zwischen Orangenbäumen. Ausser einem Feldbett steht nichts darin. »Es war noch ein Schrank da. Aber den hat Nachum sich ausgeborgt« sagt Neiger bedauernd. Leo Flamm fragt: »Hat Hans Simson hier auch gewohnt?« Über Neigers Gesicht kriecht eine Rauchwolke. »Das geht Sie nichts an« sagt er und speit den Rest der Zigarette zu Boden. »Um 7 Uhr wird Abendbrot gegessen.« Dann geht er.

Leo Flamm ist entschlossen, sich um nichts als seine Arbeit zu kümmern. Die Bedingungen sollen ihn nicht drücken.
3485 Allerdings wehrt sich in ihm ein Drang zur Ordnung und eine Liebe zur Form gegen den allzu kahlen Raum. Er findet im Wagenschuppen einige alte Kisten und, verstreut hier und da, Tischler-Werkzeug. Noch vor dem Abendessen gelingt es ihm, einen Tisch, einen Stuhl und eine Borte schlecht und recht herzurichten. Damit ist die Illusion eines Wohnraumes geschaffen. Zugleich laufen Pläne für den weiteren Ausbau durch die Handreichungen.

Das Abendessen wird auf der Terrasse eingenommen. Neiger sitzt schwer und gelassen da, ein Stück Scholle, unter
3490 dem Gedanken ruhen. Er verschlingt Mengen, die Leo Flamm zum Staunen bringen. Frau Neiger ist schweigsam und abweisend. Sie rührt kaum etwas von den Speisen an. Von Zeit zu Zeit streift sie mit ihrem grauen Blick den neuen Arbeiter. Die Falten über ihrer Stirne vertiefen sich. Es kostet Leo Flamm einigen Zwang, zu essen. Die Luft ist so mit Spannung geladen, dass sie bedrückt. Aber er stärkt nur seinen Entschluss, nichts von diesen Dingen zur Kenntnis zu nehmen. Er hat hier das Handwerk des Bauern zu lernen, sonst nichts. Also bleibt nur der Weg, sich in sich selber
3495 abzuschliessen und sich mit einem Schutzwall der Gelassenheit zu umgeben.

Das gelingt ihm in einem Masse, dass er zusammenschrickt, wie Neiger ihn anspricht. »Sie können tischlern?« – »Ja.« – »Fachmännisch?« – Unwillkürlich über nimmt Leo Flamm die kurze Sprechweise: »Ausgebildet.« Neiger gräbt Erde unter seinen Fingernägeln hervor. »Sie bauen sich da einen Salon, ja?« – »Es kommt auf den Maasstab an, den man anlegt.« Neiger nickt zustimmend: »Ich lege den Maasstab des Bauern an. Wir haben genug notwendige Dinge
3500 zu tun. Das sind so Spielereien von Stadtmenschen. Import von Westeuropa. Kokettieren mit Aesthetik und so.« Leo Flamm antwortet nichts. Jetzt versteht er den Sinn der eingesunkenen Torpfosten, der schadhafte Schwelle, des ungefegten Hofes. Es ist nicht das Fehlen einer ordnenden Hand. Es ist das Fehlen eines Willens zur Ordnung. Aber er schweigt. Frau Neiger sieht ihn an. Sie schüttelt kaum merklich den Kopf und steht auf. Neiger sitzt noch eine Weile rauchend, nachdenklich, abwesend da. Dann steht er auf und geht über den Hof, durch das Tor, auf die Strasse und in
3505 das Dorf hinein.

Flamm sitzt da und vergisst die Menschen und ihren verborgenen Hader. Die Welt wird friedlich und füllt sich, wie die Stille des Abends tiefer wird, mit den Geräuschen eines Bauernhofes. Ein Maulesel stampft im Stall. Kühe
brummen. Aus dem Hühnerstall bricht von Zeit zu Zeit sinnloses, aufgeschrecktes Gackern. Von den Feldern her hört man Schakale grell, hungrig, mit dummer Aufdringlichkeit heulen. Der Himmel überwirft sich mit blassem Blau, das
3510 grün hinter einer versinkenden Sonne her verdämmert. Dann werden die ersten Sterne hell, strahlend angezündet. Leo Flamm geht zu seinem ›Salon‹ im Obstgarten. Er hockt noch eine Weile vor der Türe, still, der Landschaft, der Erde, dem Grün der Bäume willig ausgeliefert. Dann legt er sich müde und zufrieden schlafen.

Mit dem Morgendämmern steht er auf. Vom Hofe her hört er schon Stimmen. Neiger spricht, und eine sehr junge Stimme antwortet. Es ist Nachum, ein kräftiger Bursche mit zerzaustem Haar und vergnügtem Gesicht. Er sieht Leo
3515 Flamm von der Seite an und strahlt. »Na, Ihnen wünsche ich viel Glück.« – »Wieso?« – »Bei dem alten Neiger müssen Sie genau so viel arbeiten, wie Sie Muskeln haben, Haben Sie sich schon Ihr Frühstück verdient? Noch nicht? Na, dann wollen wir mal Mais schneiden gehen. Wenn der Wagen voll ist, dürfen Sie frühstücken.«

Er spannt die Maultiere vor den Ackerwagen, steht gespreizt da und treibt die Tiere mit wildem Geschrei und heftigem Peitschknall zum Galopp an. Leo Flamm hockt auf dem Boden und wird hin und her geschleudert. Nachum
3520 lacht und jagt die Tiere. Andere Wagen treffen auf der Dorfstrasse zu ihnen. Auf den meisten sitzen junge Burschen und Mädels. Sie grüssen sich mit Geschrei und veranstalten Wettrennen, bis sie sich auf die einzelnen Felder verteilen.

Leo Flamm lernt Mais schneiden und den Wagen beladen. Er lernt den Kuhstall reinigen und die Kühe füttern. Er lernt Unkraut hacken und Gemüse ernten. Er lernt die vielen hundert Handgriffe, aus denen die Arbeit eines Bauern sich zusammenfügt. Er ist in der ersten Woche nichts als eine rastlos arbeitende Maschine, die am Abend vor
3525 Müdigkeit den Dienst versagt. Was er denkt und beobachtet, vollzieht sich fast ohne Bewusstsein. Nur langsam fügen

sich die Eindrücke zu festen Vorstellungen zusammen. Es wird ihm immer mehr deutlich, dass hier drei Gruppen von Menschen leben. Da sind diejenigen, die als Bauern dieses Ortes erkennbar sind. Und da ist eine Schicht von erwachsenen Menschen, die nicht wie Bauern wirken, auch wenn sie deren Arbeit verrichten. Flamm hat wenig Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen, und Neiger sieht es auch nicht gerne. Aber soviel findet Flamm aus Bruchstücken der Gespräche heraus, dass sie Flüchtlinge Europas sind. Das Dorf hat sie aufgenommen, und da arbeiten sie, ohne Lohn, nur für das Essen und Trinken und ein Blechdach über dem Kopfe. Und da ist endlich eine Schicht von jungen Menschen, Jugendgruppen, aus den Verfolgungen des Exils gerettete junge Menschen, die hier zu Bauern ausgebildet werden.

Dieser Gruppe begegnet er im Laufe der ersten Wochen überall. Sie scheint – neben den alten Bauern – das Gesicht dieses Dorfes zu bestimmen. Die Flüchtlinge wirken dazwischen wie eine Schicht, die morgen verschwunden oder aufgerieben sein wird. Leo Flamm hält sich von ihnen fern, vielleicht unabsichtlich, vielleicht aus einer unbewussten Gegenwehr gegen die Erinnerungen seiner Reise über das Meer. Aber was ihn lebhaft anzieht, ist diese Jugend und das Bild des Morgigen und Zukünftigen, das sie in ihm wachruft. Er beneidet Nachum darum, dass er in einer solchen Gruppe lebt. Nachum sagt ihm: »Wir wundern uns schon lange, dass Sie nie zu uns herauskommen. Sie sollten uns einmal am Schabbat besuchen. Wir sind draussen neben der Schule, im Zeltlager.«

An einem Schabbat, wie die Morgenarbeit getan ist, macht Leo Flamm sich auf den Weg. Dabei entdeckt er einen ganz neuen Teil des Dorfes. Neigers Felder liegen im Osten, in das Tal hinein. Und mehr als diesen einen Weg ist Flamm noch nicht gegangen. Neiger findet immer irgend eine Arbeit für ihn, die gerade jetzt getan werden muss. Auch heute hat Neiger hinter ihm her gerufen, aber er hat es überhört, und Neiger hat sich offenbar mit dieser stillschweigenden Verneinung zufrieden gegeben. Jetzt geniesst Leo Flamm es doppelt, durch die unbekannten Wege wie ein Entdecker kleiner Dinge zu gehen.

Neben der Schule sieht er ein Zeltlager. Es umrahmt einen runden Platz. Dort sitzen Burschen und Mädels im Kreis auf dem Boden und hören einem älteren Manne zu, der zu ihnen spricht. Im Zentrum des Kreises erhebt sich ein Mast, und an seiner Spitze weht eine rote Fahne.

Leo Flamm bleibt in einiger Entfernung stehen. Er empfindet eine Scheu, da zu stören. Es kümmert sich auch keiner um ihn. Der Kreis dieser jungen Menschen wirkt so geschlossen und in sich gebunden, dass er alle auszuschliessen scheint, die nicht zu ihm gehören. Leo Flamm schaut alle Gesichter prüfend an. Er kennt viele von ihnen aus der Nähe der Arbeitsplätze. Aber Nachum ist nicht unter ihnen. Er tritt verlegen auf die Strasse zurück, und da sieht er etwas entfernt, jenseits der Schule, ein zweites Zeltlager. Er geht dorthin. Auch da sind die Zelte im Kreis geordnet und lassen einen Raum frei. Auch in diesem Raume sitzen Burschen und Mädels auf der Erde und hören einem Menschen zu, der zu ihnen spricht. Und auch hier ragt ein Mast auf und an seiner Spitze flattert eine blau-weiße Fahne. Das gleiche Fluidum abwehrender Geschlossenheit geht von dem Kreis aus. Aber aus dem Kreis hebt sich eine Hand und winkt. Das ist Nachum. Leo Flamm geht zu ihm und hockt sich neben ihm auf den Boden.

Der Mann, der in der Mitte des Kreises steht, ist hager und gebückt. Er spricht mit langsamer, etwas keuchender Stimme. Er hat gerade von den Anfangsjahren dieses Dorfes erzählt, von Steinen und Dornen, von Fährnis und Fieber, von Opfer und Aufbau. Es packt. Es ist etwas von Unbedingtheit und Kraft darin. Es schwingt eine menschliche Note mit. Es ist eine Legende vom Kampf der Brüder um Boden und Leben. Es ist ein Märchen vom Heldentum, ein bescheidenes, aber ein ehrliches. Aber der Erzähler selbst sieht müde und gebrochen aus. Leo Flamm hat ihn nie im Dorfe gesehen. Das Gesicht ist so leidend, dass Leo Flamm sich flüsternd zu Nachum wendet: »Wer ist denn das?« – »Der kleine Josef. Wie er wirklich heisst, weiss ich nicht.« – »Er wohnt hier im Dorf?« – »Nein. In Tel-Aviv.« Leo Flamm wundert sich. »Ist er ausgeschieden?« Nachum nickt nur. Mehr weiss er nicht.

Der kleine Josef berichtet jetzt, warum er hier zur Jugend gekommen ist: im nächsten Monat wird das Dorf 25 Jahre alt. Darum soll ein Fest gefeiert werden. Freunde aus dem ganzen Lande werden kommen. Eine Ausstellung soll zeigen, was geleistet worden ist. Die Jugend aber soll ihre Kraft zeigen und ein Sportfest der Jugend, der Generation von morgen veranstalten.

Leo Flamm ist von allem, was er gehört hat, so mitgerissen, dass er sich selber angesprochen fühlt, als gehöre er zu diesen jungen Menschen und als müsse er selber morgen auf den Sportplatz gehen, um an diesem Bild der Generation von morgen mitzuwirken. Wie der kleine Josef sich mit unsicheren Schritten aus dem freien Platz heraus an den Rand des Platzes begibt, wartet er voll Spannung, voll Neugierde auf irgend eine Fortsetzung, eine Antwort, eine zweite Rede, einen Ausbruch der Teilnahme oder der Begeisterung und Zustimmung. Aber nichts dergleichen erfolgt. Eine Weile herrscht Schweigen. Dann erhebt sich einer der Burschen und sagt: »Wir vom Sportverein Schimschon sind bereit, mitzumachen. Aber wir müssen erst unsere Zentrale fragen, ob wir gegen die Leute von Gideon spielen dürfen.« Der kleine Josef nickt, als wäre das eine ganz alltägliche Erwägung. »Wir werden ein neutrales Komitee gründen. Jeder Verein bekommt die gleiche Anzahl von Stimmen. Für dieses spezielle Fest werden alle politischen Fragen ausgeschaltet.«

Aber damit ist es nicht getan. Das Gespräch geht weiter, aber nicht über das Fest, nicht über seinen geistigen Inhalt, sondern über Komitee, Verteilung der Stimmen, Entscheidung bei Streitigkeiten, Vertretung nach aussen ... Leo Flamm horcht hell auf. Er reibt sich vor Ungeduld die Hände. Spricht hier die neue Jugend eines neuen Landes oder diskutieren hier politische Greise? Geht es um Menschen einer neuen Zeit oder um Mitglieder gestriger Gruppen? Er
3585 geht, wie die Versammlung abgebrochen wird, mit Nachum durch das Dorf. Er fragt: »Habt ihr eigentlich mit den Anderen da drüben Streit gehabt?« – »O nein« sagt Nachum. »Wir haben gar nichts mit einander gehabt. Es sind die prinzipiellen Unterschiede. Es sind weltanschauliche Dinge. Es sind politische Differenzen. Weiter nichts.«

Flamm sieht ihn von der Seite an. »Ja, sag mal, und dann ... dann könnt ihr nicht ohne weiteres zusammen Fussball spielen?« Nachum bleibt vollkommen ernst: »Natürlich nicht. Glaubst du, dass wir auf den Spielplatz gehen, wenn die
3590 anderen die rote Fahne rausstecken?« Leo Flamm sagt: »Und die werden nicht kommen, wenn ihr die blau-weiße Fahne raussteckt?« Nachum antwortet gelassen: »Natürlich nicht.«

Dieses »natürlich nicht« irritiert Leo Flamm. Ihm scheint es so durchaus unnatürlich. Da sind junge Menschen, vom Fluch der Verbannung einer Heimat zugetrieben, und stehen noch kaum auf eigenen Füßen, und sind schon in Lager zerspalten, reden schon von Weltanschauung, von Politik, von prinzipiellen Unterschieden. Aber vielleicht ist es doch
3595 natürlich? Er kennt sie nur, wenn sie arbeiten. Aber er kennt sie nicht, wenn sie denken, fühlen, empfinden. Was aber kann da so verschieden sein? Ist ihnen nicht vom Schicksal mit gleichem Masse zugemessen worden?

Die Neugier wird in ihm wach. Wie sie am zweiten Zeltlager vorüber kommen, sagt er: »Da ist Michael. Ich möchte ihm mal guten Tag sagen.« Nachum bleibt sogleich stehen. »Wie du willst« sagt er steif, wendet sich um und geht zurück. Es ist sichtbar, dass er gekränkt ist. Aber auch Michael, mit dem Leo Flamm jeden Morgen auf dem Wege
3600 zum Acker zusammentrifft, ist zurückhaltender als sonst. »Sie waren schon drüben?« fragt er und zeigt mit dem Kopf zum Lager von Schimschon. »Ja. Ich habe den kleinen Josef reden hören. Weisst du, wer er ist?«

Michael verzieht das Gesicht. »Ja. Ein Bürgerlicher. Ein Renegat. Erst war er Sozialist. Hat das Dorf mit gegründet. Jetzt hat er einen Posten in Tel-Aviv und gehört zu den Allgemeinen Zionisten.« Leo Flamm schüttelt den Kopf. »Davon verstehe ich nichts.« Michael zuckt überlegen die Schultern: »Das muss man eben verstehen, wenn man Land
3605 und Leute kennen lernen will.«

Leo Flamm schaut um sich. Da ist Lärm und Bewegung und Fröhlichkeit. Da hausen junge Menschen in primitiven Zelten und scheinen froh und unbesorgt. Da scheint die Sonne über Gärten und Felder, und ein Feiertag, ein Ruhetag geht mit gemessenen Schritten durch das Dorf. Aber da sind zwei Zeltlager, zwei Fahnen, zwei Namen von Helden aus dem Umkreis der Bibel, und zwei Welten. Leo Flamm verspürt keine Lust, sich den Ruhetag durch die zwei
3610 Zeltlager verstümmeln zu lassen. Er nickt freundlich. »Du hast Recht. Ich bin noch zu unerfahren.« Er grüsst und geht fort.

Michael schaut ihm zweifelnd nach. Irgend etwas gefällt ihm nicht daran, dass dieser Flamm in das Lager von Schimschon geht und dann zum Lager von Gideon kommt. Die Leute von Schimschon machen sich immer gleich an die Flüchtlinge heran. Es ist Material, das man leicht fangen kann. Sie sind ehemalige Kleinbürger, die nie in einer
3615 jüdischen Jugendgruppe, nie in einer jüdischen Partei waren. Die lassen sich überreden. Man braucht ihnen nur etwas von der jüdischen Nation und von der Einheit des Volkes und vom Aufbau des Heiligen Landes und ähnlichen Phrasen zu erzählen. Das genügt. Weltanschauung haben sie ja nicht. Die brauchen sie bei Schimschon auch nicht. Aber bei Gideon brauchen sie eine reale Weltanschauung. Da muss man Gesinnung haben, den Glauben an den Sozialismus als das Heil der bankerotten menschlichen Gesellschaft, an das Recht des Arbeiters, der alles schafft, an
3620 die Macht der Masse, die Gerechtigkeit auf Erden walten lässt und die Armut abschafft und alle Kriege verhindert.

Und jetzt haben sich die Schimshoniten an Leo Flamm heran gemacht. Dieser Flamm ist undurchsichtig. Er ist immer freundlich, ein wenig zurückhaltend, ein wenig überlegen. Das mag daran liegen, dass er viel älter ist als die Mitglieder der Jugendgruppen. Seinem Herkommen nach ist er aber auch ein Bürger. Er hat bürgerliche Manieren. Er geht am Schabbat mit einer Krawatte spazieren. Und er trägt einen weissen Leinenrock. Wie gesagt: ein typischer
3625 Bourgeois. Aber gebildet scheint er zu sein. Es wäre schade, wenn er Schimschon in die Hände fiele. Man sollte sich doch um ihn kümmern. Man müsste die rote Malkah einmal auf ihn hetzen. Malkah ist unübertrefflich in Diskussionen. Sie weiss auf alles eine Antwort. Wenn sie ihren roten Haarschopf hochwirft, macht sie auf jede Versammlung Eindruck. Michael beschliesst, dass Malkah Fühler ausstrecken soll.

Leo Flamm geht langsam durch die Dorfstrassen zum Hof zurück. Er beeilt sich nicht. Er weiss: wenn Neiger zuhause
3630 ist, findet er gewiss irgend eine Arbeit, die Leo Flamm am besten eben jetzt tun wird, da er doch sonst nichts zu tun hat. Und die Mahlzeiten am Schabbat sind mühsamer zu ertragen als an allen anderen Tagen. In der Woche deckt die Hast der Arbeit manches zu. Am Schabbat drängt keine Arbeit und werden keine Gedanken verdrängt; und drei schweigsame Menschen an einem Tisch, jeder so voll mit sich selbst beschäftigt, dass es aus jeder Bewegung und jeder Stirnfalte herausschreit, vollführen einen Lärm, der die Nerven zerreist. Leo Flamm wird sich nie an diese
3635 beiden Menschen und ihr tiefes inneres Zerwürfnis gewöhnen. Sie werden ihm immer fremd bleiben. Er wird bei

Salman Neiger etwas vom Ackerbau lernen, aber nicht vom Bauerntum. Die beiden sind keine Bauern. Sie üben nur einen bauerlichen Beruf aus.

Schon vom Tor aus sieht er, dass Riwka Neiger auf der Terrasse sitzt. Neben ihr ist der kleine Josef. Leo Flamm will mit einem Gruss vorüber gehen. Aber Riwka ruft ihn an und winkt ihm, zu kommen. Das hat sie noch nie getan. Sie ist heute noch unruhiger, noch zerfahrener als sonst. Ihre Augen sind glänzend und böse. Ihre Hände fahren immer wieder über das sorgfältig gescheitelte Haar. Aber eines sieht Leo Flamm mit Staunen: das nahende Alter ist von ihr gewichen. Sie ist jung geworden. Ein verhaltenes, unruhiges Leben drängt aus ihr heraus. »Da«, sagt sie, »der Josef will mit Ihnen sprechen.«

Josef lächelt freundlich. »Ich habe hier so etwas wie Vaterrechte an diesem Dorf. Darum interessiere ich mich für die neuen Menschen hier. Sie waren natürlich früher nicht Bauer?« – Flamm lacht: »Natürlich nicht. Ich bin es auch heute nicht. Ich lerne erst die Handgriffe.«

Josef stützt sich mit den Armen auf die Brüstung der Terrasse. »Sind Sie gerne hier? Gefällt es Ihnen hier?« – Leo Flamm zögert mit der Antwort. »Die Arbeit als solche macht mir noch viel zu schaffen ... Ich habe für nichts anderes Zeit und Kraft ... Ich bin eigentlich noch fremd hier ...«

Riwka mustert ihn mit einem kurzen, neugierigen Blick. Es ist etwas in diesem Blick, was in ihm eine unverständliche Gereiztheit erregt. Darum sagt er etwas, was er garnicht hat sagen wollen: »Ich glaube, dass man sehr lange in diesem Dorfe leben und doch ganz fremd bleiben kann.«

Er erschrickt; nicht vor seinen Worten, sondern vor dem plötzlichen Schweigen der beiden anderen. Dieses Schweigen sagt ihm, dass er etwas Gefährliches, Verborgenes angerührt hat. Er will gehen. Aber Josef lässt ihm nicht fort. »Das ist mir sehr interessant« sagt er eindringlich. »Haben Sie denn hier garkeinen Anschluss gefunden? Ich glaube doch, ich habe Sie heute Morgen in der Schimschon-Gruppe gesehen. Gehören Sie nicht dazu?«

»Nein« sagt Flamm. »Ich war nur Gast. Ich gehöre zu Niemandem ...« Er verbessert sich: »... zu keiner Gruppe.« Wieder sieht Riwka mit diesem kurzen, bohrenden Blick auf. Josef nickt: »Ich verstehe: Sie haben sich noch nicht entschieden.« Leo Flamm antwortet nicht. Das Gespräch nimmt eine Wendung, die er nicht will. Was wollen diese Menschen von ihm? Beide sind erregt, beide auf ihre eigene Weise. Er will nicht die Wand sein, gegen die sie sprechen. Aber er kommt nicht los. Josef senkt den Kopf und betrachtet die hageren, rastlosen Hände. »Von mir brauche ich Ihnen ja nicht viel zu erzählen, nicht wahr? Man wird doch dort über mich gesprochen haben. Ich setze das voraus ...«

Leo Flamm möchte ausweichen. Er möchte lügen, denn in diesem gesenkten Kopf ist ein Ausdruck von Hinfälligkeit und Niederlage und Ratlosigkeit. »Man hat mir gesagt, Sie wären einer der Gründer des Dorfes.« – »Mehr nicht?« – Leo Flamm schweigt und wird rot. Josef lacht kurz und heiser. »Na, den Rest kann ich mir denken: Bourgeois, Ausreisser. Je nachdem ob es Gideon oder Schimshon sagt. Aber eines haben sie gemeinsam: das zu hassen, was sie nicht verstehen.«

Leo Flamm steht wie auf brennenden Kohlen. Es ist zu hell für solche Gespräche, für solche verhüllten Bekenntnisse. Mitten am Tage soll man solche Kämpfe des Lebens nicht ausfechten. Es ist schamlos. Und doch kann er nicht von der Stelle gehen. Er spürt aus jeder Geste, dass Josef ihm etwas sagen, etwas anvertrauen, sich von einer Last erleichtern will. Wie muss es in ihm drängen, dass er ihm, einem fremden Menschen, Bekenntnisse anvertrauen will. Da hat man kein menschliches Recht, gelassen wegzugehen. So bleibt Flamm. Er sagt entschuldigend: »Ach, diese Burschen und Mädels sind ja alle noch so jung ...«

Da fährt Josef auf. Jetzt ist alle Hemmung von ihm abgefallen. Jetzt sind alle drei in einen Ring gespannt und es gibt kein Geheimnis mehr des einen vor dem anderen. »Jung, sagen Sie? Das eben sind sie nicht. Sie sind alt. Sie sind so alt, so greisenhaft wie die Dogmen, die Greise ihnen aufdrängen. Sie sind so alt wie Siegel auf Pergamenten. Sie sind so alt, dass sie sich nicht mehr entscheiden können. Die Zeit für Entscheidungen ist vorbei. Jetzt werden unsere Menschen schon nach alten Schablonen gestanzt. Wir, wir vor dreissig Jahren, haben noch Entscheidungen gekannt. Wir haben ein altes Leben aufgegeben und haben ein neues Leben angefangen. Wir sind in die Einöde gegangen, unter Felsen und Dornen, und Skorpione, unter Räuber und unter Malaria. Wir haben gejätet und gesät und geerntet. Wir haben unsere Kraft hergegeben und unsere besten Jahre und unsere Gesundheit und unser Denken. Wir haben geträumt und gesungen und geweint. Es ist etwas unter unseren Händen gewachsen. Es stand eines Tages ein Dorf da, gross, voll Zukunft. Zukunft, das will sagen: mit der Hoffnung auf ein neues Geschlecht. Ein Geschlecht der Gerechten, der Brüder, der Bauern mit Leib und Seele. Ich weiss: das sind Feiertagsgedanken. Und eines Tages ist der Alltag darüber gekrochen, ganz langsam, so unmerklich, dass die meisten es nicht sahen und es nicht zugeben wollten. Bauern? Ja, einige von ihnen sind Bauern geworden. Sie leben wirklich mit dem Land. Sie haben den Stolz des Bodens. Sie wissen, dass sie das Salz der Erde sind. Und Gerechte? Ja, es sind zehn Gerechte unter ihnen. Um ihretwillen wird Sodom nicht zerstört werden ...«

Riwka Neiger zuckt zusammen, als habe man sie geschlagen. Josef spürt es und wacht auf. »Habe ich Sodom gesagt? Ich wollte es nicht sagen. Das ist ungerecht. Sodom war verderbt. Bejt Amal ...« er hebt den Kopf zum Himmel, »Bejt Amal ist mehr als das! Es ist tot! Es hat sich getötet! Es hat den Gedanken verraten! Es glaubt nicht mehr an Brüder. Es glaubt an Genossen. Es glaubt nicht mehr an Gerechtigkeit. Es glaubt an die Wirtschaft. Sie sind nicht mehr gleich. Sie sind längst in Arme und Reiche zerfallen. Der Mensch, der Mensch ist nicht mehr da! Es ist die Einöde des Kollektivs! Die Wüste der Genossenschaft! Und aus dieser Wüste bin ich geflohen ... in eine andere Wüste ... in die Stadt ...«

Riwka Neiger richtet sich auf, zornig, aggressiv, völlig verändert. »Was jammerst du? In der Stadt lebt man doch wenigstens. Stadt ist Leben. Was hast du hier? Eine falsche Stadt. Nur von der Spannung der Stadt haben sie nichts. Sonst haben sie alles: Arbeit, Not, das Laufen nach dem Verdienst, die Ausbeutung ...«

Josef unterbricht sie: »Das darfst du nicht sagen!« Riwka wirft den Kopf auf: »Ich darf es! Wir haben hier Hunderte im Dorf, die wir ohne Lohn arbeiten lassen: Flüchtlinge, Jugendliche. Sie ziehen unseren Pflug. Wenn wir ihnen noch ein Leben dafür gäben, ein Heim, eine Geborgenheit. Wir füttern sie mit Politik. Und die meisten lassen sich damit füttern. Aber wenn einer darunter ist, der sich nicht füttern lässt, dann muss er erfrieren. Hans Simson ...« Sie schliesst krampfhaft die Hände zusammen und schweigt.

Damit zerbricht die Spannung der Herzen. Josef steht auf. Mit einer grossen, langsamen Bewegung drängt er alles beiseite, verneint es, löscht es aus. Er sagt »Was tut der Mensch sein ganzes Leben lang, wenn er nicht unterwegs zum Lügner wird? Er läuft den Träumen seiner Jugend nach und versucht, sie zu gestalten. Der Mensch, der lebendige Mensch kehrt immer wieder an den Ort zurück, wo er Unvollendetes hat stehen lassen. In der Jugend geträumt haben, ist ein Fluch ... oder ein Segen ...« Er lächelt verhalten: »Und so muss ich nach Bejt Amal zurück ... und Riwka Neiger wieder in die Stadt zurück ...«

Eine Weile herrscht Schweigen, so wie Menschen einem Gewitter nachhorchen, das sich verzieht. Riwka sieht schräg neben sich zur Erde, und in dieser Haltung geht sie in das Haus. Auch Leo Flamm geht über den Hof, an den Ställen vorbei, in den Obstgarten und in seinen Verschlag. Er lässt die Türe hinter sich offen. Er sitzt an dem primitiven Tisch, ganz benommen von dem Gewitter, das da vorüberzog. Da fällt ein Schatten in den Raum. Josef steht in der Türe. Er tritt ein und setzt sich auf die Bettkante. Er sagt nichts. Sein Gesicht ist unendlich müde. Es vergeht fast eine halbe Stunde in diesem Schweigen, in einem Schweigen, das diese beiden Menschen mehr mit einander verbindet, als viele Gespräche es gekonnt hätten. Dann streckt Josef seine Hand mit einer fragenden Gebärde aus: »Warum haben Sie gesagt, dass Sie zu Niemandem gehören? Hätten Sie das nicht gesagt, dann wäre das ganze Gespräch nicht gewesen. Sie sind schuld ...«

Leo Flamm nickt. »Vielleicht. Vielleicht bin ich an dem Gespräch schuld. Und vielleicht bin ich sogar schuld daran ... dass ich zu Niemandem gehöre. Ich habe in den letzten Monaten seltsame Erfahrungen gemacht. Um die Menschen im Lande ist eine unsichtbare Mauer gezogen. Ich habe in der ersten Zeit irgendwo in einer Siedlung eine Frau kennen gelernt ... oder richtiger: wir sind uns spontan begegnet. Sie hat mich fallen lassen. Warum? Um der Gruppe willen, zu der sie gehört. Ich bin Arbeiter gewesen, und ein Arbeiter hat mich aufgenommen, als ich in Not war. Und doch hat er mich fallen lassen ... wieder um seiner Gruppe willen. Und hier ist es schon unter den unreifen Kindern dasselbe. Wenn die Gruppe es will, sind Sie morgen ein Fremder, auch wenn Sie gestern noch ein Freund waren. Ich muss immer wieder staunen: der Einzelne ist meistens gut und menschlich. Aber sobald er in die Gruppe geht, hört er auf, Mensch zu sein. Er wird ... Mechanismus, Abziehbild, ein schreiendes, tobendes, fanatisches Etwas. Und doch etwas Unlebendiges. Etwas Kaltes, Totes ...« Er zuckt die Achseln: »Ich verstehe es nicht. Es ist, als ob sie alle eine böse Erbschaft angetreten hätten.«

Josef nickt. Er sagt geheimnisvoll: »Ja, sie haben alle Europa geerbt. Europa, wo es so leer im Herzen ist, dass es übervoll ist im Gehirn. Und Gehirne erleben nicht. Gehirne rechnen sich das Leben aus ...«

Sie reden bis in die Dunkelheit. Der Unterschied der Jahre und der Vergangenheit ist gefallen. Und langsam tasten sie sich an reale Dinge, an eine greifbare Aufgabe heran. Was, um Gotteswillen, soll aus einer Jugend werden, die so in das Leben hineingestellt wird wie diese, die sich in Schimshon und Gideon spaltet und zwei kleine Ghettos aufrichtet, wo sie die Aufgabe hätte, eine weite Halle des Lebens zu bauen. Aber Flamm schreckt vor dieser Aufgabe zurück: »Ich bin nicht befugt, sie zu erziehen. Ich habe kein Recht ...«

»Keinen Mut« unterbricht ihn Josef. »Mann, Sie vergessen, dass man nicht nur urteilen und fordern kann. Man muss sich auch einsetzen und versuchen, die Dinge zu beeinflussen. Wer draussen bleibt, hat keine Rechte.«

Flamm gibt nach, wenn auch schweren Herzens. »Aber sagen Sie selbst: was kann ich tun? Ich habe keinen Zugang zu den Menschen. Ich weiss nicht, was ich ihnen neues geben soll, was ich ihnen als Ersatz geben soll für ihre Ideen von heute. Ich habe garkeine Handhabe.«

»Die Handhabe werde ich Ihnen geben. Sie ist ganz primitiv. Sie ist so simpel, wie sie für eine solche Jugend sein muss. Sie werden mir helfen, das Fest herzurichten. Sie schauen doch aus, als hätten Sie in Deutschland Sport getrieben?« Flamm sagt bitter: »Welcher deutsche Jude hat nicht darum gekämpft, sich in einem nichtjüdischen Sportverein auszuzeichnen?« – »Nun also. Jetzt kann es Ihnen zugute kommen. Sie werden für mich das Sportfest vorbereiten. Die Jugend verlangt von mir einen neutralen Mann. Hier haben wir ihn. Und das ist die ganze Handhabe. Das ist der Zugang von aussen. Wie Sie den Zugang von innen finden, ist Ihre Sache.«

Es bleibt für Leo Flamm ein Wagnis, aber er gewinnt doch Geschmack an der Sache. Es steckt ja mehr dahinter als eine sportliche Veranstaltung. Es ist ein Mittel zum Zweck: die Feindschaft der Gruppen zu überbrücken, unauffällig, im Spiel und als Spiel. Aber dann: wie geht es weiter, wenn das Fest vorüber ist? »Auf jedem Wege« sagt Josef, »der zwei Menschen zusammen bringen kann: im Fest, in der Arbeit, im Lernen, in der Kultur. Warum sollen Shimshon und Gideon nicht zusammen Theater spielen, ein Buch lesen, eine Ausstellung veranstalten, Musik hören?«

Sie verbeissen sich in das Thema. Sie vergraben sich wie Verschwörer in die Idee, einer Jugend, die sie lieben, Wege zu weisen. Noch während des Abendessens sprechen sie weiter. Salman Neiger sitzt schweigend und mit zynischem Gesicht daneben. Nur einmal sagt er durch eine Wolke von Zigarettenrauch: »Solange die Arbeit dadurch nicht vernachlässigt wird, können Sie so viel Gruppen kombinieren wie Sie wollen.« Riwka Neiger zieht die Mundwinkel und sagt: »Freilich«. Es ist ein beziehungsloses Wort, aber es ist so voll von konzentriertem Hohn, dass selbst Neiger erstaunt aufsieht. Aber sie sitzt ganz abgeschlossen da, so fern, als sei sie nicht mehr in Bejt Amal.

Die Jugendgruppen erkennen Leo Flamm ohne weiteres als den neutralen Mann an. Er ist es für sie ja nur im sportlichen Sinne. Da bei dem Fest Gruppe gegen Gruppe spielen wird, muss es – wie bei jedem ordentlichen Spiel – einen Schiedsrichter geben. Das ist Flamm. Mehr nicht. Aber eines Tages geht er einen Schritt weiter. Dieser Schritt ist unbeholfen und harmlos, so harmlos und so ungeeignet, irgend einen Einwand zu erheben, dass er gelingt. Aus der Erbschaft seiner Jugend, aus der Freude an Ordnung und Gleichmass schlägt er ihnen vor, alle guten Turner aus beiden Gruppen zusammen zu fassen und von ihnen – nach den Wettkämpfen natürlich – Freiübungen vorführen zu lassen. Es ist ein Gedanke, der sie zum Lachen bringt. »Das ist eine germanische Angelegenheit« sagt Michael. Aber schon nach den ersten Übungen, nach dem ersten Auftauchen jenes geheimnisvollen, unerforschten, gefährlichen Gefühls, das aus der Gleichheit der Bewegung, der Aktion, des Rhythmus kommt, lachen sie nur noch, um den Schein zu wahren. Solange sie im Gleichtakt Arme und Beine rühren, schweigen die Weltanschauungen. Leo Flamm sieht sich auf dem Wege.

Nur die rote Malkah hat nicht gelacht, als dieser kindische Plan besprochen wurde. Sie ist nicht nur eine gute Diskussionsrednerin, sie hat auch einen klaren Kopf mit klaren Gedanken. Gefühle beschweren sie nicht und stören sie nicht im Denken. Sie ist in der Armut einer ostjüdischen Gasse aufgewachsen. Ihre Kindheit und ihre erste Jugend waren beschattet von einer einzigen, täglich neu auftauchenden Frage: werden wir heute Brot zu essen haben? Für sie ist die Menschheit sehr bald aufgeteilt worden in Jene, die zu essen haben, und jene, die es nicht haben. Wie sie reifer wurde, haben diese beiden Menschengruppen einen Namen bekommen: Ausbeuter und Ausgebeutete. Und wie sie zu lernen begonnen hat, ist sie eine Stütze der sozialistischen Revolution geworden. Und als solche ist sie in das Land gekommen. Sie fühlt sich verantwortlich für die Verbreitung ihrer Lehre und ihres Glaubens. Sie verneint alle Götter und alle Religionen. Aber in dem, was sie glaubt, ist sie absolut und orthodox. Sie duldet keine anderen Götter.

Da sie so absolut denkt, ist Leo Flamm ihr verdächtig. Hätte nicht Michael ihr den Auftrag gegeben, sich mit diesem jungen Bürgerssohn zu befassen, so hätte sie es aus ihrem Misstrauen getan. Auf dem Felde ergibt sich leichte Möglichkeit, ein Gespräch zu beginnen. Aber der erste Versuch scheitert. Es ist offenbar, dass Leo Flamm nichts von der Begriffswelt versteht, deren sie sich bedient. Für sie stehen alle Begriffe fest; für ihn nicht. Er fragt immer. Aber es ist nicht so, dass er den Begriff nicht kennt oder ihn nie gehört hat. Es ist so, dass er ihn bezweifelt, dass er ihm misstraut, dass er seine Absolutheit infrage stellt. Und so verläuft dieses erste Gespräch in lauter Voraussetzungen, die einander nicht treffen. Malkah ist etwas irritiert, wie sie das Gespräch mit dem Vorwand dringender Arbeit beendet.

Inzwischen ist Leo Flamm seinen einfachen Weg weiter gegangen. Er hat eine neue Parole für den Sport ausgegeben: Bejt Amal fordert die anderen Dörfer zu einem Wettkampf heraus. Das ist ein sehr ernsthafter Vorschlag. Niemand belächelt ihn mehr. Das Denken geht schon in ganz anderen Bahnen: welche Kräfte können wir einsetzen und welche Kräfte die anderen? Das Dorf Bejt Amal ist berühmt im Lande durch seine Produkte. Vielleicht machen wir es auch noch berühmt durch seine Sportsleute, durch das Beispiel einer Jugend, die auch körperlich gesund geworden ist? Sie leben sich immer mehr in den Vorschlag hinein. Malkah sieht voll Unbehagen, wie dieser kindliche Ehrgeiz des sportlichen Sieges die Burschen und Mädels ergreift. Es ist ein Rückfall in die primitive Romantik. Sie hätte eigentlich die Pflicht, dagegen aufzutreten, um diese lächerliche Romantik unschädlich zu machen. Aber das würde zugleich bedeuten, gegen Leo Flamm zu arbeiten. Und das empfiehlt sich nicht. Sie spürt, dass er sich hüben und drüben menschliche Sympathien erworben hat, durch seine Geschicklichkeit, seine Freundlichkeit, seinen Eifer. Statt ihn zu bekämpfen, ist es besser, ihn zu binden. Es wäre eine Aufgabe, die sich lohnt, ihn in die Gideon-Gruppe hinein zu zwingen.

3800 Es ist schwer, ihn zu zwingen. Der Begriffe beraubt, mit denen sie sonst zu agitieren pflegt, wird sie auf ein Gelände gedrängt, das ihr fremd ist. Sie ist gewohnt, von der Masse zu sprechen. Leo Flamm spricht vom Menschen. Sie spricht von der Gesellschaft. Er spricht von der Gemeinschaft. Ihr Kolorit des Sprechens ist das Eifern, der Fanatismus. Sein Kolorit ist die Nachdenklichkeit und das Werben. Das macht sie rasend vor Ungeduld. Sie fragt höhnisch: »Wollen Sie die weltumspannende Liebe aller Kreaturen predigen?«

3805 Er lächelt. »O nein. Es gibt Kreaturen, die ich liebe, und Kreaturen, die ich hasse. Ich bin da ganz normal. Ich bin sogar vielleicht primitiv. Ich bemühe mich, mit ganz wenigen Begriffen zu denken.« Sie nickt überlegen: »Recht wenig Begriffe.« Es stört ihn nicht. Er sieht darin nur einen Vorteil. »Ich finde, die Dinge werden dadurch nur klarer. Ich bin ja nicht verpflichtet, alle Probleme der Welt zu lösen. Ich habe es zunächst mit meinem eigenen, kleinen Problem zu tun. Und das will ich mir von euch nicht ... verbiegen und verfälschen lassen.«

3810 Malkah fährt wütend auf: »Wer ist ›euch‹, und wer fälscht?«

Leo Flamm sagt bedächtig und nachdrücklich: »Ihr alle, die ihr das Universum definieren und einordnen wollt, ehe ihr in euren vier Wänden auch nur die Luft zum Atmen bietet. Und darum geht es mir. Erst habe ich geglaubt, man könnte in das Gelobte Land kommen und durch die Strassen gehen und sofort das Gefühl haben, man wäre hier zuhause. Ich weiss schon, dass das nicht geht. Wir haben alle ein verschiedenes zu Hause gehabt. Ich sehe jetzt, dass hier ein Phänomen geschieht: hundert fremde Stämme drängen sich auf einen Raum und wollen einer vom anderen leben. Sie sprechen alle verschiedene Sprachen, innerlich und äusserlich. Sie verkehren in Esperanto mit einander. Aber Esperanto ist eine tote Sprache. In Esperanto können Sie sagen: gib mir Geld! Aber Sie können nicht sagen: wir haben ein gemeinsames Schicksal. Es gibt wohl die Vokabeln dafür. Aber sie sind nicht lebendig. Und darum, Malkah, verstehen wir beide uns nicht. Sie sprechen Esperanto.« – »Es ist die Sprache von Millionen« trotzt sie auf. –

3820 »Leider« sagt Leo Flamm und wendet sich seiner Arbeit zu.

Auch Malkah geht wieder an ihre Arbeit. Ein unbekannter Zorn schüttelt sie. Dieser Leo Flamm spielt die Rolle des schlichten, empfindsamen Menschen. In Wirklichkeit ist er ein Gebilde der Literatur, ein hochmütiger Westeuropäer mit einem Anflug von Greisenhaftigkeit. Der Typus des verwöhnten Bürgers. Er hat in der Jugend nicht zu hungern brauchen. Für ihn war der Tisch gedeckt. Die Stube war warm. Er hatte gute Kleidung. Er konnte Bücher lesen, Musik

3825 hören, Theater besuchen. Er konnte sich satt essen an schönen Dingen, an Kultur, an den kleinen Dingen, die den Tag behaglich machen, die dem Menschen Form geben. Er hat es nicht nötig gehabt, die Menschen in Arme und Reiche aufzuteilen. Er durfte sie aufteilen in Angenehme und Unangenehme. Wenn es hoch kam: in Gute und Böse. Und alles das hat er nach hier geschleppt. Und steht da auf dem Feld, gräbt Rüben aus und wischt sich den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirne ... und ist doch, Zoll für Zoll, das verwöhnte Kind einer Welt geblieben, die zivilisiert war

3830 ... wohlhabend ...

Sie schlägt wütend mit der Hacke in den Boden. Das Geräusch ist hart und dumpf. Es soll das Grollen in ihr übertönen. Aber es bleibt hörbar. Es bleibt noch neben der Stille hörbar, die von dem Felde nebenan kommt. Arbeitet Flamm nicht mehr? Ist er fortgegangen? Sie schaut auf. Da steht er plötzlich zwei Schritte neben ihr, den Blick voll auf sie gerichtet. Sie fährt in einem wilden Schrecken zusammen. Alle ihre Sicherheit verfliegt. Eine ungeheure

3835 Unruhe packt sie unter diesem Blick. »Was wollen Sie?« fragt sie rauh.

Er wendet seinen Blick nicht ab. Er fragt: »Was ist mit Ihnen, Malkah? Warum sehen Sie mich so böse an?« Sie wird flammend rot. Sie hasst diese Art zu fragen. Wer hat sie je im Leben gefragt, ob es ihr gut geht oder schlecht, ob sie freudig ist oder zornig? Sie sagt: »Ich habe Esperanto gedacht. Das ist alles.« Aber sie bereut ihre Worte sofort. Sie verraten, dass der Vorwurf sie verletzt hat. Und schon sagt Flamm: »Ich wollte Ihnen nichts Böses sagen. Wirklich

3840 nicht. Ich habe nicht Sie gemeint, sondern die Sache.« Er kommt noch einen Schritt näher. Er streckt ihr die Hand hin. »Wirklich! Ich habe Sie nicht verletzen wollen. Ich habe Sie nicht persönlich gemeint.«

Malkah kann es nicht ertragen. Sie zwingt sich mit aller Anstrengung eine Antwort ab. »Schon gut. Ich weiss.«

Dann geht sie. Sie ist in ihrem Leben noch nicht so mühsam gegangen. Jetzt weiss sie erst, wie tief er sie verletzt hat. Sie wiederholt sich seine Worte: Ich habe Sie nicht persönlich gemeint! Also unpersönlich? Sie ist ein unpersönliches

3845 Ding für ihn, ein Gegenstand. Etwas, das Begriffe von sich gibt und dem man mit Begriffen antwortet! Persönlich ist sie garnicht gemeint!

Sie geht langsamer. Sie wehrt sich mit all ihrem kühlen Geist verzweifelt gegen eine aufdämmernde Erkenntnis. Sie wirft den Kopf mit dem roten Haar in den Nacken. Nein! Es ist weiter nichts, als dass sie seine Gebärde der Überlegenheit hasst. Dass sie wütend wird, wenn er den Bauern spielt und doch bis in jede Pore ein hochmütiger

3850 Bürger ist. Es ist nichts von persönlicher Kränkung. Es ist nichts vom persönlichem Empfinden. Es ist nichts ... Sie drückt verzweifelt beide Hände gegen die Brust und bleibt mitten auf dem Felde stehen: O Gott, es ist nicht ... Liebe ...

Das Fest rückt heran. Es ist ein grosses Zelt aufgespannt worden. Da sollen die Gäste zum grossen Festakt versammelt werden. Auch eine Tribüne wird gebaut, von der aus man Spiel und Sport anschauen wird. Manche Gäste kommen schon vorzeitig. Es sind meistens solche, die hier einmal gearbeitet haben. Es kommen andere, die eine Organisation, 3860 eine Gruppe, eine Partei zu vertreten haben. Und es kommen auch manche, die an den Festlichkeiten selbst nicht teilnehmen werden. Sie haben eine andere Aufgabe: über den Ort zu wachen, wenn er sich dem Fest hingibt. Denn so befriedet ist das Land noch nicht, dass nicht Nacht für Nacht rund um den Ort Wachen stehen müssten. Überall, zu den Feldern hin und in die Ebene hinein, sind Stellungen ausgebaut. Auch Leo Flamm hat dort jede fünfte Nacht seinen Dienst zu verrichten. Es ist eine Pflicht, die jedem obliegt, der mit einer Waffe umgehen kann. Leo Flamm 3865 erfüllt diese Pflicht mit wirklicher Teilnahme, und er hat auch Eignung dazu. Aber in diesen Tagen lässt er sich davon befreien. Die letzten Vorbereitungen für das Fest nehmen all seine freie Zeit in Anspruch.

Aber er ist glücklich in seiner Arbeit und in seinem Tun. Zum ersten male fühlt er sich beheimatet. Dass Salman Neiger ihm ein Übermass von Arbeit aufbürdet, nimmt er gutwillig hin. Er tröstet sich damit, dass er viel lernt und Neiger trotz allem ein guter Lehrmeister ist. Auch das Haus selbst erträgt er jetzt besser. Seit er weiss, dass Riwka 3870 Neiger schwere Konflikte in sich auskämpft, ist er nachsichtiger geworden. Josef ist einstweilen wieder in die Stadt gefahren, und jetzt hat Riwka niemandem, zu dem sie sprechen kann. So spricht sie zuweilen mit ihm, wenn Salman Neiger nicht zuhause ist. Es sind nicht eigentlich Gespräche. Riwka pflegt ihn unvermutet mit einer Frage zu überfallen, und wenn er antwortet, horcht sie der Antwort nach, holt sie in sich hinein und schweigt.

Auch sein Verhältnis zur Jugend ist lebendiger und produktiver geworden. Er ist langsam über die Rolle eines 3875 Veranstalters von Festspielen hinausgewachsen. Er ist ein Lehrer geworden, der zu ihnen von den vielen Dingen spricht, über die junge Menschen sprechen können: wie die Erde aufgebaut ist und wie die Kulturen wachsen und wie Völker einander begegnen, wie die Dichter schreiben und die Künstler formen. Und er ist auch ein Lernender geworden, und das erst bringt die besondere Nähe zustande, dass er mit ihnen auf der gleichen Bank sitzt und die alte Sprache lernt, in der die Menschen seines Volkes sich eines Tages verständigen wollen. Obgleich er der Älteste unter 3880 ihnen ist, ist er insofern jung mit ihnen.

Er ist eine Figur im Dorfe geworden, die man kennt. Zwar überwinden die Bauern die Fremdheit nicht ganz, die sie jedem zeigen, der nicht völlig in ihren Alltag hineingehört. Aber wenn er grüsst, sind sie freundlich erstaunt und grüssen zurück. Er hat es sogar vermocht, Nachum und Michael einander näher zu bringen. Er berät gemeinsam mit ihnen alles, was mit dem Fest zu tun hat, und so vergessen sie für Augenblicke, dass sie eigentlich Gegner sein 3885 müssten, da sie doch verschiedene Weltanschauungen vertreten.

Auch mit Malkah ist er gut Freund geworden. Sie drängt nicht mehr zu Diskussionen. Sie ist bereit, mit ihm schweigend in den Pausen der Arbeit auf dem Felde zu sitzen, unter einem Baum oder im Schatten einer Hecke, und still in die Landschaft zu schauen. Sie lässt sich erzählen, was er in anderen Teilen der Welt gesehen hat. Sie wird nicht ungeduldig, wenn er ihr das Land vor ihren Augen in Farben, Tönen, Schwingungen, Formen und Rhythmen 3890 darstellt. Durch ihn entdeckt sie das Land in seinem Atem, in seinem Leben, in seiner Schönheit. Aber sie gibt es nicht zu. Sie horcht nur, weil sie gelähmt ist, weil sie in einer entsetzlichen Niederlage gefesselt ist. Es ist niemand da, der sie daraus befreien kann. Nur Leo Flamm selbst könnte es. Er könnte es, wenn er eines Tages aufhören würde von Dingen zu sprechen. Wenn er eines Tages anfangen würde, von sich selbst zu sprechen, von der Beziehung zweier Menschen zu einander, von sich ... oder von ihr, oder von sich und von ihr gleichzeitig ...

Und darum horcht sie so aufmerksam. Denn darauf wartet sie. Das ist die Unruhe ihrer Nächte, wenn sie im Zelt liegt, und das ist die Unrast ihrer Tage, wenn sie auf dem Felde ist. Aber sie horcht vergebens. Die Gespräche wandeln sich hundertfach, aber sie liegen alle in der falschen Richtung. Es sind Gespräche zwischen Kameraden. Es könnten Gespräche zwischen zwei Männern sein. Sie ist Partner herzlicher Gespräche. Nicht mehr. Er sagt einmal: »Sie können so wunderbar zuhören.« Sie lacht statt einer Antwort. Aber eine heisse Wut hockt ihr im Herzen. Ist sie denn 3900 eine Wand, gegen die er spricht? Fühlt er nichts davon, dass sie wartet, wartet ...?

Sie kämpft gegen sich selbst. Sie ruft ihren Intellekt zur Hülfe. Sie liegt nächtlich im Zelt und sucht die Gedanken zu ordnen. Aber sie gehorchen der gewohnten Ordnung nicht mehr. Vom Herzen her drängen sich schwere Störungen ein. Die Ebene wird verlagert. Sie mag sich wehren: aber es taucht doch mit unheimlicher Beharrlichkeit ein Gefühl von Schuld und Verantwortung und Schicksal auf. Sie ist an einen lebendigen Menschen, an einen vertrauenden 3905 Menschen herangeschlichen und hat ihn einfangen wollen. Der Fang galt nicht der Beute Mensch, er galt der Beute Genosse, dem Mitglied der Gruppe, der Stimme, die er zu vergeben hat. Sie hat das Netz falsch geworfen. Es ist am Menschlichen abgeprallt, und nun liegt es schwer und breit über ihr, fesselt sie, macht sie ohnmächtig, schwach ... menschlich. Es kann niemand sie aus dem Netz befreien als der, dem es zgedacht war. Das ist Vergeltung. Zum

ersten male in ihrem Leben weiss sie, was Schicksal ist. Und zum ersten male im Leben steht sie vor dem Zwang, sich
3910 zu bekennen und im Bekenntnis frei zu machen. Denn es ist kein Zweifel daran: sie selbst hat ihn mit ihrem Angriff,
mit ihren sachlichen Zwiegesprächen in die Defensive gedrängt. Sie selbst ist mit dem Anspruch auf Sachlichkeit und
Kameradschaft aufgetreten. Er hat nur die Ebene angenommen, die sie angewiesen hat. Und also ist es an ihr, und also
ist es Forderung aus Schicksal und Erleben, dass sie die Unaufrichtigkeit eingesteht, die falsche Ebene zerstört, sich
demütig bekennt in dem, was ihr die Brust sprengt und sie zum Menschen erwachen lässt ...

3915 Am anderen Morgen erhebt sie sich früher als sonst. Sie muss ihre Arbeit eher beenden, denn sie muss frei sein für
jeden Augenblick, in dem Leo Flamm frei sein wird. Sie sieht ihn drüben auf dem Felde stehen. Sie grüssen einander,
und dann macht jeder sich an seine Arbeit. Malkah verrichtet ihren Teil mechanisch, versunken, von vielen
Erregungen eingehüllt. Darum geht die Arbeit langsamer vonstatten, als sie es sich vorgenommen hat. Sie wird die
Zeit versäumen, die sie mit Leo Flamm zusammen sein kann. Sie richtet sich auf und sieht zu ihm hinüber. Sie findet
3920 ihn nicht. Sie schüttelt den Kopf. Er kann noch nicht mit der Arbeit fertig sein. Nein, drüben unter dem
Johannisbrotdaum steht noch der Wagen mit den beiden Maultieren. Aber Leo Flamm ist nicht da. Sie wird unruhig.
Vielleicht ist ihm etwas zugestossen? Sie lässt die Hacke sinken. Eine Welle von Sorge, Schmerz, Liebe hüllt sie ein.
Sie vermag sich nicht zu rühren. Aber die Arbeit wartet. Der Bauer will das Feld frei vom Unkraut wissen. Es
kümmert ihn nicht, dass ihre Seele brennt. So wendet sie sich wieder zu den Furchen, einsam, als sei sie allein auf der
3925 Welt. Denn drüben das Feld ist leer ...

Aber plötzlich spürt sie, ohne aufzuschauen, dass Leo Flamm wieder gekommen ist. Ja, er steht da neben dem Wagen,
reglos, mit hängenden Armen, als habe ihn etwas geschlagen. Er hebt langsam die Sichel und geht in das Maisfeld.
Von der Sichel geht ein heller, böser Glanz aus. Jetzt weiss Malkah, dass sie in einer halben Stunde zu ihm gehen
kann. Denn dann ist der Wagen beladen und dann pflegt er sich in den Schatten zu setzen und etwas zu ruhen. Aus
3930 dem Winkel ihrer Augen verfolgt sie jedes Stadium der Arbeit drüben. Sie arbeitet sich näher an die Grenze heran. Sie
hat Herzklopfen. Mag sie darüber den Kopf schütteln: es will nicht schweigen.

Der Wagen ist beladen. Leo Flamm wirft den Maultieren etwas von dem grünen Mais vor und hockt sich nieder. Er
nickt Malkah zu, wie sie daher kommt, ein weisses Tuch über das rote Haar geschlungen, die Hacke über der Schulter.
Sie gehört schon mit in seinen Alltag hinein. Sie ist ein vertrautes Wesen seines Lebens in diesem neuen Umkreis.
3935 Aber er weiss heute nicht viel zu sagen. Es ist kein Bild und kein Ding von aussen da, das ansprechen könnte. Es ist
nur ein inneres Bild da; eines, das er all die Zeit vergessen hat, weil andere Bilder sich dazwischen drängten und den
Blick ausfüllten. Vor einer Stunde hat Neiger ihn gerufen, ein wenig verdrossen und ein wenig befangen. Es ist ein
Besuch gekommen. Wenn er will, kann er für eine Weile auf den Hof gehen.

Leo Flamm ist gegangen. Ein seltsames Bild hat ihn erwartet. Auf der Terrasse sitzt Riwka Neiger. Ihr gegenüber,
3940 schwer, gelassen, eindringlich, sitzt Frau Simson. Sie hat den Kopf hoch aufgerichtet und spricht mit gleichmässiger,
barscher Stimme zu Riwka Neiger. Die hat den Kopf gesenkt und horcht, wie sie es gerne tut. Aber ihr Gesicht ist
Farbe und Flamme. Leo Flamm stampft laut auf das Hopfplaster damit sie ihn kommen hören. Frau Simson sieht ihn
und nickt. Sie sieht ihn lange an und nickt wieder. Es ist der Blick einer Mutter. »Ein bisschen dünn. Aber gut schaut er
aus« sagt sie. Dann steht sie plötzlich vor ihm, nimmt seinen Kopf in beide schweren Hände und schüttelt ihn zärtlich
3945 unbeholfen. »Das wollte ich nur sehen« sagt sie.

Leo Flamm lacht über das ganze Gesicht. »Das ist alles?« fragt er. Sie hat sich schon wieder eingefangen. »Das war
nur so nebenbei. Sie glauben doch nicht, ich sei Ihretwegen gekommen? Ich fahre gleich weiter. Auf Wiedersehen.«
Er lacht immer noch und drückt ihr die Hand. »Ich weiss schon. Also auf Wiedersehen.« Aber wie er schon wieder bei
den Ställen ist, ruft sie hinter ihm her. Sie kommt ihm nach und sagt leise: »Ja, das muss ich Ihnen wohl noch sagen:
3950 die Karola lässt schön grüssen. Es geht ihr gut. Wir sehen uns jetzt öfter. Sie wird wohl bald ihr Kind haben.« Damit
wendet sie sich und geht zu Riwka Neiger zurück.

Leo Flamm stockt eine Sekunde der Atem. Er denkt nichts und er hat keinerlei klaren Eindruck. Es treibt ihn nur
etwas, langsamer und bedächtiger zu gehen, sich achtsamer zu bewegen, als habe er Furcht, mit einer schnellen
Bewegung irgend jemand zu erschrecken. Er versucht, an Karola zu denken. Aber es stellt sich kein Bild ein. Sie ist
3955 irgendwo, und er kann sie nicht sehen. Er sieht sie nicht einmal in der Vorstellung. Er weiss: sie ist irgendwo; aber es
steht etwas Undurchsichtiges zwischen ihr und ihm. Und wie er so geht, wird ihm etwas anderes klar: er ist nicht mehr
hier. Er ist nicht mehr in Bejt Amal. Wohl: da sind die Felder, die er kennt. Aber er geht nicht zwischen ihnen. Da ist
die Arbeit, die er aus Gewohnheit tut. Aber seine Gebärden dabei kommen von irgend jemandem, nicht von ihm.
Sonst immer gelingt es ihm, aus sich herauszutreten und sich selber zu sehen. Heute geschieht ihm ein Phänomen: er
3960 ist nicht da. Irgend etwas hat ihn ausgelöscht ...

Das macht ihn staunen, und im Staunen wird er schweigsam. Malkah sitzt neben ihm und schweigt auch. Es wäre eine
Erlösung, wenn sie sprechen würde. Dann wäre eine Verbindung zwischen ihnen. So sitzen sie neben einander, wie
zwei fremde Welten neben einander wohnen. Aber er kann nicht hinüber rufen, denn er ist nicht da. Vielleicht kehrt er
zu sich zurück, wenn sie ihn anruft. Er wünscht es sich aus der Tiefe seines Herzens. Malkah sitzt im Schatten

3965 verborgen und hat den Kopf weit zurückgebeugt. Sie wird von seinem Schweigen erdrückt. Sie spürt mit jedem Nerv, dass es in ihm gärt, brodelte, wallt. Aber er behält alles für sich. Ihr gibt er nichts davon.

Das Gewissen spricht auf sie ein: es ist an dir, die Hand auszustrecken. Es ist an dir, dich zu bekennen. Sonst wird er nie geben. Mit unendlicher Mühe, mit einem Kampf, wie sie ihn so schwer im Leben noch nicht ausgefochten hat, legt sie ihre Hand auf seinen Arm und fragt mit zitternder Stimme: »Warum schweigen Sie so? Warum sagen Sie mir
3970 nichts? Bin ich es nicht wert?«

Das ist der Anruf, auf den er gewartet hat. Jetzt findet er langsam zu sich zurück. Und jetzt sind auch die Bilder der Welt wieder da. Jetzt sieht er auch Karola wieder, braun, reif, gelassen und schön in ihrer Mutterschaft. Jetzt kann er die Bilder benennen, und da es rund herum so still und in ihm so laut ist, kann er etwas tun, was er nie sonst getan und wozu nichts ihn je gedrängt hat: er kann zu Malkah von sich selber sprechen, vom eigenen Leben, das er geführt hat;
3975 von den Schicksalen, die er getragen hat; von dieser einen Gabe des Schicksals, die noch in der Schweben ist: nicht verwehrt und nicht gegeben; nicht abgelehnt und nicht aufgenommen. Jetzt kann er ihr, Malkah, dem Kameraden der Arbeit, dem stillen Begleiter vieler Gespräche – jetzt kann er ihr von Mensch zu Mensch Rechenschaft ablegen über seine Flucht und seine Bindung.

Sie ist immer eine gute Zuhörerin gewesen. Jetzt ist ihr Zuhören vollkommen. Es ist atemlos. Es ist erkaufte mit
3980 mühsamen Schlägen des Herzens. Unter der braunen Haut ist sie blass. Jedes Wort, jeder Ton, jeder Klang schlägt mit schweren Fäusten gegen sie an. Es zerbricht etwas in ihr. Es geht etwas in Scherben. Es wimmert etwas in ihr wie das Weinen ungeborener Kinder. Von seinem Schicksal her, das er da achtlos vor ihr ausbreitet, wird ihr eigenes Schicksal, kaum entfaltet, kaum Blüte geworden, zu Boden geschlagen. Es kichert aus dem Scherbenhaufen wie Hohn und Spott. Es klirrt daraus wie Verzweiflung: zu spät! Zu lange gewartet. Es rechnet und zürnt: das ist die Strafe! Es ist
3985 ihr Todesurteil.

Aber sie will es nicht annehmen. Es ist ein ungerechtes Urteil. Und selbst wenn es gerecht wäre: sie ist noch zu jung, ein Todesurteil auf sich zu nehmen. Sie kann ihr Leben noch fortsetzen, und wenn es nicht eine Fortsetzung in der Liebe ist, von der sie geträumt hat, so mag es eine Fortsetzung im Eifer sein, mit dem sie aufgewachsen ist. Wer weiss: vielleicht ist das ihr Teil von ihrer Jugend her, und alles andere ist ihr versagt. Das wird den Anderen gegeben,
3990 die aus dem Trieb leben, aus dem Instinkt, so wie Karola ... diese Karola ... wie gut sie das gemacht hat: Botschaft zu senden, als wäre es ein freundschaftlicher Gruss, und doch zu: wissen, dass sie einen, der schon von ihr weggegangen war, in ihre eigene Welt zurückreisst ... oder wenn ihr das nicht gelingt, ihn abschreckt von jeder anderen Begegnung, von der Begegnung mit ihr, mit Malkah, der Rivalin, der Unterlegenen ...

Die Demütigung fährt auf sie herab wie ein Peitschenhieb. Sie erträgt sie nicht. Ihr Stolz revoltiert. Ihr Lebensgefühl,
3995 tödlich verwundet, rettet sich im letzten Augenblick auf eine Ebene, wo es unbesiegbar wird: auf die Ebene eines tiefen, aufwühlenden, über alles aufragenden Hasses ...

Und damit hat sie ihre Gelassenheit wieder gefunden. Sie nickt hin und wieder, als wolle sie seine Gedanken bestätigen. Mehr erwartet er nicht von ihr. Wie sie aufstehen, um die Arbeit fortzusetzen, gibt er ihr die Hand. Das ist sonst nicht Brauch zwischen ihnen. Diesesmal soll es Dank ausdrücken dafür, dass sie ihn mit ihrem Vorhandensein
4000 und ihrem guten Schweigen zu sich selbst zurück geholfen hat.

Am gleichen Abend hat Malkah eine Besprechung mit Michael. Sie gibt ein abschliessendes Urteil ab: Leo Flamm kommt für die Gruppe Gideon nicht in Betracht. Aber er kommt auch nicht für Schimschon in Betracht. Wenn man politisch denken gelernt hat, weiss man, was er will: er will beide Gruppen von innen unterhöhlen und sie zum Verfall bringen. Das ist seine Absicht.

4005 Michael hat seine Zweifel. Er gibt zu – denn er hat es längst erkannt – dass Leo Flamm keine Weltanschauung hat. Sonst hätte er sich für Schimschon oder für Gideon entschieden. Aber das, was er vorhat, ist ein liberaler Unsinn. Aber das bezweifelt Michael durchaus, dass Leo Flamm eine böse Absicht dabei hat. Er ist anständig bis auf den Grund seiner Seele. Aber er ist dumm ...

Malkah denkt ingrimmig: ja, er ist dumm. Nur, das Michael und sie bei diesem Worte etwas ganz verschiedenes
4010 meinen. Sie sagt: »Ich rede nicht über seinen Charakter. Ich rede davon, dass er sich Ideen in den Kopf gesetzt hat, die mit dem Charakter des Landes nichts zu tun haben, die dem Wesen der Jugendbewegung widersprechen. Es ist Zeit, klarzustellen, dass wir aus dieser gemeinsamen sportlichen Tätigkeit keine weiteren Folgen ziehen. Sobald das Fest vorüber ist, muss die Reinheit der Weltanschauung wieder demonstriert werden.«

Malkah hat noch eine andere Besprechung: mit den Leuten des Wachtdienstes in Bejt Amal. Sie hat diese
4015 Besprechung am frühen Morgen, ehe sie zur Arbeit geht. Sie hätte sonst nicht die Kraft gehabt, wieder neben ihm auf dem Acker zu stehen und unbefangen zu erscheinen. –

Das Fest ist herangekommen. Es packt das ganze Dorf. Es lässt keinen unberührt. Und vor allem: es lässt keinen unbeschäftigt. Mit eiserner Ausdauer hat Leo Flamm dafür gesorgt, dass Jedem irgend eine Aufgabe übertragen wird:

Gäste zu empfangen, Quartiere anzuweisen, Fremde zu führen, Strassen abzugrenzen, Zäune zu schmücken, den Festzug zu ordnen. Und so hat er das Wunder zuwege gebracht, dass die ewig wache Eifersucht und das stille Drängen nach Öffentlichkeit und Bedeutsamkeit befriedigt werden. Und so breiten sich ringsum Freude, Zufriedenheit und Stolz aus. Und aus all dem wächst wahrhaftiges Erlebnis, ein Gefühl der grossen Gemeinsamkeit, jenes Geheimnis, das aus Festen und Feiertagen zuweilen über die Menschen zu herrschen beginnt. Sie stehen alle ohne Schranken vor einander, weil sie für ein par Stunden ihren kleinen Alltag geopfert haben.

Am Nachmittag drängen sich die Massen auf dem Festplatz zusammen. Die Wettspiele, Gruppe gegen Gruppe, sind schon am Morgen ausgekämpft worden. Jetzt ist die Reihe an der grossen Demonstration, auf die hin Leo Flamm seit Wochen gearbeitet hat; die Demonstration der Masse, da, wo sie *einem* Willen untertan ist, wo sie willig die gleichen Rhythmen der Bewegung vollzieht, wo sie zum Einsatz und zur Addition bereit ist; wo jede Gebärde dem Gesamtbild dient. Das Gelingen ist über Erwarten gross. Zweihundert junge Menschen, vom gleichen Schwung getrieben, von gleicher Kraft gebändigt, selbstbewusst und doch dienend, eigenlebig und doch gehorsam. Es ist ein Bild der Aesthetik und der Kraft zugleich. Es ist ein Versprechen für morgen.

Das rhythmische Spiel ist zuende. Die Gestalten stehen reglos auf ihren Plätzen. Der Beifall tobt. Ein Gong schlägt laut an. Ein Kommando ertönt. Dann schliessen sich die Gestalten zu Reihen aneinander, rücken zu Reihen auf, marschieren voran, stehen gleichmässig ausgerichtet, immer noch beherrscht und voll Disziplin, vor den Tribünen. Josef erhebt sich. Er will reden. Aber er ist zu sehr unter dem Eindruck des Festes und des Bildes. Mit der Kraft von einst ruft er über das Feld: »Wir singen jetzt die Hymne unseres Volkes!«

Die Hunderte erheben sich. Eine Weile Schweigen. Dann tritt aus der dicht gefügten Reihe Leo Flamm, schlank, straff, braun. Er entfaltet eine Fahne, eine blau-weiße Fahne, und lässt sie in der Abendluft schwingen. Plötzlich fühlt er – er sieht es nicht – dass hinter ihm sich noch eine Gestalt aus der Reihe löst. Und dann steht Malkah neben ihm. Sie wirft den Kopf mit dem leuchtend roten Haar weit zurück, eine leidenschaftliche Gebärde von Trotz und Kraft. Auch sie entfaltet plötzlich eine Fahne, eine blutrote Fahne, und lässt sie in der Abendluft schwingen ... Zwei Fahnen, wie sie drüben über den Zeltlagern wehen. Zwei Fahnen, zwei Symbole, zwei Welten ...

Leo Flamm lässt seine Fahne sinken. Er schaut Malkah an. Sie nimmt seinen Blick nicht an. Sie schaut gerade und starr vor sich hin, die Gefangene ihres Willens, ihrer Leidenschaft, ihres Eifers ... Zwei Fahnen ... »Du?« fragt er leise. Sie antwortet nicht.

Er schaut sich um. Erhebt niemand Protest? Die Menschen von Schimshon stehen schweigend und verbissen da. Die Menschen von Gideon stehen schweigend und entschlossen da. Das Symbol ihrer Welt hat sie gepackt. Sie leisten ihm stillen Gehorsam. Sie sind in ihre Welt zurückgekehrt.

Mit einer brüsken Bewegung wendet Leo Flamm sich ab. Hinter ihm in der Reihe steht Nachum. Er gibt ihm die Fahne in die Hand. Dann geht er mit langen, federnden Schritten ganz allein, ganz sichtbar, ganz unbesiegt an den Reihen entlang, aufrecht und preisgegeben, trotzig und bewusst über das Spielfeld und verlässt es. Ein ganz grosses, hörbares Schweigen geht mit ihm. Erst wie er ausser Sicht ist, wird Josefs Stimme hörbar, müde und gebrochen: »Wir singen jetzt ... die Hymne ... unseres Volkes.«

Leo Flamm geht durch die Dorfstrassen. Sie sind leer. Alles ist auf dem Festplatz. Es ist eine geisterhafte Leere, mit langen, schrägen Schatten, mit Zwielight einer grossen Ungewissheit. Er geht und weiss nicht wohin. Aber die Füsse tragen ihn den Weg, den er schon gewohnt ist: auf den Hof. Immerhin: dort ist Arbeit, die er noch verrichten kann. Die Tiere warten auf Futter. Man könnte den Hof auskehren. Er wird nachschauen, ob alle Hühner auf den Stangen sind. Das ist so wichtig, wegen des Ungeziefers. Salman Neiger weiss alle diese Dinge. Man kann noch viel von ihm lernen. Vielleicht ist das das einzige, was er hier lernen kann. Alles andere ...er schüttelt den Kopf: alles andere kann nicht gelernt werden. Man kann es nur annehmen oder ablehnen.

Im Hofe ist Geräusch. Wer macht sich da zu schaffen? Neiger ist doch auf dem Festplatz. Nein, er kommt aus dem Stall heraus. Er steht kurz und gedrungen in der Türe, die Hände tief in die Taschen gesenkt. Er steht in der Türe wie ein Klotz, als wollte er den Durchgang sperren. Er sieht Leo Flamm entgegen, wie er daher kommt, sieht ihn mit engen kalten Augen an und sagt: »Nun, endlich zuende gefeiert?« Es klingt feindselig. Leo Flamm sagt ruhig: »Noch nicht ganz. Die Anderen sind noch dort ...« Neiger schiebt sich einen Schritt näher. »Und warum sind Sie schon hier?« Flamm zuckt die Achseln: »Ich hatte genug,« Neiger lacht böse: »So, Sie hatten genug! Und erst konnten sie nicht genug bekommen. Aber ich kann mir etwas anderes denken, warum Sie so früh kommen. Ich bin nicht blind. Aber Sie kommen doch zu spät!« Er hat zu schreien begonnen. Leo Flamm tritt etwas zurück. Es sieht aus, als ob Neiger ihm anspringen will. »Für was zu spät?« fragt Flamm. Neiger löst die Hände aus den Taschen. Es sind harte Fäuste. »Um sie abfahren zu sehen. Um zu sehen, wie sie endlich davon läuft. Wie sie genug hat von Salman Neiger. Wie sie einen anderen Hans Simson braucht, und seine Luft, die verfluchte Stadt ...!«

Leo Flamm ist nicht überrascht. Das Ergebnis ist so folgerichtig, wie es nur sein kann. Aber er weigert sich, in diese Tragödie hineingezogen zu werden. »Ich habe nie mit Ihrer Frau über persönliche Dinge gesprochen. So wenig wie

mit Ihnen. Und ich möchte es auch in Zukunft nicht.« Neiger ist wieder zu seinem gebundenen Gleichmut zurückgekehrt. Die Erregung scheint von ihm abgefallen. »Dazu werden Sie auch keine Gelegenheit haben« sagt er. »Sie werden morgen die Arbeit aufgeben.« Dann geht er mit kurzen Schritten in das Haus.

Leo Flamm nickt vor sich hin. Auch das ist folgerichtig. Auch das versteht er, dass Salman Neiger keinen Zeugen seiner Niederlage täglich auf dem Hofe sehen will. Also wird er morgen gehen. Es wird sich ein anderer Bauer finden, bei dem er weiter lernen kann. Jeder Bauer nimmt gerne einen guten Arbeiter, der keinen Lohn kostet. Er geht in seinen Verschlag und packt seinen kleinen Koffer. So wird er morgen früh keine Zeit verlieren. Er macht noch einen Rundgang durch die Ställe, schliesst hier einen Riegel, öffnet dort ein Fenster, jagt verlorene Hühner auf die Stange, stellt im Futterschuppen die Rattenfalle auf. Es ist alles Dienst an der Arbeit, und er will verrichtet sein. Auch der andere Dienst wird weiter gehen: der Wachtdienst. Es ist sein Tag heute, oder richtiger: seine Nacht.

Es dunkelt schon. In der Dorfstrasse ist Lärm und Geräusch. Die Menschen kommen vom Festplatz zurück. Leo Flamm mag keinem von ihnen begegnen. Er geht durch den Garten, springt über den Zaun und ist auf den Feldern. Mattgrau leuchtet von ferne der Unterstand aus Beton. Wie Leo Flamm darauf zugeht, bedenkt er zum ersten male, ob er überhaupt im Dorfe bleiben kann. Ist das, was vorhin geschah, nicht dazu angetan, seine Stellung zu erschüttern? Verdrängt es ihn nicht von selbst aus dem Dorfe? Vielleicht. Aber er will sich nicht verdrängen lassen. Für die Gruppen der Jugend hat er getan, was er ihnen versprochen hat. Er schliesst dieses Kapitel ab. Aber für seine Arbeit, für seine Ausbildung als Bauer wird er noch tun, was er zu tun hat. Und er wird es in Bejt Amal tun.

Im Unterstand sind heute mehr Menschen als sonst. Es sind Gäste darunter, aber auch aus dem Dorfe sind mehr Wächter da als gewöhnlich. Vor allem ist Raphael da, dem die ganze Wache untersteht. Leo Flamm grüsst, trägt sich in die Liste ein, wie immer, und will sein Gewehr nehmen, wie immer, um draussen, am Rande der Siedlung, seinen Posten zu beziehen. Da legt ihm Raphael die Hand auf den Arm. »Warte einen Augenblick. Ich muss etwas mit dir besprechen.«

Sie gehen hinaus vor die Türe, während die anderen ihnen schweigend nachblicken. Draussen sagt Raphael: »Wir sind dabei, den ganzen Wachtdienst neu zu organisieren. Das ist aus gewissen inneren Gründen notwendig. Und wir müssen Wert darauf legen, dass wir vollkommen legal sind. Du verstehst. Wir waren sehr mit dir zufrieden, aber du bist noch nicht legalisiert. Es ist darum besser, dass du einstweilen nicht wieder kommst.«

Leo Flamm wird blass. »Ihr habt von Anfang an gewusst, wer ich bin und was ich bin. Ich habe es euch gesagt.« – »Das ist richtig. Aber jetzt haben sich die Verhältnisse geändert.« Es klingt unsicher, und Leo Flamm kann nicht nachgeben. »Vielleicht willst du mich schonen, Raphael. Aber das wäre in diesem Falle nur ... Feigheit. Also was habt ihr gegen mich?« Raphael zögert noch. »Ich kann mit dir über diese Dinge erst dann sprechen, wenn ganz klar ist, zu welcher Gruppe du gehörst. Das gibt es bei uns nicht, dass einer zwischen den Gruppen steht!« – »Auch nicht über den Gruppen?« fragt Flamm. – »Das gibt es nicht« sagt Raphael. »Das ist eine Redensart.« Flamm wendet sich zum Gehen: »Solange ihr diese Redensart nicht versteht, haben wir nichts mit einander zu reden. Hier ist der Abgrund ...«

Er geht wieder über die Felder. Der Boden ist weich und nachgiebig unter seinen Füßen. Er ist eine ruhende gelassene Kraft. Aber er ist unerbittlich. Wenn man ihm nicht an jedem Tage dient, fällt er in den Urzustand seines Wesens zurück und wird Wüste. Aber zuweilen ist es schwer, zu wissen, wie man ihm dienen soll. Er versperrt sich, und man glaubt doch, man habe ihm mit rechtem Dienst gedient. Leo Flamm hat es offenbar nicht getan. Darum stösst das Dorf ihn aus. Der Hof ist für ihn nicht mehr da. Zu den Gruppen gehört er nicht. Die Menschen der Wacht halten sich von ihm fern und schliessen ihn aus. Und wessen Schuld ist alles das? Ist einer schuldig? Oder ist es dasjenige Schicksal, das an einem Lande und an den Menschen dieses Landes haftet?

Über dem Nachsinnen ist Leo Flamm in einen schwingenden Gang geraten. Eine seltsame Leichtigkeit ist in ihm, die nicht Freude ist und die nicht Schmerz ist, die nichts als Rhythmus, als Ausdruck einer geheimnisvollen Bewegung ist. Der schwingende Gang füllt ihn ganz aus. Er kann ihn nicht anhalten. Vielleicht ist es nur der stille Gehorsam gegen den Schwung des Schicksals. Er geht und kann nicht stehen bleiben. Er sieht den Raum vor sich, in dem er all die Zeit gearbeitet hat. Aber auch er hält ihn nicht mehr. Es ist ein leeres Gehäuse. Mit einem Griff zieht er seinen kleinen Koffer an sich und geht weiter. Im Hof sind von den Ställen her die gewohnten Geräusche. Er gleitet an ihnen vorüber. Der schräge Torpfosten grüsst ihn, wie er hindurch geht. Die Strasse ist belebt, aber er nimmt sie nicht wahr. Sie zieht wie ein unscharfes Bild an ihm vorüber. Es treibt ihn mit schwingendem Gang weiter. Stiller werden die Strassen, ferner die Häuser. Jetzt ist der Himmel gross und ausgestirnt über ihm. Das Dorf bleibt hinter ihm. Er ist auf dem Pfad, der zu der grossen Landstrasse führt. Bäume stehen voll und rauschend zu beiden Seiten. Da löst sich aus dem Dunkel der Stämme eine Gestalt. Sie zögert. Sie sieht Leo Flamm mit schwingendem Gang daher kommen. Sie will zu ihm hin gehen. Sie streckt die Hände aus. Das Herz peinigt sie, dass sie es in allen Gliedern spürt. Aller Trotz ist von vielen Tränen aus ihr heraus gebeizt. Sie will ihm in den Weg treten, den Kopf neigen, diesen harten Kopf auf seine Schultern legen, nachgiebig ... Aber er kommt daher, aufrecht, gleitend im Gang, mit langen federnden Schritten, eine unbesiegte Kraft. Er wendet den Blick nicht zur Seite. Er geht und geht. Von seinem Gehen strömt eine Kraft aus, die sie fesselt, die sie an den Ort bindet, die sie beiseite drängt, zurück in den Schatten, in das Alleinsein ...

Epilog.

4135 Leo Flamm geht über die nächtlichen Wege. Der gleitende Schwung, mit dem er sich auf diese neue Wanderung gemacht hat, ist noch nicht erlahmt. Aber in den Nächten ist die Welt sehr gross. Die Dinge, an denen man sonst Gestalt und Entfernung, Höhe und Weite misst, sind nicht da. Sie sind zu Schatten ihrer selbst verwandelt. Darum ist der Raum nicht abzumessen. Irgendwo ist Ahnung eines Horizontes. Irgendwo verlaufen die Konturen der Welt. Aber der Himmel ist für die kleinen Masse, mit denen ein Mensch sich zurecht tastet, zu gross, zu hoch, zu weit. Wer nicht
4140 in der Nacht gehen kann, um zu beten, muss sich eine Zuflucht suchen, damit ihn die Weite nicht auslöscht.

Leo Flamm geht langsamer. Der Weg steigt an. Er hebt sich zu einem schmalen Pass zwischen Hügeln. Aber er wäre auch langsamer gegangen, wenn der Weg sich gesenkt hätte. Das Pendel in ihm schwingt langsamer. Wege sind ja nicht Selbstzweck. Wege müssen ein Ende und ein Ziel haben. Oder sie müssen einen Ort haben, der sie zu Rast und Nachdenken unterbricht. Leo Flamm hat nicht Ziel noch Richtung. Darum wird der Weg unter seinen Füßen
4145 bedeutungslos. Der Himmel ist zu gross und macht ihn zu klein. Er sehnt sich nach einem abgeschlossenen Raum, wo er mit sich allein sein kann, wo er sich ausruhen kann, wo er das Gefühl hat, dass er dort sein darf, und dass nichts und niemand ihn weiter treibt, in das Ungewisse hinein.

Die Hügel werden felsig und nackt und treten enger an die Strasse heran. Die Nachtschatten sind sehr tief und dunkel, und in diesem tiefen Dunkel unterscheidet er eine noch dunklere Fläche, wie der offene Mund einer Höhle. Er weicht
4150 von der Strasse ab und tastet sich dahin. Er entzündet ein Streichholz. Ja, es ist eine Höhle, eine der vielen, die in dieser Gegend sind. Er geht vorsichtig hinein. Reisig knistert unter seinen Füßen. Auf weicher lockerer Erde liegen unregelmässige Steinbrocken. Er brennt noch ein Zündholz an. Da ist, an der linken Wand der Höhle, ein flacher Stein, wie zum Sitz dorthin gelegt. Er hockt sich darauf, legt sein Gepäck zur Seite, lehnt den Kopf gegen die Felswand und schliesst die Augen.

4155 Hier ist Ruhe. Hier ist eine Stille, die undurchdringlich ist. Er horcht ihr nach. Dann schüttelt er den Kopf. Nein, hier ist keine Ruhe, denn es geht nichts von ihr aus. Und man kann nichts an Geheimnis in sie hineindeuten. Sie ist garnicht Stille. Sie ist nur das Fehlen von Geräuschen, so wie ein Raum erst dann wirklich leer ist, wenn zuvor Menschen darin waren und wenn sie fortgegangen sind. Er sieht zum Eingang der Höhle hin. Er zeichnet sich mit hellerer Fläche gegen die Nacht und gegen die Welt da draussen ab. Das ist die Welt, mit der Leo Flamm nicht zu
4160 einem Einklang gekommen ist. Wer hat daran Schuld? Er oder die Anderen? Gibt es da überhaupt Schuld? Wenn er, Leo Flamm, gelassen und ausgebrannt über den Welten und Dingen schwebte; wenn er sie sehen könnte, wie der Forscher die Dinge im Mikroskop sieht; wenn er sie werten könnte, wie der Sterbende, der dem Leben Entgleitende die kleinen Unruhen von gestern wertet – dann könnte er sagen: wo zwischen zwei Erscheinungen keine Harmonie entsteht, ist es nicht Schuld der Erscheinungen. Es ist beider Wesen, das sich zur Harmonie nicht fügt. Aber er ist
4165 noch nicht so abgeklärt. Er lebt noch, und er lebt aus seinem Glauben. Da aber auch die Anderen aus ihrem Glauben leben, muss ein Glaube ein Irrglaube sein, ein Irrtum, ein Götzendienst ...

Ein Zorn beginnt in ihm zu brennen. Es ist nicht ein Zorn um deswillen, weil er den Weg zu den anderen Menschen wieder einmal verfehlt hat. Das entmutigt ihn nicht. Er ist jung und kann noch viele Wege gehen. Und er weiss: es ist Reichtum, wenn man viele Wege gehen kann. Sein Zorn meint etwas anderes: dass diese enge Sucht der Menschen
4170 von gestern, sich zu einer Gruppe zusammen zu ballen, dass dieser Götzendienst des Kollektivs zu viele von den Wegen zerstört, auf denen Mensch und Mensch sich treffen können. Ein Irrtum mag in der Befreiung enden. Ein zerstörter Weg aber ist der Keim der Wüste.

So sitzt Leo Flamm in der nächtlichen Höhle und zürnt. Er spricht mit dumpfen Lauten vor sich hin. Er streckt die Arme zu Gesten aus. Er stösst mit der Füßen in den Boden und schleudert Steine beiseite. Plötzlich fühlt er einen
4175 heftigen Stich dicht über dem Fussgelenk. Entsetzt springt er auf und tritt blindlings um sich. Eine Panik ergreift ihn. Er tritt und stampft und wagt doch nicht, von der Stelle zu gehen. Wenn eine Schlange ihn gebissen hat ... Die Angst treibt ihm den Schweiss auf die Stirne. Er reisst die Zündhölzer aus der Tasche, packt ein ganzes Bündel und brennt es an. Er leuchtet auf den Boden. Da liegt, von seinem wilden Treten in die weiche Erde gedrückt, ein Skorpion, schwarz, hässlich, unheimlich. Aber seine Angst ist verfliegen. Der Stich schmerzt, aber daran stirbt man nicht. Er rafft
4180 den Koffer an sich und ist mit zwei Sprüngen aus der Höhle.

Der Himmel ist immer noch hoch und gewaltig. Leo Flamm atmet auf. Es ist gut, wieder unter freiem Himmel zu sein. Wer sich in Höhlen verkriecht, muss ihr Geheimnis teilen, oder ihre Gefahren. Er wendet sich nachdenklich um und schaut in das schwarze Dunkel. Was ist das da eben gewesen? Ein Zufall? oder ein Gleichnis? oder ein wirkliches

Geschehen? Denn alles Geschehen ist Gleichnis ...

4185 Er zuckt die Achseln, wie er weiter geht. Was nützt es, in den Höhlen zu kauern und zornig zu sein? Wer das Leben anpacken will, soll nicht hineingehen. Und er soll sich auch nicht hineindrängen lassen. Denn das ist ihm geschehen: er hat sich vom Wege abdrängen lassen. Und das darf nicht wieder geschehen. Als er diese Fahrt nach Irgendwo begann, hat er vor keinem Stück des Lebens Furcht gehabt. Er hat jedes Stück einzeln angepackt: die Flucht, die Fahrt, die Menschen auf dem Schiff, die Feindschaft zu Jakob und die Nähe zu Karola ...

4190 Seine Schritte beschleunigen sich. Langsam ergreift ihn wieder der gleitende Schwung. Da drüben über den Hügeln ist ein heller, dunstiger Schimmer. Das ist der Lichtbann der Welt. Dort drüben sitzt Karola und wartet; wartet auf alles, was Leben ist und was morgen sein wird. Ihr Weg ist vom ersten Tage an gerade gewesen. Von der Sekunde an, da sie sich trafen, hat sie alles Gestrige abgetan und ist ohne Vorbehalt in die Zeit und in die Gegenwart gegangen. Für sie gibt es keinen Zweifel an den Menschen mehr, nachdem sie zu einem Menschen hin den Weg gefunden hat. Darum

4195 kann sie warten, ohne Hast, ohne Unruhe ...

Leo Flamm bleibt mitten auf dem Wege stehen. Sein Staunen ist gross. Ist es wirklich so, wie sie ihm einmal in ihrer Weisheit des Glaubens gesagt hat: man muss erst zu einem einzigen Menschen gehen, ehe man den Weg zu den Vielen finden kann?

Er nickt vor sich hin. Ja; das ist wohl der Weg: einen Menschen ganz auf sich nehmen, um zu erkennen, dass die
4200 Waage des Schicksals immer um das Menschliche steigt und fällt. Dann kann man die Anderen auf sich nehmen ...

Er geht weiter. Heller wird der Schimmer über den Hügeln. Die ersten Lichter der Stadt werden sichtbar. Er geht darauf zu. Jetzt hat sein Weg ein Ziel. Er muss dort landen, wo ein Mensch auf ihn wartet. Denn dort ist die Zuversicht und das Vertrauen. Dort wird bald ein neues Leben sein, ein Glied in der Kette, ein Versprechen für morgen. Denn was können Menschen geben, die im Übergang stehen? Auch wenn ihre Flucht beendet ist, haben sie
4205 eine Welt von gestern gekannt. Aber dieses Kind, dieses Kind von morgen wird kein solches Gestern haben. Seine Seele wird ungespalten in seiner Gegenwart leben können. Und es mag sein, dass eines Tages die Gebrochenheit der Väter in den Kindern geheilt wird ...

Die Lichter der Stadt erlöschen. Über den Hügeln geht die Sonne auf. Leo Flamm wendet sich ihr zu und hebt die Hände gegen sie auf. –

4210

Ende

(70766 Wörter)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/kastein/palnovel/palnovel.html>